UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Wilhelm von Scholz / Gesammelte Werke

Zwischenreich

LC
S3688

Wilhelm von Scholz

Gesammelte Werke

Zweiter Band der Erzählungen

Germany
177862.
3.2.23.

1922

Bei Georg Müller in München

Wilhelm von Scholz

Zwischenreich

1922

Bei Georg Müller in München

1.–3. Tausend
Copyright 1922 by Georg Müller Verlag Akt.-Ges., München

Inhalt

Der Kopf im Fenster 1
Der Totenbrautkranz 15
Der Auswanderer 37
Das Glück des Sterbenden 49
Das Bild 63
Das Gerücht 75
Albrecht Dürers Erlebnis 93
Michelangelo und der Sklave 105
Antwerpener Sage 117
Das Inwendige 147
Vincenzo Trappola 159
Die Warnung 217
Die Frau mit dem Muttermal 227
Die Nähe 241
Der Anzug in einem Stück 287

Der Kopf im Fenſter

Ein junger deutscher Maler, der um die neunziger Jahre in der Nähe Roms allein in einem kleinen Weinberghaus lebte, kam in einer schönen klaren Mondnacht, nachdem er mit ein paar Kunstgenossen lange beim Wein zusammengesessen hatte, gegen die zwölfte Stunde nach Hause. Er ging seinen nicht ganz kurzen und sehr einsamen Heimweg, der bei der letzten Haltestelle der Straßenbahn begann und dann meist zwischen hohen weißen Mauern hinführte, oft spät bei Nacht, auch wenn kein Mond schien, und stets ohne Furcht. Er war nicht reich, trug nichts Kostbares bei sich, sah mit seinem braunen Umhängemantel und dem breitkrempigen Hut für Räuber wenig verlockend aus und hatte, was ebenfalls wichtig ist, auch kein Liebesverhältnis in Rom. Warum sollte er Furcht haben? — Er dachte an seine Braut in Deutschland, trug fast immer einen Brief von ihr in der linken inneren Westentasche dicht über dem Herzen und pflegte, wenn er heimwanderte, fröhlich vor sich hinzupfeifen, sprach gelegentlich einmal unversehens seine Gedanken laut aus, und wenn es nur ein „Das ist allerdings richtig!" oder „So werde ich es machen!" war; redete manchmal mit seinem kleinen Hunde, einem Spitz, der sich nie weit von seinem Herrn entfernte. Der Maler hatte auch einen, seit er ihn vor Jahren gekauft, nie abgeschossenen Revolver bei sich. Warum also Furcht?
Nur, wenn er an der Gartentür seines Häuschens ankam, fürchtete er sich so lange, bis er aufgeschlossen hatte, das heißt:

er redete sich mit fast behaglichem Gruseln selber Furcht ein, spielte mit dem Gedanken, daß um die Ecke – die hohe Mauer bog etwa fünf Meter hinter der Tür nach hinten in einen schmalen Weinbergsweg um – plötzlich ein Kerl hervorstürzen und ihn am Aufschließen verhindern könnte. Darum hatte er immer die Schlüssel schon aus der Tasche, ehe er an das Pförtchen kam, und schloß so schnell als möglich auf, wobei er oft genug mit dem Glimmlicht seiner Zigarre das Schlüsselloch suchte. Dann schloß er ebenso schnell hinter sich zu und fühlte sich geborgen, hatte fast ein Bedauern darüber, daß nun kein Wegelagerer an die verschlossene Eisenpforte vergeblich anrannte. Er ging mit seinem Spitz ins Haus, nahm, wenn er die Haustür aufgeschlossen hatte, den Kerzenleuchter, den er links auf den abgetretenen Ziegelfliesen bereitgestellt, machte Licht, prüfte den Türverschluß der ebenerdigen Räume, die mit Ausnahme der kleinen Küche kalt waren, und die er nur zum Abstellen von Gerät, Bildern, Spannrahmen, Kisten und Gerümpel benutzte, und stieg dann die knarrende Treppe in den ersten und einzigen Stock hinauf, wo sein Atelier und sein kleines Schlafzimmer sich befanden. Das Schlafzimmer war eigentlich mehr ein Alkoven, der immer zur Werkstatt offen stand, so daß man vom Bette aus das große eingebaute Fenster und darin die Sterne oder die erglühenden Morgenwolken sehen konnte.

Sein heutiger Heimweg war nicht so ganz ohne Beunruhigung gewesen. Es war zwar nichts Greifbares geschehen, und vielleicht war der Maler nur durch ein Gespräch über unheimliche Dinge, welches die Freunde gepflogen hatten, ein wenig aufgeregt, so daß ihm Dinge als besonders vor-

kamen, die immer gewesen sein mochten und die ihm nur nie aufgefallen waren. Einmal allerdings bellte sein Spitz auch in einen dunklen Gang breitästiger Linden hinein, an dem der Weg etwa dreihundert Meter vor seiner Wohnung vorbeiführte. Viel harmlosere Dinge hatten ihn aber schon vorher in eine ihm ganz ungewohnte ängstliche Aufregung versetzt. Zunächst hatte ihn noch in der Straßenbahn ein etwas verwegen aussehender Mann, der Erdarbeiter oder dergleichen sein mochte, nach dem Valle San Giorgio gefragt, einem gänzlich einsamen Tälchen mit einer Kapelle, zu dem der Weg nicht weit hinter seinem Hause vorbeiführte und das so spät in der Nacht aufzusuchen kein vernünftiger Grund zu erdenken war. Das beschleunigte etwas seinen Schritt gegen sonst, als er ausgestiegen war, und hielt ihn ausnahmsweise einmal in Vorstellungen von möglichen Gefahren auf seinem Wege, so daß er seinen Revolver in der Tasche entsicherte, sich auch mehrmals umsah, ob jemand ihm folge. Der Weg, der noch frei über Felder ging, lag weiß und ganz einsam hinter ihm im Mondschein. Er bildete sich einmal ein, hinten fern einen Schritt zu hören, blieb stehen und horchte. Nichts. Dann dachte er, wenn zwischen den hohen Mauern, in die sein Weg jetzt einlenkte, etwa gleichzeitig vor und hinter ihm jemand auftauchte, würde es für ihn kein Entrinnen geben; der Weg war so eng, daß sich nicht einmal zwei der hohen und schmalen römischen Eselwagen darin hätten ausweichen können.

Nun fing sich der harte Schall seines Schrittes auf dem Feldsteinpflaster bei der weiten Nachtstille oft deutlich vernehmbar im Echo der Wegbiegungen. Da hielt der Maler jedesmal an, der Echoschritt auch, der sich nachklappend

wieder in Bewegung setzte, sobald der späte Wanderer erneut zu gehen begann. Das dauerte längere Zeit so fort, und der Maler fing schon an, sich einen Angsthasen zu schelten und seinen guten Humor wiederzufinden, als er plötzlich bei einer Biegung vor sich auf dem Wege einen Mann gehen sah, der sich einmal nach ihm umwandte und dann mit gleichmäßigen langsamen Schritten rechts abbog. Er hatte das bärtige Gesicht des Fremden bei dessen kurzer Kopfwendung nur sehr undeutlich sehen können. Aber die Gestalt, ein gedrungener mächtiger Mann, war ihm mit ihrem ganzen bewegten Umriß eindrücklich bewußt geworden, und auch das Schreiten des Schattens an der Mauer, von der er dann auf das Pflaster des Weges hinabglitt, um seinem Herrn langsam in den Seitenweg zu folgen, hatte er bemerkt. Als der Heimwandernde selbst an den Seitenweg kam und ängstlich hineinspähte, war bis zur weit entfernten nächsten Biegung des Gäßchens nichts mehr zu sehen. Der Mann mochte einen schnelleren Schritt angeschlagen haben, der vielleicht zwischen den Mauern nicht zu hören gewesen war, oder auch in irgendein Pförtchen verschwunden sein.

Von diesem Augenblick an hob sich die Stimmung des Wanderers, der Maler siegte über den Angsthasen, fand plötzlich, daß der Fremde ungefähr eine solche Gestalt sei, wie er sie schon lange — erst neulich wieder auf dem römischen Modellmarkt — für sein neues Figurenbild einer nächtlichen Rivalenszene suchte, und bedauerte, das Gesicht des Bärtigen nicht genauer gesehen zu haben. Er wollte den annähernden Umriß und Eindruck der Figur zu Hause noch vor dem Schlafengehen rasch skizzieren und fing an, seinen Schritt in der beginnenden und sich vor seinem

geistigen Auge erregter ausarbeitenden Vision des Bildes zu beschleunigen, war ganz damit beschäftigt, spürte nach langer Pause neue Arbeitslust für den nächsten Tag und beachtete es nicht weiter, wie der Spitz in die dunkle Baumallee hineinbellte und dann halb beruhigt knurrend mit seinem Herrn weiterlief.

Zu Hause angekommen, holte der Maler aus einem Winkel seiner Werkstatt sofort die große Pappe mit der Skizze seines Rivalengemäldes hervor, stellte sie auf die Staffelei und umriß mit Kohle die Gestalt des bärtigen Mannes. Er hatte die ihm noch fehlende Figur ursprünglich als den Angreifer gedacht, der von einem Mauereck verborgen auf den am Tor sich eben zärtlich verabschiedenden Liebhaber der ungetreuen Frau mit gezogener Klinge wartet. Nun verschob sich ihm, ehe er sich's versah, die ganze Idee. Der Bärtige mußte der Angegriffene sein und zwei mußten ihm auflauern. Er nahm einen großen Zeichenblock und skizzierte den neuen Gedanken flüchtig, jetzt rasch ermüdend und mit dem sehnlichen Wunsch, ins Bett zu kommen. Der Spitz hatte sich längst auf sein Polster in der Nähe der Tür hingestreckt und schlief. Während sich der Maler auszog, beschäftigte ihn unablässig der Kopf des Mannes, den er bei der kurzen Begegnung nur so undeutlich gesehen hatte. Er konnte ihn nicht vor sein inneres Auge zwingen. Er wollte noch einmal zu skizzieren anfangen, fühlte aber doch gleich, daß er zu müde sei, trug sein Licht in den Alkoven und wanderte noch ein paarmal während des Ausziehens im Atelier auf und nieder.

Ehe er ins Bett ging, stand er vor dem hohen Fenster still und sah in die Mondnacht hinaus. Die Wipfel einiger Ulmen silberten in leichtem Wind, den man nicht hörte.

Der Maler genoß wohlig die ganz einsame Lage seines Hauses; weitum war keine andere Menschensiedlung zu sehen. Unten in dem ungepflegten Garten lag der schwarze Mauerschatten und ein Stück scharfer Dachschatten des Hauses. Er öffnete eine Scheibe, atmete einmal tief, sah die glatte Hauswand hinab bis zum Boden, der im Mondschein mit seinen kleinen Erhebungen und Senkungen merkwürdig plastisch aussah, schloß das Fenster und ging zu Bett; schlief auch gleich ein.

Er wußte nicht, wie lange er geschlafen und was er geträumt hatte, als er plötzlich aufwachte, sich aufrichtete und besann. Ihm war, als hätte er irgend etwas gehört, einen Ruf, einen Schrei oder Stimmen. Er horchte. Alles war still. Natürlich konnte dieser Laut, der ihn geweckt hatte, ebensogut nur aus seinem Traum gekommen sein. Ihm war so, als ob er geträumt hätte: irgend etwas Wirres, Angstliches. Er wollte sich beruhigt wieder umlegen, aber warf vorher nur schnell noch vom Bett einen Blick ins Atelier hinein, in das jetzt ein Lichtstreifen des vollen Mondes fiel. Da sah er seinen Spitz mitten im Raum stehen, ganz vorgestreckt, den Kopf nach dem Fenster gerichtet, ohne zu bellen. Das war sonst die Art des Hundes nicht. Der Maler rief ihn leise an. Der Spitz schien nicht im mindesten zu hören und veränderte seine gespannte Haltung nicht. Da hob der Maler den Blick nach dem Fenster, auf das der Hund zu starren schien. Er war einen Augenblick im Zweifel, ob er nicht jetzt noch träume. Schon schlug er die Decke zurück und sprang auf, stand, aber wie gelähmt, und starrte immer auf das Fenster, wischte sich über die Augen und starrte. Durch die Scheibe sah mit einem angstvoll verzerrten Gesichtsausdruck der Kopf des

Bärtigen herein, so, als hätte sich der Mann bis zur Brusthöhe am Fenstersims emporgezogen. Das starkknochige verwilderte Gesicht war mit seinem wirren Haar und Bart bis in alle Einzelheiten ganz deutlich zu erkennen. Die Augen waren angstvoll aufgerissen, der Mund wie hilfeflehend geöffnet, so daß man die Zähne sah. An der linken Schläfe schien das Haar etwas zu kleben und Blut herunterzutropfen. Von den Händen, die sich doch hätten am Fensterstein halten müssen, war nichts zu sehen; die Oberarme lagen gerade am Körper an. Es sah dem Maler jetzt so aus, als würde der Mann von unten vor die Scheiben gehoben, wie er da reglos starr in das Fensterbild hineinragte. Da zerging der grausige Anblick, ohne daß eine Bewegung wahrzunehmen gewesen wäre; und der Maler sah jetzt ebenso deutlich, wie vorher den Kopf, die ferne Baumsilhouette, die fast den gleichen Umriß bildete. In diesem Augenblick veränderte der Hund seine Stellung, lief zu seinem Herrn, sprang an ihm wie schutzsuchend herauf, wandte den Kopf gleich noch einmal zum Fenster und stellte sich dann erwartungsvoll vor seinen Herrn, wie er es vor dem Ausgehen zu machen pflegte, wenn der Herr den Mantel anzog. Er schien seinen Herrn, der das über seinem nachwährenden Schreck nicht bemerkte, geradezu zum Weggehen zu drängen.

„Na, da soll doch —" fuhr es dem Maler heraus, in den jetzt Bewegung kam. „Was war das, Spitzchen?" Der Hund sah seinen Herrn an und wedelte und drängte, während der endlich entschlossen seinen Revolver vom Nachttisch nahm und zum Fenster ging. Die Scheiben standen groß und leer im Mondschein. Er öffnete und sah in den Garten hinab. Wege und Beete lagen still und hell. Es

war nichts von einem Menschen zu sehen, auch nichts von einer Vorrichtung, die so schnell nicht entfernt sein konnte, an der Hauswand bis zum Fenster hinaufzukommen. Die Läden im Untergeschoß waren fest zu, so daß sich an ihnen niemand hätte heraufschwingen können. Und nun erinnerte sich der Maler auch, daß das Verschwinden oder Zergehen des Kopfes nicht von dem mindesten Geräusch begleitet war; ein Herunterklettern oder -springen hätte er hören müssen. „Rätselhaft!" murmelte er und horchte dann. Bis in die Weite war alles still.

Er sah noch einmal hinab, ob sich die Büsche irgendwo bewegten. Sie standen reglos und schon ein wenig herbstlich entlaubt im Mondlicht. Leise schloß der Maler das Fenster und ging mit Hund und Revolver auf den Treppenflur, um auch dort nachzusehen. Der Spitz, der sehr wachsam war und gut witterte, umwedelte und bedrängte ihn noch immer wie zum Weggehen, gab aber, als sie aus der Ateliertür traten, nicht das mindeste Zeichen von Aufmerksamkeit; im Hause selbst konnte also niemand sein. Das Hinaussehen aus dem Treppenfenster, bis unter dessen Gesimse sich neben der Haustür Weinlaub emporrankte, brachte auch kein Ergebnis. Wie nach der Atelierseite lag Nähe und Weite ruhig schweigend da, wie mit offenen Augen schlafend. Nach einer Weile schrie irgendwo ein Steinkauz. Der Maler überlegte, zumal der Spitz noch immer die größte Lust zum Weggehen zu haben schien, ob er sich anziehen und wenigstens den Garten absuchen solle, verwarf den Gedanken aber wieder aus begreiflicher Ängstlichkeit. Nur wachbleiben wollte er und aufpassen, ob sich noch etwas rühren würde in dieser Nacht. Er schloß das Flurfenster.

Während er die paar Schritte zurückging, kam es ihm vor, als hätte er einen Moment auf dem Steinpflasterwege auf irgendeiner Seite ein rasches Laufen gehört. Er öffnete wieder das Fenster: alles still wie zuvor. Erst jetzt kam er zum Nachdenken. Er mußte krank, in seinen Nerven überreizt sein; er hatte sich so sehr bemüht, den Kopf der Gestalt auf seinem Bilde vor sich zu sehen, daß mit ein bißchen Nachwirkung des Falerners, den er getrunken, dieser schreckhafte Anblick noch aus seinem Traum hochgekommen sein konnte. Er wollte sich damit beruhigen, als sein Blick auf den wieder schlafenden Hund fiel; und der Einwand gegen seinen beruhigenden Gedankengang kam ihm so zwingend, so von außen, als sagte jemand halb hinter ihm: „Und der Hund? Wird der Hund durch Ihre Träume wach und unruhig?" — so daß sich der Maler wieder umwandte, ob nicht wirklich jemand spräche. —

Dann aber wurde er über die ganze Störung ärgerlich, erklärte sie für abgetan, schob das Polster des Hundes bis vor sein Bett und legte sich nieder, schlief auch nach einem wiederholten Ausschauen und Horchen aus seinen Kissen wieder ein. Bis zum Morgen kam keine Störung mehr. Als es Tag war und die Sonne hell vor seinem Werkstattfenster im Garten lag, war er schon bereit, über die ganze Sache zu lachen und den Einwand mit dem Hunde nicht mehr gelten zu lassen. Jetzt nahm er ernstlich seine Skizzen vor und zeichnete mit einigen charakteristischen Strichen den bärtigen Mann auf, den er geträumt hatte. Er war des Abenteuers froh; denn nun hatte er, was er so lange gesucht: Gestalt und Kopf des angefallenen Mannes. Er bemerkte zu seiner Freude, daß er die Umrisse der anscheinend einfachen Kleidung des Fremden gut für sein phantastischeres

Bild gebrauchen und umdeuten konnte. Während er noch arbeitete, klopfte es unten am Tor. Er zeichnete erst noch ein paar Striche, ehe er sich die Stiefel anzog und hinunterging, um aufzumachen. Es mußte die Bäuerin sein, die ihm morgens von ihrem nicht allzuweit entfernten Gehöft die Milch brachte. Als er herunterkam, war niemand mehr da. Es stand auch keine Milchkanne vor der Tür. Er schlenderte die Straße bis zum nächsten Querweg hinunter, in dem ein Brunnen war; da tränkte die Bäuerin manchmal ihren Esel. Schon von weitem hörte er Stimmen und sah, als er umbog, eine Gruppe von Leuten beisammenstehen, die erregt sprachen und zwischen sich auf den Boden sahen. Zwei Gendarmen waren dabei. „Ist was passiert?" fragte er, als er näher kam. „Es ist einer ermordet worden heute nacht," antwortete einer der Leute, und der Gendarm fragte ihn, ob er etwas Auffälliges auf seinem Heimwege gesehen oder nachts in der Nähe seines Hauses Hilferufe gehört habe. Er wollte seine Gespenstergeschichte, an die er selber nicht mehr glaubte, hier vor den Leuten nicht erzählen und sagte nur, daß ihm ein Mann begegnet sei und daß ihn in der Straßenbahn einer nach dem Wege zum Valle di San Giorgio gefragt habe.

„Haben Sie den Mann, der Ihnen begegnet ist, so genau gesehen, daß Sie ihn wiedererkennen würden?" Nein. Aber immerhin habe er Anhaltspunkte. Er habe gesehen, daß er bärtig war. — „War es der?" fragte der Gendarm und deckte den mit einem Sack verhüllten Kopf der am Boden liegenden Leiche auf. Dem Maler, den schon das Zusammentreffen seiner merkwürdigen Traumerscheinung mit dem Verbrechen, das hier entdeckt worden war, aufgeregt hatte, versagte die Stimme. Genau so wie am

Fenster: mit offenen Augen, etwas Blut an der linken Schläfe und zusammengeklebten Haaren starrte ihn der bärtige Kopf an. Und jetzt begriff er auf einmal den Ausdruck dieses Gesichts, das noch immer eine Seele widerzuspiegeln schien: es war ein Hilferuf, ein Herbeizwingenwollen des nächsten Menschen zur Rettung. Und wie er das erkannte, schien der Ausdruck des Kopfes in Vorwurf überzugehen, der den Maler erschütterte: sein Hund, dessen Benehmen in der Nacht er nicht beachtet hatte und das ihm jetzt klar wurde, hatte dem Bedrängten, der nach Schutz suchte, zu Hilfe eilen wollen, und er, der Herr, hatte es in seiner Angst um sich selber nicht verstanden.

Der Maler schämte sich und sagte endlich tonlos zu dem Gendarmen: „Ich glaube, dieser Mann war es." „Kannten Sie ihn?" fragte einer der herumstehenden entfernteren Nachbarn, mit denen der Maler, wenn er vorüberkam und sie auf der Bank vor der Tür saßen, ein Wort zu sprechen pflegte, und fuhr, als der Maler verneinte, fort: „Es ist besser, daß die Bravi den erwischt haben, als wenn Sie ihnen zum Opfer gefallen wären! Der war —" und er deutete auf seinen Kopf, um zu sagen: nicht recht richtig. Dann erfuhr der Maler aus den weiteren Gesprächen, daß der Ermordete, ein ehemaliger Schäfer aus dem Albanergebirge, ein Sonderling war, der behauptete, er besitze die Gabe des weiten Auges, wisse die Zukunft voraus und könne Krankheiten mit Sympathie heilen. Er habe manche Schicksale sehr gut vorausgesagt, auch einmal einen großen Brand, der in derselben Stunde geschah, so deutlich geschildert, als sähe er ihn, während die Brandstelle über zwanzig Meilen entfernt lag. Einer sagte: „Um so merk-

würdiger ist es, daß er dann nicht diesen Weg vermieden hat, der ihm zum letzten wurde!"

Da brachte der Gendarm, der den Taschenninhalt des Ermordeten durchsuchte, einen Zettel ans Licht, auf dem stand: „Ich gehe jetzt einen schweren Weg. Vielleicht kehre ich nicht heim, rette aber ein anderes Leben." —

Die Mörder wurden bald darauf verhaftet. Es waren mehrfach vorbestrafte Kerle, die in der Gegend als Wegelagerer bekannt waren. Sie gestanden ein, daß sie den deutschen Maler hätten überfallen und dann in aller Ruhe seine ganzen Habseligkeiten aus dem verlassenen Hause fortschaffen wollen. Sie hätten sich aber in der Person geirrt, so daß ihnen der Richtige entkommen sei.

Der Maler zog noch am selben Tage in einen Gasthof der Stadt und kehrte bald über die Alpen nach Deutschland zurück.

Der Totenbrautkranz

Ich war von den Albbergen gekommen und dann durch eine kleine schwäbische Stadt geschlendert, hatte nach kurzer behaglicher Mittagsrast im „Goldenen Löwen" alles Sehenswerte an Gottes- und Bürgerhäusern des Städtchens angesehen und nun noch eine gute Stunde Zeit bis zur Abfahrt meines Zuges. Ich wanderte nochmals durch die schon nachmittäglich-dämmrigen Gassen, die auf den Marktplatz mit bemaltem Rathaus und gotischem Brunnen zuliefen, und entdeckte plötzlich ein unscheinbares Kirchlein, das offen stand, weil der Mesner darin mit seinen Leuten noch putzte und sauber machte. Richtig, es war ja Samstag! Und nun kam mir zu Bewußtsein, daß überall, wo ich gegangen war, auf dem Bürgersteig, vor den Haustoren, in den Einfahrten und selbst auf dem Straßendamm, große und kleine Mägde, Knechte und alte, langsam schaffende grauköpfige Männer gefegt oder die Hausstufen gescheuert, Kübel getragen und die Zeichen der Wochenarbeit, Spaten und Ackergerät, Handwagen und Fässer weggeräumt hatten. Es war Samstag.

In dem alten Kirchlein, in das ich nun hineintrat, fand ich ein paar romanische Kapitelle, ein Stück Bogenfries mit Tierdarstellungen, eine noch deutlich romanische Choranlage — Bauteile, die nicht durch besonderen Kunstwert fesselten, aber mich doch mit ihrem Altar, zumal der Hauptbaucharakter des Städtchens gotisch war, anzogen.

Da die Kirche zu St. Johann in meinem Reisebuch, offen-

bar als unwichtig, übergangen war, ließ ich mich naturgemäß mit dem Mesner in ein Gespräch ein, der die Gründung seines Gotteshauses in die Zeit Karls des Großen setzen wollte, was nicht stimmen konnte, und überhaupt von der Baugeschichte des einst zu einem Kloster gehörigen Kirchleins wenig genug wußte. Dabei machte er den Eindruck eines lebensklugen erfahrenen Mannes und hatte eine merkwürdig beseelt klingende Stimme; eine Stimme, in der Erfahrungen mitschwangen, so, als mochte sie schon in manchen Lebenslagen, in Nöten und Bedürftigkeiten der Mitmenschen den richtigen Ton gesucht und gefunden haben und davon reicher, wärmer geworden sein. Ihn beschäftigte anderes mehr als die Baugeschichte seiner Kirche. Er nahm an menschlichen Dingen Anteil, verleugnete dabei freilich auch den einfachen Mann nicht ganz, indem er die geheimnisvollen und aufregenden Dinge bevorzugte. So erzählte er mir von einer Pestzeit, die im fünfzehnten Jahrhundert im ganzen Lande und in der Stadt gewütet habe, aber wegen des schönen holzgeschnitzten Rochusbildes auf einem Seitenaltar — Rochus ist der Pestheilige — an dem Kloster vorübergegangen sei, daß auch nicht ein Mönch starb; zeigte er mir auf dem Dache eines Nachbarhauses, das früher zum Kloster gehört hatte, ein aus dunkleren Ziegeln gebildetes Kreuz über einem Fenster; das solle der Sage nach warnend an einen Mönch erinnern, der sich dem Teufel verschrieben und schließlich verzweifelt aus jenem Fenster zu Tode gestürzt habe. Und derlei mehr.

Ich ging während seiner Erzählung, mich umsehend, weiter, als mir ein an der Wand nahe beim Chor hängender welktrockener und verstaubter Brautkranz auffiel; die Inschrift

auf einer Holztafel darunter war bei der tiefer gewordenen Dämmerung nicht mehr zu entziffern. Er mochte, während er gerade vom Dreißigjährigen Kriege oder von Mélac und den Franzosen erzählte, mein Stutzen bemerkt haben, unterbrach sich und sagte: „Ihnen fällt dort der alte Brautkranz auf, nicht wahr? Er ist zur Erinnerung an ein Mädchen hier aufgehängt, dem er zum Totenkranz wurde. Sie starb zufällig an einem Schlagfluß, gerade als sie mit ihrem Bräutigam vor den Altar trat."

„Zufällig — —?" wiederholte ich fast für mich. Aber er hatte es gehört. Er wagte mit dem unnachahmlichen Ausdruck, den Leute aus dem Volke dann haben, wenn sie tun, als wüßten sie mancherlei, aber dürften es nicht und möchten es doch gerne verraten: „Zufällig — wie man so sagt! Das Mädchen war wohl schon immer herzkrank gewesen, aber es hätte ja auch vor oder nach der Hochzeit sterben können."

Er merkte, daß mich diese Sache mehr zu beschäftigen anfing als seine Pest-, Mönchs-, Teufels- und Kriegsgeschichten, und wurde infolgedessen zunächst zurückhaltender, erklärte, daß das eine lange Geschichte sei, die er hier in der Kirche nicht erzählen könne; er müsse jetzt zuschließen, die Frauen wären schon fort. Wenn ich aber noch im „Löwen" ein Schöpplein mit ihm trinken wolle —

So saß ich denn wieder im „Löwen" an demselben Tisch, an dem ich zu Mittag gegessen hatte, blätterte die kleine Ortszeitung durch — Märkte, ein Farrenverkauf, die Neubesetzung einer Schulstelle, ein Sängerfest, vorn das Politische in seltsamer Verkürzung, ein Stück Roman — da kam mein Küster, begrüßte einige Ortseingesessene an

anderen Tischen, trat zu mir und setzte sich. Ich hatte alten Roten bestellt und goß ihm ein. Über ein paar gleichgültige Dinge – Wetter, Ernteaussichten, Fremdenverkehr – kamen wir an unser Thema und da erzählte er denn:

„Es ist vor zwanzig Jahren gewesen, ich kann mich noch gut erinnern, ich war erst kurz Mesner, als die Hochzeit der Johanna Neunschädel stattgefunden, kann mich noch gut erinnern. Ich habe ja manches vergessen, gewiß; aber der Eindruck bleibt mir, wie die Braut plötzlich rücklings auf den Fliesen lag, ganz bleich und mit geschlossenen Augen, wie der Bräutigam zusprang und niederkniete und der Pfarrer die herandrängenden Hochzeitsgäste zurückwies; dann, wie man das Mädchen in die Sakristei trug. Sie hatte die Augen geschlossen und war kalkweiß. Als man sie auf den langen Tisch legte, schlug sie die Augen noch einmal mit einem ganz verglasten Ausdruck auf, so als ob sie nichts mehr sähe; dann war sie tot. Der Kreisarzt, der zwei Häuser weiter wohnte, war derzeit schon da und stellte den Tod fest.

Nun sprachen sie davon, daß sie im Umfallen ganz unvermittelt ‚Mutter!' gerufen hatte. Aber ihre Mutter war schon lange tot damals. Und ich erinnerte mich jetzt, wie ich in die ganz leer gewordene Kirche zurückkam, plötzlich, daß mir, als ich die große Tür aufgehalten hatte, um die Hochzeit hereinzulassen, der merkwürdige Gesichtsausdruck der bleichen Braut aufgefallen war; gerade beim Durchgehen durch die Tür: so ängstlich hatte sie hochgeschaut, als ob sie tief Atem holen müsse und keine Luft bekommen könnte. Dann hat sie den Kopf gesenkt und ist langsam, wie mir jetzt nachträglich bedünken wollte, auch etwas schwankend durch den Mittelgang vor.

Der Arzt sagte, daß es vom Herzen gekommen sei. Aber es ist halt doch etwas Seltsames um so einen Tod unter dem Myrtenkranz!"

Ich stimmte ihm zu, trank mit ihm. Nach einer kleinen Pause, während der er aufs Tischtuch niedersah und sich scheinbar die ganze Geschichte, an die er lange nicht gedacht haben mochte, wieder vergegenwärtigte, sie gewissermaßen jetzt mit den neuen Erfahrungen vieler Jahre überprüfte, ob er sie damals wohl auch richtig angesehen oder ob sie ihm jetzt ein anderes wahreres Gesicht zeige, fing er wieder zu sprechen an. Aber er holte, wie dies eigentümlich ist bei Leuten aus dem Volke, deren Dasein sehr stark mit dem allgemeinen Leben und Ergehen zusammenhängt, die viel fester als wir an die üblichen Sitten, Gebräuche, Zustände, an das Urteil der Nachbarn und Mitbürger gebunden sind, weit aus; und ich sah im stillen schon, daß ich auch den Nachtzug vorüberfahren lassen und im „Goldenen Löwen" bis zum nächsten Tage werde Quartier nehmen müssen.

„Es war ja dazumal vor zwanzig Jahren alles ganz anders als heut," fing er langsam zu sprechen an, „denken Sie nur an die Preise! Mit wie wenig konnte man damals leben. Man war freilich auch noch viel bescheidener und häuslicher als heut." Das alles war ihm offenbar während seines schweigenden Rückblicks wieder zu Bewußtsein gekommen, und er fuhr noch in seinen allgemeinen Gedanken fort: „Wie hat sich seitdem unser Städtchen vergrößert, erweitert, wieviel neue Leute, Geschäfte sind zugezogen! Damals war es noch sozusagen abgeschlossen, und nur die Leute vom Lande oder mal die Beamten aus Stuttgart kamen herein. Es war wenig Wechsel. Jeder kannte den

anderen. Die Zeit ändert so viel. Und wenn ich heute denke, wie das kurze Leben der Johanna Neunschädel damals verflossen ist, so kommt mir vor, als ob es heut anders gewesen wäre. Oder doch nicht —" setzte er nach einer Pause hinzu. „Sie war schon als Kind seltsam, hatte immer so etwas Unruhiges, Fragendes, Furchtsames im Blick — und dann wieder eine Sicherheit und Unbekümmertheit manchmal, als sähe sie überhaupt nur ihre eigenen Gedanken, oder wie Sie's nennen wollen. Ich glaube, sie hat sich viel gefürchtet in ihrem Leben: vor ihrem Vater, der streng und wortkarg war, besonders seit dem Tode der Frau; aber überhaupt auch vor allem, was von außen an sie herankam. Ich erinnere mich jetzt, wo ich Ihnen erzählen soll, erst wieder richtig an vielerlei aus ihrem Leben, das mir damals wohl flüchtig und mit einer rechten Rührung eingefallen ist, das ich aber doch wohl noch nicht so verstand wie heut.

Ich fand sie einmal, sie mochte damals zehn Jahre alt sein, ganz verschüchtert bei Nachbarsleuten, bei denen ich zu tun hatte; es war ihr, glaub' ich, etwas zerbrochen, ein Milchtopf, ein Glas oder irgendein anderes Geschirr, und nun fürchtete sie sich vor ihrem bald heimkehrenden Vater. Sie war, das sagten auch die Nachbarsleute, überhaupt sehr ungeschickt mit Gläsern und Töpfen und hat viel Scherben gemacht als Kind, wo sie damals schon für den Vater wirtschaften helfen mußte. Sie schalten das Mädchen oft; aber die Nachbarsfrau half ihm auch; sie hat es mir — wohl den Tag, wie ich die Kleine bei ihr antraf — erzählt, daß die Johanna oft so hastig zugreife und alles umstoße, was zwischen ihr und dem Stück stünde, nach dem sie fasse; oder daß sie alles viel weiter wegstelle und schiebe,

als richtig sei, so daß die Tassen oft vom Tischrand fielen. Es sei immer, als ob sie verträumt und vertappst sei und gar nicht sähe, wie groß Tisch oder Spülbrett wirklich wären. Und dann, wenn etwas geschehen sei, dann habe sie überhaupt kaum gewagt, etwas Geschirr anzufassen, und alles nur zitternd und auf ganz engem Raum, mitten des Tischs, hingestellt.

Sie fürchtete sich vor ihrem Vater. Und das war wieder so aus ihrer Art eigentlich grundloser Furcht, die vielleicht geringer gewesen wäre, wenn ihr wirklich jemand einmal etwas Schlimmes angetan hätte. Es war sozusagen eine Furcht, die Gott weiß woher stammen mochte, als ob das Schlimme, von dem sie vielleicht gehört, wohl einmal kommen müsse. Aber ihr Vater, wiewohl streng, war doch nicht hart oder böse zu ihr und schlug sie nie. Er liebte das Kind, ohne es zu verwöhnen. Er war ein einsamer, wortkarger Mann, der seit dem Tode seiner Frau nicht wieder geheiratet hat und fast nie ins Wirtshaus ging. Er war Waldarbeiter der Oberförsterei und viel von Hause fort, natürlich. Er liebte das Kind, aber unbeholfen und mehr, indem er ihm still zusah, als daß er mit ihm sprach oder zärtlich gewesen wäre. Er fand aus der Einsamkeit seit dem Tode der Frau nicht den Weg zum Verstehen des kleinen Mädchens; und weil er oft, wenn sie etwas zerbrach oder verdarb und er womöglich schon in sich mürrisch und verdrossen war, recht schelten konnte, fürchtete sie ihn mehr, als sie ihn liebte, und war viel bei den Nachbarsleuten, die sie gern leiden mochten; wo sie auch mit den Kindern spielte, von denen der älteste Junge später ihr Bräutigam geworden ist.

Sie konnte manchmal ganz toll und ausgelassen spielen,

wild und glühend vor Lust, daß sie ganz rote Backen bekam, und ihre Augen lachten und sprühten. Die Nachbarsleute, ein Drechslermeister und seine Frau, schüttelten oft lächelnd den Kopf, wenn sie von den Spielen der Kinder sprachen, die meist Johanna angab. Es waren phantastische Sachen aus den Märchen- und Geschichtenbüchern, oder Johanna hatte sie sich ausgedacht.

Einmal saßen die Kinder in einem großen Waschzuber, den sie mitten auf den Hof getragen hatten, eng gedrängt und ganz still beieinander. Da kam der Drechslermeister aus der Tür und wollte auf sie zugehen, zu sehen, was sie machten, als Johanna aufschrie: ‚Nicht! nicht! Das ist alles tiefes Wasser! Nicht herkommen!' Sie sei dabei ganz blaß geworden — wie sie immer wurde — daß sie fast krank aussah — wenn sie des Abends, ehe ihr Vater aus dem Wald kam, heimging — sie sei ganz blaß geworden und habe, als er lachend doch habe hingehen wollen, ängstlich weinend gefleht, er solle bleiben.

Ein anderes Mal hätten sie ‚fürchten' gespielt. Er habe es nicht ganz herausbekommen, was das Spiel gewesen. Die Kinder seien einzeln oder auch zu mehreren immer leise und vorsichtig an eine dunkle und mit altem Gerät verstellte Ecke im Holzstall herangeschlichen und dann mit einem lauten Kreischen und Schreien davongelaufen. Die kleine Johanna sei aber in einen solchen Eifer und gleichzeitig in so wilde Angst und Schrecken gekommen, habe so tolle Schreie ausgestoßen, daß er das Spiel bald untersagt habe. Das Kind habe da noch ganz gezittert und sei bei der Berührung einer Katze, die ihr ums Bein strich, die sie sonst immer geliebkost hätte, ganz und gar zusammengezuckt. Sie sei nach diesem Spiel auch zum erstenmal

längere Zeit krank gewesen, habe hohes Fieber gehabt und viel phantasiert, immer von der dunklen Ecke gesprochen, die Augen ganz groß aufgemacht, den Oberkörper ein wenig empor- und vorgehoben, in die Luft gestarrt und sich dann plötzlich schreiend und wimmernd in sich und unter die Decke zusammengekauert, mit geschlossenen Augen und abwehrend über den Kopf gehaltenen Händen. Das wußten sie so genau, weil die Nachbarin das Kind die erste Zeit etwas gepflegt hatte, bis später die Gemeindeschwester kam. Aber da war es schon besser, da hat das Kind still und glücklich in seinem Bettchen gelegen, lächelnd weit vor sich hingeschaut, bis ihm die Augen zufielen — aber nicht so, als ob es einschlafe, sondern, sagte der Drechsler, als ob es gegen die innere Wand des Augenlides sähe und von da zurück nach innen. Es habe jetzt auch wieder rote Backen bekommen. Nur der Doktor sei nicht zufrieden gewesen und habe etwas vom Herzen, von ‚falschen Herztönen' gesprochen.

Ich erzähle Ihnen da lauter Dinge, die Sie vielleicht langweilen; und Sie warten ungeduldig darauf, daß ich Ihnen das tragische Ende erzähle. Aber das kann ich nicht so rasch. Mir kommt es heute so vor, als ob man nur aus ihrer Jugendgeschichte ihr Ende recht begreifen könnte. Ich habe damals, weil mich die Kleine interessierte und ich überhaupt viel über Kinderzucht nachgedacht — meine Tochter, die jetzt längst verheiratet ist und selbst Kinder hat, war ein paar Jahre jünger als die Johanna Neunschädel — auch den Lehrer über das Mädchen gefragt. Der war sehr für sie eingenommen, sagte aber dann, das Kind sei doch wohl krankhaft veranlagt. Es sei klug und lerne gut; aber es sei unnatürlich, vor was allem es sich fürchte: vor der Sintflut,

vor Erdbeben; ja einmal, als er in der Naturgeschichtsstunde vom Nordlicht erzählt, sei sie nachher schüchtern zu ihm gekommen und habe ängstlich, mit großen Augen, gefragt, ob es auch in unserer Gegend Nordlichter gäbe.

Das scheint, als ob sie sich vor lauter eingebildeten Dingen gefürchtet hat. Aber das ist nicht so. Sie hat sich, möchte ich im Gegenteil sagen, vor allem gefürchtet, was von außen an sie herankam: vor fremden Menschen wie vor fremden Geschichten, vor Tieren und der Dunkelheit, am meisten aber vor Menschen; überhaupt vor dem Leben. Natürlich macht sich ein Kind das nicht klar. Aber wir Älteren können es doch sehen. Der Lehrer, ein älterer erfahrener Mann, sagte: ‚Sie hat ihre Welt in sich, ihr kleines Leben in sich, und sie schreckt auf, sobald etwas von außen daran stößt; das stört ihre Phantasie, übt einen Zwang auf sie aus, drängt sie in sich zurück, daß sie zusammenschreckt, daß alles in ihr aus dem Gleichgewicht ist und alles für sie fremd wird. Und dann fürchtet sie sich vor der ganzen Welt und dem Leben. Ich habe immer versucht, sie zu beruhigen, im Kreis ihrer Altersgenossinnen, überhaupt der Außenwelt, heimisch zu machen. Es gelang auch manchmal. Aber dann saß sie bald wieder verträumt da und schrak zusammen, wenn man sie nur anredete.' So hat mir damals der Lehrer erzählt. Es ist mir vorhin wieder eingefallen, wie Sie aus der Kirche gegangen waren und ich noch mal über die ganze Sache nachdachte.

So glaube ich eben auch, daß sie sozusagen aus Furcht gestorben ist, wennschon ihr Herz wohl seit damals schwach geblieben ist und mit schuld hatte, daß die Furcht schließlich solche Gewalt über sie bekam.

Nach ihrer Kinderzeit, als sie, freilich sehr jung noch, selb-

ständig ihrem immer einsamer und verschlossener werdenden Vater die Wirtschaft führte, habe ich sie oft gesehen. Sie hatte sich verändert und unterschied sich, äußerlich wenigstens, nicht mehr so sehr von den anderen Mädchen ihres Alters. Nur war sie stiller, häuslicher, stand wenig vor der Tür und las dafür mehr. Ich sehe sie noch, wie sie oft zum Pfarrer kam und sich Bücher holte, Heiligengeschichten und Bücher über die Natur, Märchen und wohl auch einmal einen guten Roman. Dann sah man sie zwischen der Arbeit still am Fenster sitzen und lesen; so, als ob dies ruhige Teilnehmen an Erzähltem ihr ganzes Leben sei.

Wissen Sie, es kommt einem ja, wenn man an das kurze Leben Frühverstorbener zurückdenkt, immer so vor, als ob sie auf den baldigen Tod hingelebt hätten — sei es besonders wild, lebhaft und alles vom Leben nehmend, was es bieten kann, sei es still und erwartend, so, als wollten sie sich mit dem, was sie bald lassen müssen, nicht erst fest verbinden, als sähen sie immer schon nach dem Jenseits hinüber. Das mag ja Täuschung sein; aber eine Täuschung eben, deren man sich nicht erwehren kann. Und etwas anderes sind ja wohl unsere Wahrheiten überhaupt nicht.

Wenn ich mir so denke, daß ihr früh bevorstehender Tod all diese Furcht in ihrer Kindheit hervorgerufen hat, daß es eigentlich Todesfurcht war; und dann, daß diese Furcht wieder ihren nicht sehr starken Körper zermürbt hat, daß der Tod sie so jung umwerfen konnte — dann kommt mir in dies kurze Leben ein trauriger, aber verständlicher Sinn. Und wenn ich noch bedenke, daß diese Furcht immer vor allem, was von außen an sie herankam, was Zwang des Lebens war, bebte; und daran, daß dieser Tod

sie erreichte, als sie gerade im Begriff stand, nach der Zeit ihres in inneren Träumen geführten Jugendlebens in den äußeren Zwang der bürgerlichen Ehe einzutreten und in den Zwang der Natur, Kinder zu bekommen, Blut und Seele weiter- und vielleicht ausgeben zu müssen — dann scheint es mir fast so, als ob es gar nicht anders hätte kommen können. Es gibt eben Blüten, die nicht Frucht zu tragen vermögen, nicht Frucht tragen sollen. Aber an einer ganz hingebenden, ganz von innen herausbrechenden Liebe hat es dem Mädchen nicht gefehlt.

Diese Liebe zeigte sich schon bei dem Kinde — ich muß noch einmal zurückgreifen — als ihm die Mutter starb. Vielleicht, daß damals schon der Tod sich in das junge Leben einschlich — so sagen wir manchmal, wenn eins mit dem Tode eines andern nahe zu tun hat.

Die Mutter, von der das Kind das blonde Haar, die guten lieben Augen und die schlanke Gestalt geerbt, war wohl nie fest auf der Lunge gewesen, so daß der Tod, als sie sich einmal sehr stark erkältet, keine gar zu schwere Arbeit mit ihr hatte. Sie war eine gute Frau.

Als die Mutter sich zu ihrem letzten Krankenlager niederlegte, geschah mit der kleinen Johanna eine Veränderung. Es war, als ob das Kind, während der Arzt noch gar nicht bedenklich war, schon unbestimmt gefühlt hätte, daß etwas Besonderes komme. Das Hin und Her zwischen ihren Träumereien und der Wirklichkeit, mit der sie sonst alle Augenblicke zusammenstieß, hörte mit einem Schlage auf. Sie half, so gut sie konnte, sie zerbrach nichts, sie ging nicht fort, wenn die Mutter sie zu den anderen Kindern schicken wollte. Wenn nichts zu tun war, saß sie still und sah zur Mutter, ob sie nicht etwas wünschen würde; oder

sie stellte sich ans Bett und vergrub ihr Köpfchen ins Kissen der Mutter. Nur wenn der Vater kam und sie ihn begrüßt und geküßt hatte, ging sie hinaus, als ob die Heimlichkeit der vorhergehenden Stunde nun gestört sei.

Es war offenbar, daß das Kind die lebensfremde, lebensferne Welt der stillen Krankenstube, in der nur die Uhr tickte, die Mutter manchmal hustete und das Wasser im Ofen leise summte; um die der Morgen Tag wurde und dämmernder Nachmittag, bis der Abend die letzte Helle des kleinen Zimmerchens durch das Fenster mit nach draußen und hinter die Gardinen nahm, wo sie langsam in der immer tiefer werdenden Dämmerung der Straße erlosch; in das die Stimmen draußen Sprechender nicht hereindrangen, sondern nur vorübergingen — daß das Kind diese stille Welt, in die es nun auf einmal von allem Spiel und allem Draußen weg hineingezogen war, plötzlich wie ein beglückend Neues empfand, wie ein Dasein ohne Furcht und Wirklichkeit. ‚Es ist so schön hier bei dir, Mutter, hier ist nichts Böses!‘ hat sie einmal ganz unvermittelt gesagt und ihre Ärmchen um den Hals der Mutter gelegt.

Als dann die Mutter gestorben war und man ihr das begreiflich zu machen suchte, hat sie sehr andächtig zugehört, aber nichts gefragt und nachher nie mehr von ihrer Mutter gesprochen.

Ein solches Aufhören der Zweigeteiltheit in ihrem Wesen zwischen ihren Träumen, in denen sie glücklich war, und dem Erschrecken an der Wirklichkeit, die sie störte und verwundete, ist dann noch einmal gekommen, in ihrer Brautzeit.

Es hat gewiß niemanden erstaunt, daß sie eines schönen Tages mit ihrem einstigen Spielgefährten, dem ältesten

Sohne des Drechslermeisters, der nun bald die väterliche Werkstatt und das Geschäft übernehmen sollte, aufgeboten wurde. Der junge angehende Drechslermeister war zu alledem ein sehr fleißiger, rechtschaffener, ruhiger Mann, der wenig ins Wirtshaus und auf den Tanzboden ging, dagegen des Sonntags gern in den Wald, der die Natur sehr liebte. Das hatte die beiden, von der gemeinsamen Jugend abgesehen, auch wohl am meisten zusammengeführt. Man sah sie, noch ehe sie aufgeboten waren, oft über Land gehen, still nebeneinander und manchmal ruhig sprechend. Der Einfluß des Bräutigams auf Johanna war sichtlich günstig und besänftigend: von der Zeit ihres häufigen Verkehrs an verlor sie mehr und mehr ihr bis in das Jungfrauenalter bewahrtes scheues und schreckhaftes Wesen, wurde ruhiger, offener, heiterer. Die Liebe tat sichtlich gut an ihr; und jeder gönnte dem armen Mädchen sein Glück — als es so jäh durch den Tod abgebrochen wurde.

Sie selbst schien sich innig und herzlich darauf zu freuen. Sie arbeitete an ihrer Aussteuer und hat ein paarmal meine Frau zu Rate geholt, wenn sie mit irgendeinem Wäschestück nicht zu Rande kam oder sonst Schwierigkeiten entstanden. Ich kann nicht anders denken, als daß — wie damals bei der letzten Krankheit ihrer Mutter — für kurze Zeit ein ganz ungestörter, ungeteilter Zustand ihres äußeren und inneren Lebens über sie gekommen war, in dem sie ihre Fürchte und Angste vergaß; der ihr so vorkommen mochte, als würde er nun still und unbeachtet so weiter dauern — bis sie aus dieser lieb gewordenen und von ihrer Natur genährten Täuschung plötzlich aufschreckte und sich den Lebensernst klarmachte, der nun inmitten vieler Menschen,

die alle auf sie blicken würden, feierlich an sie herantreten mußte.

Es bedingt das natürlich eine überempfindliche, krankhafte Veranlagung — aber es mag ihr so gewesen sein, wie einem zum Tode Verurteilten, der den tödlichen Richterspruch gar nicht mit vollem Verstehen in sich aufgenommen hat und dem plötzlich klar wird, was er bedeutet, was aus ihm folgt. Und das war für sie zuviel, das brach ihr das Herz. Vielleicht hat es erst am Tage ihrer Hochzeit aufzusteigen angefangen und wuchs um sie empor, bis es mit den Gewölben der Kirche in der gedrängten Menge auf sie niederstürzte. Schließlich ist ja die Hochzeit so etwas wie ein Todesurteil über eine Jugend. Nicht, als ob die Jugend ohne das Kopulierungswort des Pfarrers still immer weiter dauern würde. Aber sie geht da doch allmählicher fort, erlischt langsam, unmerklicher als durch die einschneidende Veränderung, die die Heirat mit sich bringt. Denn bei uns ist Heiraten anders als wie bei den vornehmen Leuten, heißt nicht bloß einen Mann und Kinder bekommen, sondern auch viel Sorgen, viel Arbeit und rasch altern. Vielleicht ist ihr die Mutter eingefallen; sie hat ja sterbend ‚Mutter!' gerufen; die so abgearbeitet und krank geworden, war in einer doch durchaus nicht schlimmen Ehe.

Das ist so etwa, was sich allgemein zu der Sache sagen läßt. Aber freilich, so lange ich's auch hinausgeschoben habe, ich muß noch ein Einzelnes erzählen, ohne das es doch vielleicht anders gekommen wäre.

Ich muß vorausschicken, daß es hier die jungen Bursche und Mägde nicht so genau damit nehmen, nicht schon vor der Ehe zusammenzukommen und sich liebzuhaben, als wie die vornehmen Leute in der Stadt. Es ist ja wohl

nicht recht, aber es ist doch nicht zu ändern. Und das war, glaub' ich, bei der Johanna nicht. Sie wäre gewiß ganz rein in die Ehe getreten.

Nun haben die Leute erzählt — woher sie es wissen wollen, das hab' ich damals nicht gefragt, und ob es wahr ist, kann ich nicht sagen; aber, denk' ich, es könnte schon so gewesen sein — mir haben die Leute erzählt, der Bräutigam habe am Tage vor der Hochzeit, einem warmen sonnigen Maitage, an dem es in den Gärten von Bienen und Käfern summte, draußen im Walde von ihr verlangt, daß sie ihm das Letzte geben sollte. Nicht, als ob er es nicht habe erwarten können, sondern sozusagen als sein gutes Recht, um nicht weniger zu haben als die anderen Burschen auch. Ganz ruhig habe er sie auf einer Mooslehne, wo sie saßen, an sich gezogen und sein Verlangen gesagt. Da habe ihn die Johanna recht herzlich umarmt und es abgeschlagen oder ihn doch wenigstens gebeten, bis zur Hochzeit zu warten. Aus der Umarmung nun sei er gegen seine sonst gleichmütigere Art begehrlich geworden, drängend, habe sie fest umfaßt, sie, während sie sich jetzt wehrte, wild geküßt und mit Gewalt versucht zu nehmen, was sie ihm weigerte. Es sei ihr aber gelungen, sich wie mit Kräften, die aus einem tödlichen Schrecken erwachsen, von ihm, der sich vor Begier und Wut nicht mehr gekannt, loszureißen und aufzuspringen. ‚So nie!' habe sie gerufen, während sie zitternd und mit heftigem Herzklopfen abseits von ihm dastand.

Wie es so geht, wenn ganz ruhige Leute einmal von der Leidenschaft erfaßt werden und dann wieder zu sich kommen, aber nicht verwinden, was sie erlitten haben, daß sie dann ganz kalt und fremd werden, so auch der Bräutigam der Johanna. ‚Gut, nie!' hat er gleichgültig geantwortet.

Es mochte wohl zu fühlen sein, daß etwas zwischen ihnen anders war von dem Augenblick an. Sie hat erst wollen einlenken und ihn besänftigen. Aber er ist fremd und schweigend neben ihr hergegangen mit einem so abweisenden Trotz im Gesicht, daß sie ihn fast fürchten mußte und dann auch schwieg. Als sie zu Hause angekommen waren, trennte er sich bald von ihr, sagte ohne jede freundliche Betonung ‚Auf Morgen!' und ging weg.

Sie hatte ihm bisher nie eine Bitte abgeschlagen, heißt es, und er ihr nie. Nun weinte sie und machte sich Gedanken und wurde dies ‚Gut, nie!', das er in eisiger Kälte gesprochen hatte, nicht mehr los, zitterte wie vor etwas Unbekanntem, das es zur Wahrheit machen könnte, und zitterte doch auch vor dem anderen, nachdem sie ihren Bräutigam in solcher Wildheit und Zügellosigkeit gesehen. Sie soll die Nacht nicht geschlafen und immer gebetet haben und, als ihr Bräutigam am nächsten Morgen still und freundlich zu ihr gekommen sei, um sie zu versöhnen, ihm abwesend die Hand gegeben, auch ihn auf sein Verlangen fühl- und leblos geküßt haben — mit einem Blick, als suche sie den Vergangenen in ihm und finde einen Fremden, den sie nicht kenne; oder sie sähe wieder den Spielgefährten von einst, mit dem sie sich oft erzürnt, der sie mit seiner Jungenkraft manchmal festgehalten und ihr, wenn sie schreien wollte, den Mund zugedrückt. Endlich, wie sie so stumm dastand, mahnte er sie bittend, sich fertig zu machen; sie sagte ‚ja, ja', gab ihm die Hand und ging in ihr Zimmer.

Man spricht oft davon, daß Liebe auf einen Blick entstehen könne. Ich weiß es nicht. Ich habe meine Frau lange

gekannt und sie ganz langsam in ihrem Wesen liebgewonnen und dann mir eines Tages gedacht, das könne eine gute Hausfrau für mich geben und wir würden wohl glücklich sein. Ich weiß es nicht, ob es eine Liebe auf den ersten Blick gibt. Aber mir kommt vor, als könne Liebe auf einen Schlag auslöschen, als könne ein Augenblick den Menschen so wandeln, daß ein Gefühl fort ist, das einem erst ewig und unerschütterlich schien. So ist's mir mit einem Mädchen gegangen, das ich einmal zu lieben geglaubt und das mir, als ich sie beim Tanz recht schamlos mit den anderen Burschen ihr Spiel treiben sah — was vielleicht nur während des Tanzes über sie gekommen und sonst nicht ihre Art war — so fremd und gleichgültig wurde, daß ich mich von ihr abwandte und trotz Reue und Tränen von ihrer Seite sie ganz fahren ließ.

Sei es nun, daß sich die Johanna verändert hatte durch das Erlebnis und plötzlich erkannte, eine solche Hingabe, wie man sie für den Mann, den man heirate, haben müsse, sei nicht in ihr; oder ob der Geliebte plötzlich ihr so häßlich verändert erschienen sein mochte, der doch nicht schlimm war; aber in der Unbeherrschtheit ist wohl jeder Mann wie das Tier und schreckhaft für die zartere Frau — kurz: ich glaube, Johannas Liebe war tot durch das Erlebnis im Walde. Und als sie zur Trauung ging, kam ihr alles wie ein Angsttraum vor, aber wie einer, dem man nicht entrinnen kann, von dem man weiß, daß er wirklich ist. Und solche Angstträume macht das helle Tageslicht und die Anwesenheit vieler Menschen erst recht schlimm.

Ich habe damals gedacht, daß es Freude und Aufregung sei, die sie getötet hätten. Aber ich glaube heute, es war Furcht — Furcht vor dem Leben, dessen Wildheit sie früher

noch nie gespürt, obwohl immer geahnt und gefürchtet, und das jetzt zum erstenmal mit irren Flammen an ihr aufgezüngelt.
So ging sie voll innerer Qual in die Kirche, so fühlte sie, je näher sie dem Eingang kam, immer mehr ihre Glieder versagen, sich taumelig werden und Übelkeit aufsteigen. Und als sie durch den Bogen der Tür hereintrat, sank es schwer aus den Gewölben auf sie nieder. Sie wußte, daß sie nicht die Kraft haben würde, jetzt vor dem Altar noch ‚nein' zu sagen, bildete sich zitternd ein, daß nun eine lange Qual für sie beginnen würde, wankte, kalter Schweiß trat ihr auf die Stirn. Und durch diese sich mit jedem Schritt auf den Altar zu steigernde Angst leuchtete vielleicht einen Augenblick das stille Hinträumen ihres Jugendglückes auf wie ein Stern durch Wolken, sie rief ‚Mutter', sank um und erlosch, ehe noch einmal die harte Wirklichkeit und das Leben nach ihr greifen konnten — — —"

Etwa eine Woche darauf träumte mir einmal von der Johanna Neunschädel. Sie war es sicher, denn zuerst war in meinem Traume der staubige welke Brautkranz aufgetaucht und dann in die Wand verschwunden, die eine Tür bekam, durch die ich in eine Küche glitt. Da sah ich die Johanna als eine abgearbeitete, verhärmte, gealterte Frau, um deren Füße eine Schar ärmlicher Kinder spielte. Als ich eintrat, hob sie den Blick auf mich. Es war ein mildes, sanftes Auge, wie das Auge eines guten Tiers. Das sah mich aus immer größerer Tiefe an, daß ich von dem Blick nicht loskonnte und es nicht merkte, wie Küche und Kinder verschwanden, wie die Frau jünger und schlanker und hübscher wurde, wie ihr Gewand sich wandelte in ein schwarzes

Braut- oder Totenkleid. Als ich des gewahr ward, war sie auch schon mit einem unendlich milden, sanften Ausdruck um die geschlossenen Augen, die bleichen länglichen Hände über der Brust gekreuzt, auf eine Totenbahre gesunken, die plötzlich dastand. —

Ich erwachte und war von einem seltsamen, unpersönlichen, aber unendlich wohltuenden Liebesgefühl erfüllt.

Der Auswanderer

In einem westfälischen Bauern, einem Sauerländer, der im Dorfe nur der „lang Hannes" genannt wurde und ein Spökenkieker, ein Hellseher war, hatte sich der Gedanke festgesetzt, er müsse nach Amerika auswandern. Ein Vetter seines Vaters war vor Jahren übers große Wasser gegangen. Nachdem man lange nichts von ihm gehört und ihn schon für tot gehalten, waren Briefe von ihm gekommen, in denen er schilderte, wie gut es ihm jetzt nach den ersten schweren Jahren gehe. Schließlich hatte er den Hannes mal ermuntert, doch auch zu verkaufen, aufzupacken und herüberzukommen. Das hatte bei dem Hannes, der ein bedächtiger, schwerfälliger Mann, ein Sinnierer und Schweiger war, keineswegs etwa gleich gezündet. Aber es war doch unverloren in seine Seele hinabgesunken und tauchte manchmal dunkel in ihm auf, wenn ein schlechtes Erntejahr war, wenn Hagelschläge ihm den Ertrag seiner Arbeit schmälerten oder er allzu große Umständlichkeiten mit der Beamtenwirtschaft, mit Steuern und Verfügungen hatte. Dann holte er abends die Petroleumlampe von der Kommode und aus dem obersten Schubfach den Brief, setzte sich an den Tisch und las bei einer Pfeife langsam wieder die begeisterte Schilderung des Vatervetters von seinem großen Gut. So könnte er, Hannes, es auch haben! Und leichter würde er dazu kommen als der Vetter, weil der doch schon seit Jahren ganz eingewohnt sei drüben und ihm helfen und beistehen würde. Wenn er das bedächtig

rauchend wieder gelesen hatte, faltete er den Brief zusammen, trug ihn und die Lampe zur Kommode zurück, setzte sich auf die Bank an den Ofen; und das einzige Zeichen davon, daß etwas in dem Manne mit dem unbewegten Blick vorging, waren die Wolken von Tabaksrauch, die er von Zeit zu Zeit ausstieß. Und immer ging er dann am nächsten Tage, so als hätte ihn die Stunde seines Gedankenbesuches in Amerika erfrischt, doppelt energisch an die Arbeit.

Ein westfälischer Bauer ist fast wie ein Baum in die Scholle verwurzelt, die ihn trägt. Aber das und eine gewisse Schwerfälligkeit im Entschließen war es wohl nicht allein, was ihn immer wieder zu Hause festhielt und trotz aller Verlockungen nach drüben den Entschluß nicht finden ließ. Er schien auf irgendeinen Anstoß, ein deutliches Zeichen, daß es das rechte sei, zu warten. Daß er es vielleicht tun werde, hatte er seiner Frau manchmal gesagt, um sie auf die Möglichkeit vorzubereiten. Und sie, die ein stilles, beschränktes Wesen war, hatte meist nur die Antwort: „Es sei ihr recht, wenn er es wolle; die Plackerei sei hier groß genug!"

Es wäre seinen Nachbarn und überhaupt den anderen Bauern des Dorfes, die vielleicht durch die Frau oder den Postboten von der Sache gehört hatten, gewiß sehr recht gewesen, wenn er ausgewandert wäre. Er war ihnen mit seiner Hellseherei unheimlich, obwohl er fast nie von dem sprach, was er sah und wußte; aber man merkte es ihm doch an. So sah er oft bis zu einem Jahre vorher den Tod ganz gesunder, kräftiger Leute voraus. Zu denen war er dann seltsam höflich, fast feierlich, in einer linkischen unbeholfenen Weise. Man hatte erst geglaubt, er spinne. Aber dann hatte es sich öfter wiederholt, und sie wußten nun,

was sie davon zu halten hatten. War der Tod der Betreffenden nahe, ging er nie anders als mit abgenommener Mütze an deren Hause vorbei. Einmal war er nach dem Besuch eines als Zimmermann in Münster lebenden Bruders ganz stumm, wortkarg und traurig geworden, ohne auf die vielen Fragen danach einen Grund zu nennen, bis nach wenig Wochen die Todesnachricht des Bruders kam. Da wußten alle, was der Grund gewesen war. Und man erzählte sich, kurz zuvor habe ihn zufällig ein ehemaliger Regimentskamerad des Bruders nach dem gefragt; da sei der Hannes plötzlich erschrocken und habe entsetzt ausgerufen: er liegt mit gebrochenem Genick auf einem Sandhaufen und stirbt! Das stellte sich als Wahrheit heraus: an dem Tage und zu der Stunde war der Bruder bei einem Neubau vom Gerüst gestürzt. Kein Wunder, daß die Leute den unheimlichen Gesellen, ein so guter Nachbar er auch sonst mit seinem ruhigen, in sich gekehrten Wesen war, gerne fortgehabt hätten.

Da kam eines Tages wieder einmal eine Karte von dem Amerikaner, der schrieb, Hannes habe doch wohl keine Lust mehr und das sei schade. Er habe sein Gut wieder vergrößert und jetzt auch eine Pferdezucht angelegt. Gute Pferde, das war eine Liebhaberei des Hannes, der bei der Kavallerie gedient hatte. Mehr als sonst wurde er an dem Tage nachdenklich. Und der Zufall wollte, daß gerade an demselben Tage ein Auswanderungsagent, der von dem amerikanischen Vetter gehört haben mochte, bei dem Hannes vorsprach und ihm die Vorteile der Neuen Welt mit leuchtenden Farben schilderte, auch schon in Andeutungen von einem guten Käufer, den er für das Gut des Hannes wüßte, sich erging. Der Hannes gab ihm auch nicht viel

mehr als ein paar Fragen zur Antwort. Aber am Abend des Tages lag er lange im Bette mit offenen Augen wach. Da rechnete er und überzählte sein Besitztum. Und am nächsten Morgen schrieb er, wiewohl etwas bedrückten Herzens, an den Agenten und an den alten Vetter, daß er entschlossen sei. Er schien aber innerlich doch noch nicht ganz im reinen mit seinem Entschluß, schüttelte manchmal den Kopf oder zuckte die Achseln, wenn er allein über die Dorfstraße ging, als spräche er mit jemand, und schien dann wieder die innerlich geführten Gespräche mit einem entschlossenen Ruck, mit einem Aufrichten des ganzen Körpers, rascherem Gang und energischem Anpacken der Arbeit abzubrechen. Diese Wechsel in ihm waren so sichtbar, daß sie den Leuten auffielen.

Die Sache mit dem Verkauf war bald soweit geordnet. Der Termin für das Erscheinen vor dem Gerichtsnotar wurde angesetzt. Der Hannes hatte schon all das Wenige zusammengetragen, was er mitnehmen würde, hatte allerhand Verbindlichkeiten zu erledigen angefangen, schwerfällig an ein paar entfernt wohnende Verwandte Abschiedsbriefe geschrieben. Tags ging er in Gedanken versunken immer wieder auf seinem Hofe herum, in die Ställe, die Scheune, den Geräteschuppen, stöberte die Winkel durch; abends saß er bei der alten Lampe und las in ein paar Bauernkalendern, was er über Amerika finden konnte, über die amerikanische Pflanzenwelt, die Gewinnaussichten drüben, Volksgebräuche und was dergleichen mehr war. Er war nicht mehr hier, sondern schon drüben. Deshalb konnte er alles so bedächtig, so ohne Ungeduld machen, konnte so recht geruhig mit allem in der Heimat abschließen. Er ging jetzt auch mal ins Wirtshaus, was er früher sehr selten tat

und suchte sich in einem schmutzigen Kursbuch den Reiseweg nach Hamburg zusammen. In drei Wochen sollte aufgebrochen werden.

An einem Nachmittage ging er mit dem Käufer seines Gutes, der nochmal die Grenzen des dazu gehörigen Waldstücks sich einprägen wollte, ins Holz. Es war wochenlang klares trockenes Wetter gewesen, das den Menschen wohltat, aber das Korn niedrig und die Ähren dünn hielt, und jetzt seit Tagen eine wachsende Schwüle, die langsam und noch ohne rechte Kraft Gewitter und Wetterumschwung vorzubereiten schien.

Die Männer gingen schweigend nebeneinander hin. Nur ab und zu sprach der Käufer irgendein gleichgültiges Wort: wie alles teurer würde, wie der Matthes im letzten Jahr von der Hagelversicherung geschädigt worden sei; und als sie an einem Kleeacker, der einem pfiffigen, jetzt sehr alten, verwitweten Bauern gehörte, vorbeikamen, erzählte er lachend und ausspuckend, wie der Alte einmal als junger Ehemann den ganzen Kleesamen vertrunken und dann, damit es sein sehr genaues Weib nicht merke, eifrig über den Acker schreitend, aus voller Schürze Sand in die Furchen gesät. Der Hannes sah einmal kurz über den Kleeacker hin und verzog kaum den Mund. Im Gehölz wies er dem Käufer dann die Grenzstellen. Der schlug vor, daß sie nun zu einem Trunke in die Krone zurückgehen wollten, wiederholte, da der hinter ihm herkommende Hannes nicht antwortete, seine Frage und wandte sich, als der noch immer nichts sagte, um. Da sah er, wie der Hannes zur Seite gewendet still dastand und mit weit aufgerissenen Augen durch die letzten Waldstämme hin zu dem dunklen Horizontgewölk hinzustarren schien. Der Ausdruck des

Mannes war so abwesend, seine Haltung so fremd und seltsam, daß der Käufer rasch und besorgt fragte: „Was hast nur?“ Aber der Hannes antwortete noch immer nicht, sondern starrte und starrte. Endlich zuckte er jählings zusammen und wandte sich mit einem erwachenden und suchenden Blick dem andern zu. Schweiß stand auf seiner Stirn, er wankte und hielt sich einen Augenblick an einem Stamm. Dazu lächelte er verlegen und sagte: „Mir war nicht gut, weiß nicht, ob ich die Seereise und das Neue alles werde aushalten können.“

Er war deutlich verändert auf dem Heimweg, der Hannes. Während er beim Wandern so vor sich hingeschwiegen hatte, als wollte er nur in dem absichtslosen Ziehen seiner Gedanken und Bilder nicht gestört sein — die ihm bald unabsehbare amerikanische Maisfelder, eine weite Pferdekoppel, große am Steppenrand weidende Herden vorführen mochten, bald noch einmal von dem Stück seiner Heimat, auf das gerade sein Blick fiel, frei und willkürlich da und dort über den Besitz hingingen, den er verlassen sollte — schwieg er jetzt gerade vor sich hin, daß man deutlich sah, alle Beschaulichkeit war aus seinen Gedanken gewichen, irgendein Entschluß arbeitete in ihm.

„Also morgen um zehn!“ sagte der andere, als sie im Dorf waren und sich trennten. Da sollte vor dem Notar der Kaufvertrag geschlossen werden.

„Ich weiß noch nicht,“ sagte der Hannes, „'s ist mir nicht gut.“

„Geht schon vorüber!“ meinte der Käufer, „behüt' dich Gott!“ Beide gingen ihres Weges.

Der Hannes kam nicht zum Notar. Er sagte den Vertrag auf. Er sei krank. Er müsse auf dem Gut bleiben.

Niemand verstand ihn, wußte, warum er sich anders entschlossen. Denn er schien nicht im mindesten krank, machte im Gegenteil seine Landarbeit mit verdoppeltem Eifer. Er war weniger verschlossen, fröhlicher, seit er die Auswanderung endgültig aufgegeben hatte und alle schon getroffenen Vorbereitungen rückgängig gemacht waren. Er pfiff manchmal vor sich hin bei der Arbeit.

Allen war das ein Rätsel, dessen Lösung er keinem zu sagen Lust zeigte. Nur seiner Frau gegenüber, die freilich seinen Entschluß ohne ernstlichen Widerspruch hingenommen, aber, seit sie beide weggewollt und ihre Wurzeln aus dem alten Grund und Boden herausgezogen hatten, sich noch immer nicht wieder zurückgewöhnen konnte, im Gegensatz zu ihrem Manne nicht so achtsam und gut mehr ihre Arbeit tat, der mußte er wohl eine Erklärung geben. Und als sie ihn wieder mal fragte, da lachte er kurz auf: „'s ist schon gut, wenn man 's zweite Gesicht hat! Elend zugrund gegangen wär' ich drüben!"

„'s ist Aberglauben," sagte sie ganz leise.

„Gewiß ist's!" polterte er und schlug auf den Tisch. Dann ging er hinaus in die Ställe und tränkte.

Herbst und Winter kamen, ohne daß etwas Bemerkenswertes geschah. Mit dem beginnenden Frühjahr bemächtigte sich eine seltsame Unruhe des Mannes. Er ging oft allein und ohne irgendein Geschäft über Feld oder in sein Waldstück. Er ließ manchmal mitten in der Arbeit alles liegen, warf sich unter einen Baum und sah lange ins Geäst hinauf. Manchmal stand er an einem Stamm im Walde und blickte unbewegt vor sich hin. Dann begann er aus solcher Versunkenheit wieder rastlos zu pflügen oder zu mähen, ohne von der Arbeit aufzusehen, als wolle er sich betäuben.

„Hätten doch lieber nach Amerika gehen sollen!" sagte die Frau. Da fuhr er jedesmal ärgerlich auf. Von Amerika wollte er gar nichts hören, ward überhaupt immer mehr menschenscheu und abseitig. Da nahm sich endlich der Pfarrer der Sache an, versuchte ihm zuzusprechen, schloß sich dem Hannes auf einem Wege scheinbar zufällig an und ließ ihn nicht aus mit Fragen, warum er seinen Amerikaplan aufgegeben, warum er jetzt so verstört und seltsam geworden sei. Endlich erzählte der Hannes: er habe damals, als er mit dem Kauflustigen sein Waldstück umschritten, wie früher oft ein Gesicht gehabt. Er habe sich selber unter einem Baum fremder Art, wie er sie auf Bildern von Amerika gefunden, tot und erschlagen liegen sehen. Er sei es gewiß und wahrhaftig selbst gewesen. In Amerika solle es viel Unsicherheit und mancherlei Überfälle geben. Er sei erst wieder froh geworden, als er Amerika aufgegeben, wo ihm solch Schicksal gedroht hätte. Nun aber verfolge ihn mit dem steigenden Jahr das Bild wieder, ohne daß er trotz aller Bemühung, allen Alleinseins etwas mehr von seinem Schicksal sehen könne. Der Pfarrer verwies es ihm als Aberglauben, wozu der Hannes den Kopf schüttelte, sprach vom Vertrauen auf Gott und seine väterliche Fürsorge für jeden einzelnen, spottete auch einmal, das sei eine rechte Prophezeiung, der man so leicht ausweichen könne! Der Hannes blieb zu allem still. Schließlich endete das Gespräch, ohne daß der Pfarrer ganz herausbekommen hätte, wie es jetzt um den Hannes stand.

Wenige Tage darauf war in einem ziemlich entfernten Marktflecken ein Fohlenmarkt, zu dem der Hannes, weil es heiße, schwüle Zeit war, schon sehr früh des Morgens über Land ging. Er fand kein Tier, das er hätte kaufen

mögen, saß ein paar Stunden mit anderen Bauern im Wirtshaus, trank, ward schließlich aufgeräumt und guter Dinge und begab sich bei dunkelndem Wetterwolkenhimmel am Nachmittag auf den Heimweg. Das Gewitter holte ihn in der Nähe eines großen herrschaftlichen Parkes ein, an dem die Landstraße wohl über eine halbe Stunde lang ohne jede sonstige menschliche Ansiedelung hinzog. Heftiger Regen begann. Windstöße jagten, so daß sich der Hannes entschloß, die nicht sehr hohe Mauer zu übersteigen, um in irgendeinem Parkhäuschen oder schlimmstenfalls in dem entfernteren Schlosse selbst Unterstand zu suchen. Er lief so schnell er konnte. Aber schon nach wenigen Minuten mußte er innehalten. Der Regen hatte sich zum Wolkenbruch gesteigert, daß der Hannes unter den nächsten Baum sprang, fast betäubt vom wilden Rauschen ringsum, von dem niederschlagenden und stürzenden Wasser, das nur wenig gemildert durch die hohe Krone des Baumes herabgoß. Er sah bei einem Blitz einen Augenblick auf, um die dichteste Stelle zu finden. Da erschrak er bis in den Grund seiner Seele, daß er kein Glied rühren konnte. Er kannte den Baum. Der zackige amerikanische Riese stand unter lauter ausländischen Bäumen, die der Vater des Gutsherrn aus Liebhaberei hier zu einem Wäldchen vereint hatte und die jetzt mit ihren fremdartigen Astgestalten vor dem Licht der ohne Pause niederfallenden Blitze bald rechts, bald links, bald vor dem Hannes, bald zu seiner Seite dunkel, wie aus dem Nichts aufsprangen oder, während die jähen Scheine um den Erdrand liefen, plötzlich, nachdem sie eben noch flachschwarz vor der zuckenden Helle gestanden hatten, gleichsam höhnisch ihr Angesicht verkehrten und grellhell vor der Horizontnacht flammten. Sie hatten ihn in ihrer

Mitte. Er wollte erst aus dem unheimlich lebendigen Baumgewirr fliehen. Aber gleich kam es wie Erschöpfung über ihn und dann wie Ergebung und Erlösung. Er lehnte sich an den Stamm zurück. Er schloß vor dem blendenden Licht der Blitze die Augen; aber das Flammenzucken ging, wie das Funkensprühen von einem Faustschlag aufs Auge, durch seine Lider hindurch. Er hätte in dem Krachen der Blitze, dem Schlag der Donner, dem Sturzrauschen des Regens einen Kanonenschuß kaum mehr unterschieden. Aber jetzt kam ein Einschmettern und Brechen hoch über ihm, das doch den tosenden Lärm noch zerriß. Er hörte es vielleicht den Tausendteil einer Sekunde und fühlte sich ebensolange in einem grellweißen Schein stehen, der ihn von allen Seiten ansprang, daß ihm die Sinne schwanden und er zusammenstürzte.

Man fand ihn am nächsten Morgen tot unter dem Baumriesen, in dessen Rinde eine etwa fingerbreite, frisch aufgerissene Rille vom Wipfel bis zur Wurzel unregelmäßig herablief.

Das Glück des Sterbenden

Kann ich noch sonst etwas für Sie tun? ich meine „etwas, das nicht die Behandlung Ihrer Wunde betrifft?" fragte der Arzt.

„Ja," erwiderte mit tonloser Stimme ein blasser junger Verwundeter, der sichtlich fiebernd, doch reglos dalag. „Ja, sagen Sie mir, ob und wann ich wieder dienstfähig werde!"

„Lieber junger Freund! Das Wichtigste für Ihre Genesung ist, daß Sie Ihren Willen ganz entspannen, daß Sie eine Zeitlang gar nicht an den Krieg denken, sondern sich ruhen, still vor sich hindämmern. Sonst, wenn Sie aufgeregt, fortwährend voll Willens und ohne innerliche Ruhe sind, kann Ihre Wunde nicht heilen und das Fieber nicht nachlassen. Auch Ihre Schmerzanfälle werden dadurch vermehrt. Lassen Sie sich vorerst einmal damit genug sein, daß Sie für Ihr Vaterland getan haben, was Sie konnten, daß Sie mutig Blut und Leben einsetzten und im Kampfe verwundet worden sind."

„Ja, ja," sagte der Kranke, „aber man kann doch einmal nicht los davon. Was sollen die Leute später denken, wenn man den Krieg mitgemacht hat und hat nicht einmal das Eiserne Kreuz bekommen, das so viele haben. Ich sollte es ja bekommen. Mein Kompagnieführer wollte mich dazu eingeben. Da fiel er, und der neue Kompagnieführer kannte mich nicht; und ehe er mich kennenlernen konnte, wurde ich verwundet und in die Heimat zurückgebracht."

Ein Schmerzanfall des Kranken unterbrach das Gespräch. Er wand und krümmte sich, während sein Gesicht sich anspannte und zusammenzog. Das pflegte stets einige Stunden zu dauern.

Der Arzt ließ sich von der Schwester die Morphiumspritze geben und sagte, während er dem Kranken die geringe Gabe des Beruhigungsmittels einflößte, die dessen geschwächtes Herz ertrug: „Ich werde dafür sorgen, daß das Eiserne Kreuz für Sie eingegeben wird, wenn es nicht schon geschehen ist. Ihr Leutnant, der auch hier im Lazarett liegt, hat mir oft erzählt, wie tapfer Sie gewesen sind. Aber dann müssen Sie mir jetzt auch versprechen, ganz ruhig, brav und friedlich zu sein, damit Sie gesund werden!"

Ein Blick des Dankes kam aus den Augen des Kranken: „Halten Sie mich nicht für kleinlich, lieber Herr Doktor, daß ich auf das Äußerliche solchen Wert lege! Aber es ist halt mit dem Eisernen Kreuz doch etwas anderes als sonst mit Auszeichnungen. Es steht jedem von uns als Ziel vor Augen, und man schämt sich, als müsse man seine Pflicht verletzt haben, wenn man es nach einer gewissen Zeit nicht bekommen hat."

Dann sank der Kopf des Kranken zurück, seine Augenlider schlossen sich. Der Arzt trat mit der Schwester auf die Seite und sagte leise: „Ich will noch heute an seinen Truppenteil schreiben; aber ich fürchte, es wird zu spät kommen!" Die Schwester nickte traurig und zeigte auf die Fieberkurve: „Es ist seit einer Woche eigentlich täglich schlechter geworden. Er nimmt immer mehr ab, und das Fieber verringert sich gar nicht."

Der Arzt grüßte stumm und ging hinaus. Die Schwester zündete an ihrem Tisch ein kleines Licht an und zog die

Vorhänge vor, denn die Dämmerung ging schon in Dunkelheit über.

Der Kranke lag jetzt mit geschlossenen Augen still. Aber der halbbetäubte Ruhezustand, in den ihn das Fieber manchmal allein, manchmal mit Hilfe des Morphiums versetzte, ohne daß er doch völlig auslöschte und schlief, war ihm fast furchtbarer als die Schmerzen, weil sein Geist darin seinen Halt verlor und ein doch nicht ganz schmerzloses, leidendes Nebelbewußtsein in ihm wogte.

Er war, als er zu Kriegsbeginn hinauszog, Student gewesen, Psychologe und ein scharfer Kopf, gewohnt, all seine Seelenregungen zu beobachten. Er war mit dem tiefsten Drang nach innerer Klarheit, nach innerster Gesetzmäßigkeit begabt. In dem Chaos und der Verworrenheit der Seele hatte er durch ständige klare Beobachtung seinen Halt und seine Festigkeit gefunden. Er sagte oft scherzend zu seinen Kommilitonen, die mit ihm im psychologischen Seminar arbeiteten, sein Ich sei nur ein inneres Auge und ein festhaltendes, vergleichendes Gedächtnis. Dieses Augen-Ich bändige die Gewalten seiner Seele wie der lichte Gott die Titanen, daß er ohne Schwindel in den schlimmsten Abgrund blicken könne, den es gäbe: die Seele. Wenn er das sagte, lachten immer einige wie über einen Witz, weil sie nicht begriffen, was er mit dem Abgrund der Seele meinen konnte.

Wenn sie jetzt in seinen Zustand hineinsehen, hineinfühlen könnten, würden sie ihn begreifen. Denn nun war das innere Auge unklar, verschwommen, trübe, geteilt geworden wie das Sehen eines Trunkenen oder wie das unter Wasser geöffnete Auge eines Tauchenden. Und das Gedächtnis war aufgelöst, zerflattert — so daß die Erscheinungen, die vor

dem inneren Auge waren, und die längst von ihm zurückgelegten durcheinanderzuwogen anfingen, daß das Auge aufhörte, eine Trennung zwischen ihnen zu sein und also eigentlich zu existieren. Was er gegen das Einschlafen hin oft in sich beobachtet hatte: daß Bilder, Gedanken, Gefühle in der Seele selbständig wurden, während das Ich sich verdunkelte und auslöschte — ein Zustand, der ihn immer schwindeln machte — das erlebte er jetzt in seiner Krankheit oft Tage und Nächte lang; und nicht so ruhig verfließend wie beim gesunden Entschlummern, sondern in einer durch die kranken und gestörten Vorgänge in seinem Nervensystem viel lebendigeren, bildhafteren Weise. Es war ein Schwanken, Schwindeln, Taumeln, das Wissen um einen Schmerz, den er doch nicht deutlich fühlte, der ihm manchmal so vorkam, als sähe er nur einen anderen darunter leiden — und dann ein krampfhaftes Suchen nach sich selbst, nach diesem ihm immerzu entgleitenden, bald sich wie ein körperloser Schatten nähernden, bald hinter irgendeinem interessanten Vorgang oder Gedanken, die sich selbst erlebten, völlig verschwindenden Ich und Mittelpunkt, von dem aus allein Ordnung in dies Chaos kommen konnte, das er in gesunden Tagen den allerschlimmsten Abgrund genannt hatte: die Seele. Wenn das nächtliche Fieber oder die halbe Betäubung des Beruhigungsmittels über ihn kam, dann hörte er eigentlich immer zu existieren auf. Dann zerfiel seine Seele, fiel auseinander, wie der Leib im Tode auseinanderfällt. Und wie aus dem verwesenden Leibe andere fremde Wesen sich nähren, mögen es Würmer oder Wurzeln von Pflanzen sein, so nährte sich aus seiner zerfallenden Seele das Leben selbständiger Vorstellungen und Gefühle, die sich eigentlich nur ihrer selbst

bewußt wurden, nicht aber ihm, dessen alter gewohnter Drang sie aufzufassen, sie klar zu erkennen, zu ordnen strebte — aber kein Aufnahmeorgan mehr hatte, wie ein linsenloser photographischer Apparat.

Zuerst, wenn der Zustand begann, wenn er sein körperliches Auge noch krampfhaft offen hielt, um sich mit seinem inneren Sehen an das äußere Sehen anzuklammern wie an einen festen, unverrückbaren Pfeiler, sah er immer noch eine Zeitlang das dunkle Doppelauge des Arztes über sich ruhen, bis nur noch ein Auge über ihm stand, dann das Grau des großen Bartes wirrer und größer wurde und er die Augen schließen mußte. Der dunkle Blick stand noch eine Zeitlang sichtbar in ihm und zerging. Bunt durcheinander wirbelten dann Szenen von Kampf, stille Heimatbilder, ein Wald, ein Berg mit freiem Ausblick, Straßen- und Marktgetriebe einer kleinen Universitätsstadt im Herzen Deutschlands — und wieder das dumpfe Dröhnen naher und ferner Geschütze. Dazwischen erschien ihm manchmal ein Kranker mit Schmerz und Fieber in einem Feldlazarett, mitten unter vielen Stöhnenden und Sichwindenden, von dem er nicht mehr wußte, daß er es selber war, und den er doch mit Furcht betrachtete; denn ihm war, dessen Schmerzen könnten plötzlich seine eigenen Schmerzen werden. Dann wieder stand er am Grabe eines Kameraden. Auf dem Hügel war ein Kreuz errichtet, das die Gestalt eines Eisernen Kreuzes hatte. Aus dem Grabkreuz wurde es in dem maßstablosen Bilden der betäubten Seele plötzlich zu dem Kreuz an der Brust des Tapferen. Er sah es so deutlich vor sich, daß er glaubte, danach greifen zu können. Und das mag es gewesen sein, wenn er manchmal im Fieberschlaf die Hand ausstreckte, zudrückte und wieder auf seine Brust sinken ließ.

Wenn sich dann seine Kraft erschöpft hatte und ein todesähnlicher Schlaf anfing sich über ihn zu breiten, hatte er öfters eine lächerliche Vorstellung, die aus irgendeinem Märchen stammen mochte und über seine Züge eine gewisse Heiterkeit ausgoß. Er sah eine Spukgestalt vor sich, die er aber auch eigentlich wieder selber war: einen unförmlich dicken Mann mit großen Fettwulsten am Halse, der plötzlich die Augen schloß und dessen Kopf dann in den Körper ganz hinabsank und verschwand, während sich die Fettwülste wie zwei Wellen über dem gerade hinabgetauchten Kopf schlossen. Dann sah er noch einen ganz kurzen Augenblick den Fleischberg, der oben mit dem Kragen und dem zusammengeschobenen Fetthals darüber aufhörte, spürte die dunkle Ruhe des Kopfes hinter der jeden Laut abdämpfenden mächtigen Brust, fühlte noch das Sinken, das immer weiter ins Tiefe hinabzugehen schien, und schlief; schlief nun fest und ohne Fiebertraum. Ob ihm die Schwester da, weil sie vielleicht seinen unruhigen, schmerzvollen Zustand erkannte, noch ein Beruhigungsmittel gegeben hatte?

In den wachen Tagesstunden, in denen er oft schmerzlos, versagend, still dalag und leise vor sich hin dachte, da hätte dem, der in diese Seele hineinsah, die Zerstörung, die der Krieg in ihrem Organismus angerichtet, fast noch mehr auffallen müssen. Dieser geistig arbeitende Mensch, für den im Grunde nur das Raumlose existierte, wurde von einem seinem Wesen ganz fremden Handelnwollen, von einem Tatendrang ohnegleichen geschüttelt, während gleichzeitig in seiner Seele die Wirrnis des Unübersehbaren wuchs und wuchs. Er fühlte deutlich, daß sein abgespannter und überanstrengter Geist die Fähigkeit nicht mehr hatte, seine

Erlebnisse zu bewältigen, und daß ihm als Rettung nichts anderes übrigblieb, als zu erliegen, zu versagen, ganz, ganz schwach zu werden.

Aber dagegen bäumte sich ein riesiges Zeitgefühl in dem jungen Menschen immer wieder empor. Er fühlte fast körperlich den in Ost und West vor unseren Fronten wogenden Kampf, fühlte all sein Denken fortwährend hineingerissen; wie die Blutteilchen, die zur erkrankten Stelle des Körpers drängen, faßte ihn ein Zug und Zauberwind, der ihn wieder mitten hinein in das Gewoge zog. Er wußte, daß er diesem Zug und Zwang nicht folgen konnte. Aber was er dabei litt, das war nicht allein der unbefriedigte Drang des Nichtkämpfenkönnens; das war das Nichtmehrerfassenkönnen des ungeheuren Geschehens, sobald er nicht selbst ein winziger handelnder Teil darin war; das war das Ringen um eine Vorstellung dessen, was geschah, dazu das Erliegen vor dem Übermenschlichen, das ihm Schrecknis wurde, seit es fern von ihm für sich selber weiter tobte.

Da kam eine gütige Ablenkung, welche die Natur seinen Gedankenqualen brachte, der sehnsüchtige Wunsch nach dem Eisernen Kreuz in ihm auf. Er war, während der Körper des Kranken immer kränker und schwächer wurde, ein wenig Genesung für die zerrüttete Seele, die sich aus dem Unerfaßbaren, Erdrückenden, Ungeheuren, in dessen wildes Chaos sie gestürzt war, wieder auf das kleine Eigen-Ich besann, auf die Persönlichkeit, den winzigen Umkreis, den allein der Mensch auszutasten und zu überschauen vermag. Der Kranke bat, daß man ihm Tagesberichte und Zeitungsnachrichten nicht mehr vorlesen möchte, weil sie ihn zu sehr aufregten. Aber dieser äußere, von ihm selbst

geglaubte Grund war nicht der wahre; seine Natur drängte dazu, daß er nur noch sein kleines Eigenleben weiterführen sollte, nicht mehr das allgemeine, zu dem nicht einmal mehr die Kraft seines Denkens ausreichte. Ihm wurde auch nicht deutlich bewußt, daß er das nur können würde, wenn er durch etwas Greifbares, durch ein sichtbares Zeichen, durch eine immer wieder im Anblick des Zeichens zu wiederholende ganz persönliche Freude das große Geschehen so auf sich ablenkte, daß er es über sich vergaß.

Er hatte seine Pflicht ohne jeden Gedanken an eine äußere Anerkennung getan. Als er das Leben, das er einsetzte, noch voll fühlte, war sie ihm gleichgültig. Jetzt, wo seine Seele sich in ihrer dunkelsten Tiefe wohl eingestehen mochte, daß er an seiner Wunde sterben würde, war ihm das äußere Ehrenzeichen plötzlich wichtiger als alles andere. Solche Gegensätze sind manchmal im Menschen.

Er war in trauriger, müder Stimmung, als er den Arzt wiedersah, und sprach davon, daß er sterben würde, was der Arzt ihm auszureden suchte. Er schüttelte schmerzlich lächelnd den Kopf und sagte: „Sehen Sie, lieber Herr Doktor, ich habe diese Überzeugung ja nicht aus meinem körperlichen Zustande, sondern aus meinem seelischen gewonnen. Das ist ein viel schlimmeres Symptom. Alle Grundlagen meines geistigen Daseins sind wie in einem Erdbeben erschüttert und zerbrochen. Ich habe sie trotz alles Denkens mir im Frieden vielleicht nie ganz klargemacht. Jetzt, wo der Boden in Spalten und Rissen klafft und wo in schrägen Trümmerflächen aufragt, was einst ebener Grund war, über den ich schritt, auf dem ich baute, jetzt fühle ich einfach keine sichere Lebensmöglichkeit mehr in mir. Eins könnte sie mir vielleicht wiedergeben, so merk-

würdig es klingen mag." Er lächelte: „Sie raten es nicht! Was ich Ihnen gestern sagte: das Eiserne Kreuz."
„Sie sind schon dazu eingegeben. Freuen Sie sich darauf! Vielleicht gibt Ihnen schon die Vorfreude auf das sicher Kommende neue Lebenskraft!"
„Vielleicht!" sagte der Kranke wieder lächelnd.
Aber weder die Vorfreude noch das Eiserne Kreuz selbst hat ihm die Lebenskraft wiedergegeben. Sein Zustand verschlimmerte sich rasch bis zum Letzten.
Da kam für den Arzt eine Stunde schwerer Entscheidung. Der Kranke hatte wieder, ganz matt und tonlos jetzt, gefragt: „Ist es noch nicht da?" Und der Arzt wußte, daß es sich nur noch um Stunden handelte, bis dieses Leben versiegte, bis dieser Geist in traumhafte Bilder, die langsam, eins nach dem anderen, verlöschen würden, zerfiel. Und es war nicht daran zu denken, daß bis dahin der sehnsüchtigste Wunsch des Kranken erfüllt sein konnte.
Der Arzt saß für sich allein in seinem kleinen Lazarettzimmer und sann. Er dachte an seinen Sohn, der als Leutnant im Felde stand, an den er immer dachte, wenn er die Verwundeten behandelte. Er machte sich ganz klar, wie alle Seligkeit des sterbenden Studenten an der Erfüllung seines Wunsches hing; und er fühlte plötzlich die seltsame Macht, diese Erfüllung herbeiführen zu können . . .
Er erschrak fast über den Gedanken, der ihm aufgestiegen war. Dieser Gedanke enthielt etwas gegen das Gesetz, gegen die Ordnung, die auch dort, wo sie hart war, die Größe seines Volkes, seines Staates geschaffen hatte. Auch stieg eine innere Abwehr in ihm auf gegen eine Täuschung des Sterbenden, und mochte die Lüge noch so freundlich sein. Dann schien es ihm wieder so gut, so richtig, das

Sterben eines Menschen mit einer Freude zu lindern. Entschlußlos sah er vor sich hin, ließ schließlich die Schwester rufen, und nach kurzem Zwiegespräch holte sie einen Leichtverwundeten, der das Eiserne Kreuz hatte. –

Eine Weile wurde leise hinter verschlossener Tür gesprochen. Dann ging der Arzt kopfschüttelnd mit der Schwester in das Zimmer, in dem der Kranke kaum mehr sichtbar atmend bewußtlos dalag.

„Wir werden es vielleicht nicht einmal mehr übergeben können und vor unserer Übertretung bewahrt bleiben!"

Aber der Kranke kam noch einmal zu sich. Er richtete sich mit großgeöffneten Augen auf und fragte: „Wo bin ich?" Gleich darauf, den Arzt starr ansehend, rief er plötzlich: „Ich fürchte mich, ich sterbe!" Angst und Zittern überflogen ihn, er umkrampfte die Hand des Arztes.

Da fand der Arzt, plötzlich ruhig und klar in sich, die Rechtfertigung für seinen schwer gefaßten und vor einem Augenblick noch bekämpften Entschluß. Wenn er jetzt den Kranken täuschte und ihm das Eiserne Kreuz gab, so tat er es nicht mehr als die Erfüllung eines sehnsüchtigen Wunsches, als eine letzte Freude für einen Tapferen; es war die Erfüllung einer ärztlichen Pflicht geworden: die Gedanken eines Sterbenden vom Tode hinwegzulenken und ihm das Unerbittliche zu verhüllen.

Er sah die Schwester einen Augenblick an. Dann nahm er das Kreuz aus der Tasche und sagte: „Hier, lieber Freund! Wir wollten es Ihnen eigentlich nicht mehr geben, weil Sie so fest und gut schliefen. Aber, da Sie doch wach geworden sind . . ."

Das Auge des Sterbenden leuchtete auf. Der Angstausdruck und das Zittern verschwanden aus seinem Gesicht.

Die lange Beschäftigung mit dem Gedanken drängte in dem Moment des Wirklichwerdens alles andere zurück. Er griff freudig nach dem Kreuz. Er hatte den Tod vergessen, der als eine zunehmende Nacht aus der Tiefe seines Leibes und seiner Seele aufstieg und schon von innen heraus seinen Blick zu verdunkeln anfing. Noch ehe er das kleine, silberumrandete Stück Eisen berührt hatte, sank er wieder in Bewußtlosigkeit.

Es wäre nicht nötig gewesen, daß der Arzt der Schwester anbefahl, das Kreuz die Nacht über auf der Bettdecke liegen zu lassen. Denn ohne daß er nochmals zu sich kam, hatte sein Herz eine Stunde später zu schlagen aufgehört. —

Das Bild

Beim Tode eines meiner Freunde ereignete sich etwas so Merkwürdiges, daß ich den Vorfall aufzeichnen will, wie er geschah, ohne mich in irgendeine Deutung einzulassen.

Ich hatte den Freund etwa ein Jahrzehnt seit unserer gemeinsamen Studienzeit nicht gesehen, als ich ihn in einer kleinen bayerischen Gebirgsstadt während der Sommerferien wiedertraf. Er war schmaler, abgezehrter geworden und hatte etwas Trübes, Gequältes im Blick, als ich ihn in seiner Wohnung aufsuchte, nachdem ich seinen Namen in der Fremdenliste gefunden. Wir kamen uns zunächst nicht sehr nahe, machten einige Spaziergänge zusammen, sprachen von alten Erlebnissen und erzählten uns, wie es der Zufall ergab, bruchstückweise das Wichtigste, was uns seit der Universitätszeit passiert war. Aus manchen Bemerkungen, die er zu meinen kleinen Liebesgeschichten machte, gewann ich die Überzeugung, daß er eine unglückliche, ihn noch jetzt tief beschäftigende Liebe gehabt haben müsse, von der er nicht sprach.

Das mochte acht Tage so gegangen sein, als ich einmal — spät abends müde von einem einsamen Spaziergang heimkehrend — einen Zettel in meinem Zimmer fand, ich möchte doch gleich nach meiner Rückkehr zu ihm kommen, er sei schwer erkrankt. Er hatte, als ich kam, hohes Fieber und sah trübe vor sich hin. Der Arzt hatte sich über seine plötzliche Erkrankung, eine Lungenentzündung, noch nicht näher

ausgesprochen. Um so deutlicher tat das der Erkrankte selbst. Er wisse, daß diese Krankheit sein Ende sei. Er schüttelte mit dem Kopf, als ich widersprach und ihm Mut machen wollte, und sagte nach einem kurzen Schweigen: „Ich will ja schon lange nicht mehr leben. Es ist seltsam, ich habe immer wollüstig mit dem Gedanken gespielt, einsam und allein zu sterben und mit der Nachricht meines Todes ein letztes Gefühl in der Frau zu erwecken, die mich verriet und mit der ich doch heute noch so unlöslich verbunden bin, als ob wir eine Seele, ein Körper wären; und — unwiderruflich getrennt."

Er nannte einen Namen und zeigte mir ein Bild. Der großgeschnittene Kopf hatte ernste, beinahe strenge Züge, die Augenlider waren ein wenig niedergesenkt, Schläfe und Stirn unter dem halblangen dunklen Lockenhaar waren so herausgearbeitet, so ohne jedes Mienenspiel unbewegt ruhig, daß der Kopf fast wie ein ganz reiner edler Totenschädel wirkte. Das Bild machte den Eindruck großer Schönheit, die keineswegs durch eine besondere Stellung vorgetäuscht war, sondern im Gegenteil bei dem lebendigen Urbilde noch hervorleuchtender sein mochte.

„Du kannst ihre unendliche Liebes- und Zärtlichkeitsfülle, ihre weiche Fraulichkeit aus diesem Bilde nicht ahnen; es ist mir aber doch das liebste, weil es das edelste ist, weil es zeigt, daß etwas Edles in ihr sein muß, das freilich wohl in Sinnlichkeit und Haltlosigkeit untergegangen ist." Er erzählte nichts Näheres von ihrem Liebesverhältnis, das Jahre bestanden haben und voller heißester Wonnen gewesen sein mußte, und sagte nur noch: „Wir haben einmal zusammen sterben wollen. Das ist lange her. Nun habe ich auch schon Jahre diese Situation vor mir gesehen und mir

ausgemalt, daß ich einsam sterbe und sie die Nachricht meines Todes in einem nichtigen Liebesabenteuer mit irgendeinem hergelaufenen Menschen als eine leise und gewiß rasch vergessene Mahnung an einst empfängt. Ich genoß es in Gedanken, wie es sie quälen würde, wie sie sich Vorwürfe machen, ihr hohles äußerliches Leben plötzlich mit ein wenig Todesewigkeit erfüllen würde. Heute lächle ich darüber, denn sie wird es rasch verwinden, so wie damals unsere Trennung auch, und ich könnte weinen, denn ich wäre glückselig, wenn ich sie noch einmal sehen dürfte, wenn ich statt meines einsamen Todesstolzes, den ich mir vorgeträumt, noch einmal einen Hauch ihrer Liebe hätte."

Er schwieg, und ich gab ihm die Hand, die er eine ganze Weile, die Augen geschlossen, in der seinen hielt. Ich wagte nicht, sie zurückzuziehen oder mich zu rühren. Als er dann wie aus Schlafvergessenheit wieder zu sich kam und die Augen mit suchendem, feststellendem, sich starr erst zurechtfindendem Blick öffnete, fragte er mich, ob er geschlafen habe, ob der Arzt währenddessen dagewesen sei, ließ dann meine Hand los und sprach von dem Arzt, der ihm tüchtig scheine, auch sympathisch und vertrauenerweckend; er sei aber „mit seinem Blick immer so weit fort". Ich fragte, wie er das meine, worauf er mit sichtlicher Anstrengung sagte: „Verstehst du nicht, daß er immer so weit fort ist? Ich fühle seine Hand an meinem Puls, und es ist doch so, als ob er gar nicht da wäre, weit fort auch in der Zeit, als ob er nach meinem Tode hier stünde und gewissermaßen nur wie ein Hellseher meinen Tod nachträglich sähe, oder auch als ob er lange vorher in diesem Zimmer gewesen wäre, ehe ich einzog, und alles gewußt hätte, was hier geschehen

würde, und ich nur noch so ein Nachbild von ihm sähe. Er soll ein Medium sein oder so etwas, sagt die Wirtin, und manchmal reine Wunderkuren machen. Sieh ihn dir mal an, wenn er kommt, ob er dir auch den Eindruck macht!" Ich nahm diese Worte für Wirkungen des Fiebers, das sichtlich durch die gewisse Aufregung des Sprechens gesteigert war. Seine Wirtin kam und bat mich fortzugehen, damit er sich nicht vor der Nacht noch errege. Ich mußte versprechen, morgen wiederzukommen.

Am nächsten Tage fand ich ihn mittags in tiefer Bewußtlosigkeit. Er lag wie ruhig schlafend. Die Mappe mit dem Bild lag neben seiner Hand auf der Decke. Der Arzt war am Vormittag dagewesen und hatte etwas Neues verordnet, wollte aber am Nachmittage wiederkommen. Ich setzte mich still in einen Stuhl, nahm ein Buch vom Tisch und las achtlos darin, nun selbst auf den Arzt gespannt — freilich nicht so sehr wegen des phantastischen Eindrucks, den der Kranke mir geschildert, sondern wegen des Kranken selbst. Ich mochte zwei bis drei Stunden gelesen haben, war auch wohl einmal ein wenig eingenickt, als ich durch ein plötzliches Stöhnen meines Freundes zu mir kam. Er lag mit geschlossenen Augen, den Kopf nach hinten bewegend, unruhig da und hörte offenbar meine ganz leise Frage, ob ich ihm irgendeinen Dienst tun solle, nicht. Im selben Augenblick klingelte es draußen, und im nächsten Augenblick trat der Arzt leise ein, während der Kranke wieder ganz ruhig geworden war. Ich stellte mich dem Arzt leise vor. Er drückte mir die Hand, legte seinen Hut fort und trat ans Krankenbett. Während er sich mit dem Kranken beschäftigte, hatte ich Zeit, mir über meinen ersten Eindruck von ihm klar zu werden.

Er war, wenn man ihn flüchtig ansah, eine ganz unauffällige Erscheinung, mittelgroß, ein wenig dick, hatte dünnes dunkelblondes Haar, hinter einer goldenen Brille sehr durchdringende graue, aber offenbar gutmütige Augen, einen blond- und graugemischten Vollbart, in nichts auffallend: die Erscheinung eines Arztes, wie man sie in kleinen Städten noch häufig trifft, wo Tand und Modenwechsel der Großstadt nicht Fuß fassen können, wo die Leute ihre Anzüge lange tragen und sich von einem verhältnismäßig frühen Lebenszeitpunkt ab überhaupt nicht mehr verändern. Ich sann darüber nach, was mein Freund wohl mit dem „so weit fort" gemeint haben konnte, entdeckte aber nichts Auffallendes an dem Manne, bis er aufstand und sich zu mir wandte. Da glaubte ich diesen Eindruck, der ja natürlich ganz verschwommen und unklar sein mußte, auch zu haben. Es konnte aber ebensogut sein, daß das Wort des Freundes nur einen Vorstellungszwang auf mich ausübte und ich in dem langsam auf mich zukommenden Manne Züge zu entdecken mir nur einbildete, die darauf paßten: also ein gewisses In-die-Ferne-gehen des Blickes, Unbewegtheit und Uninteressiertheit, auch Gedankenversunkenheit. Aber ich machte mir gleich selber den Einwurf, daß dieser Eindruck bei Ärzten an Kranken- und Sterbelagern für uns Ergriffene und Erschütterte eigentlich der regelmäßige sei und aus ihrer ruhigen beruflichen Gewohnheit auch an das Schwerste fließe.

„Es steht schlecht," sagte er, „das Herz hält es nicht aus. Die Lungenentzündung wäre allein nicht tödlich in diesem Falle. Aber das Herz ist zerbrochen. Man stirbt zwar nach dem Sprichwort nicht an gebrochenem Herzen; aber wenn ein gebrochenes Herz einen schwer Erkrankten retten soll,

dann versagt es. Ich weiß nichts über den Kranken. Aber ich bin überzeugt, das Herz ist durch seelische Erlebnisse sehr früh verbraucht worden. Wissen Sie Näheres über das vergangene Leben des Kranken?"

Ich erwiderte nur kurz, daß er mir von einer Frau gesprochen habe, die für manches Leid in seinem Leben verantwortlich sei, und wies auf das Bild, das auf der weißen Decke lag. Der Arzt nahm es, setzte sich auf den Stuhl am Bett, schob die Brille hoch und sah es an. Dabei schüttelte er traurig lächelnd den Kopf und sagte: „Das sind diese lügenhaften Photographien! Scheint die Frau nicht, wenn man das Bild flüchtig ansieht, warmherzig, gut, ja fast edel in ihrem Ausdruck? Und das sind sicherlich nicht die wesentlichen Züge ihres Charakters. Sie hat ein Gutes: sie ist von starker Empfindung, lebhaft und von einer gewissen Liebeskraft, die gleichzeitig weich und warm anschmiegend sein kann. Aber sie ist unbeherrscht sinnlich, sehen Sie das Kinn! und um ihre Triebe unbehindert und schrankenlos gewähren lassen zu können, allmählich falsch und betrügerisch geworden. Das sehen Sie hier im Auge; hat der Blick nicht etwas Böses, Lauerndes? Das ist freilich nicht ursprünglich. Das Böse ist immer eine Folge von Erfahrungen und Erlebnissen, eine Gegenwirkung gegen die notwendigen Einschränkungen der Anderen auf den Einzelnen. Ursprünglich ist da nur eine gewisse Beschränktheit, ein Mangel an Gefühl und Geist, der das Recht der Anderen nicht als Gegebenheit zu nehmen und sich nicht naturrichtig abzugrenzen vermag — das Kennzeichen des aus Geringwert unsozialen Menschen. Der Arme mag viel unter dieser Frau gelitten haben! Er hat freilich auch durch sie ein unendliches Lebensgefühl genossen."

Während der Arzt so sprach und ich, soweit es die eingesunkene Dämmerung zuließ, Zug um Zug auf dem Bilde seinen Worten zu folgen mich bemühte, erschrak ich plötzlich: so stechend und, wie mir schien, viel böser und bohrender sahen die Augen aus dem Bilde heraus. Ich wollte mich eben wieder um der Leichtigkeit willen schelten, mit der ich ganz augenscheinlich in solchen Dingen mich von Wortzwängen beeinflussen lasse, — als mir vorkam, ganz unzweifelhaft, die Frau auf dem Bilde bewege den Kopf. Sie war jetzt körperhaft geworden und drehte sich nach dem Kranken zu. Mir fiel in diesem Augenblick ein Traum ein, den ich vor Jahren einmal geträumt und der mich nachher, weil er mir voll tiefster Aufschlüsse über mein Wesen schien, noch oft beschäftigt hat, wie sich ein Bild vor mir, das an der Wand hing oder das ich in der Hand zu halten glaubte, ganz allmählich in seiner Fläche mit Raum füllte und plötzlich, während sein Rand verschwand, körperhafte Wirklichkeit um mich geworden war, statt Bild vor mir. Fast so war es hier — und doch auch wieder anders; die sich bewegende Frau auf dem Bild in der Hand des Arztes blieb auch wieder Bild. Ich kam in einen Zustand, der sich schwer beschreiben läßt, der aber mit dem Lebendigwerden des Bildes und dem Weiteren zusammenhängen mußte: ich fühlte es durch mich hindurchgehen wie Strahlen oder Wellen, die von weither kamen, durch mich hindurch und über den Arzt auf den Kranken zu. Der Arzt hatte das Bild jetzt sinken lassen und sah wie ich nach dem Bett hinüber. Deutlich, trotz der Dunkelheit im Zimmer, erschien nun hinter dem Kopfende des Lagers, als ob sie ein eigenes, sehr schwaches Licht in sich hätte, die Frau aus dem Bilde. Sie stand hinter dem Bett und beugte den Kopf,

nachdem sie uns einen fremden Blick zugeworfen, über den Kranken. Ich konnte ihr geneigtes Auge gerade noch sehen. Sie strich einmal mit der Hand über die Stirn des liegenden Mannes, der jetzt ganz ruhig war. Ich glaubte, daß sie ihn küssen würde. Aber sie tat das nicht, vielmehr wies sie, den Kopf halb zurückwendend, einer unsichtbaren, scheinbar hinter ihr stehenden Person den daliegenden Kranken; und es war etwas wie Trauer, aber auch wie Stolz in ihrem Ausdruck. Jetzt sah ich, wie ein Arm in den ihren einbog und sie zurückzog. Während sich ihr Gesicht noch einmal voll auf das Lager hinwandte, stand der Arzt plötzlich auf. Die Erscheinung war verschwunden. Der Arzt sagte, ohne noch den Kranken auch nur berührt zu haben: „Er ist sanft eingeschlafen, und sein Wunsch hat sich erfüllt, sie war bei ihm. Haben Sie die Frau gesehen?" Ich nickte. „Jetzt weiß ich alles von ihr," fuhr er fort, „sie ist mit diesem Toten am tiefsten verbunden, so tief, daß die Auflösung dieses außer ihr liegenden Gegenpols ihres Daseins, ihrer Existenz, sie herzuziehen vermochte. Und doch unterliegt sie dem Erdstoff so sehr, daß eine flüchtig-sinnliche Verbindung sie wieder fortzieht. Sie denkt täglich und stündlich an unseren Freund, sie vergießt, wenn sie zufällig allein ist und zur Besinnung kommt, Tränen über ihn. Aber sie hat nicht die Kraft, aus der Tiefe ihres Daseins heraus den Rückweg zu ihm zu schaffen, auf dem er sie jahrelang erwartet haben mag; er, immer wieder voll Sehnsucht nach ihr und dabei durch kein Gefühl von der unumstößlichen richtigen Erkenntnis erlöst, daß sie alles zerrissen habe und wieder zerreißen würde, sobald er verzeihe. Er hat dann sicher gewünscht, daß auch ihr Gefühl ihn loslassen möchte. Dann wäre er vielleicht

von ihr gefunden; denn er hat ihr Gefühl noch mehr geliebt als sie selbst, ist ihrem Gefühl am tiefsten unterlegen gewesen. Und ihr Gefühl hielt fest, gleichgültig, was sie auch tat."

Es klopfte leise, und das Mädchen legte, ohne daß wir es beachteten, eine Postkarte auf den Tisch.

Ich fragte: „Weiß sie von seinem Tode? Ich meine: hat sie den Sterbenden so vor sich gesehen, wie wir hier sie?"

Er zuckte die Achseln: „Sie hat an ihn gedacht. Sie hat sein Sterbelager ohne irgend etwas Näheres zu wissen vor sich gesehen. In dieser Stunde. Aber sie denkt soviel an ihn, sieht ihn sooft vor sich in Lagen früherer Zeiten und erträumten Wunschbildern, daß sie dies Wahrbild davon nicht zu unterscheiden vermag. Nehmen Sie die Postkarte dort vom Tisch. Darauf wird ein wenig Antwort auf Ihre Frage stehen."

Die Postkarte war aus Helgoland und mit verschiedenen Nachsendeadressen überschrieben. Darauf stand: „Ich habe unendliche Sehnsucht nach Dir. Ich liebe Dich immer, nur Dich. Wo bist Du jetzt. Ich muß immer denken, daß Du krank seist, weil Du solange schon nicht schriebst. Ich sorge mich um Dich. Ich spreche immer von Dir. Ach, daß Du es so und nicht anders willst!"

Während ich eben las, kam ein Telegramm, das wir erbrachen: „Dein Brief auf Umwegen nachgesandt. Drahte sofort, wie es geht! Helgoland, Hotel —"

„Sie sehen, daß die Verbindung zwischen dem Sterbenden und der Frau seines Schicksals eben ganz stark war," sagte der Arzt nach einem Augenblick des Schweigens. Als ich ihn dann über das Seltsame, wie sein Mittlersein offenbar diese letzte Berührung der beiden Menschen herbeigeführt, befragte,

sagte er kurz: „Ich habe derlei nie als etwas Besonderes empfunden. Mir sind die menschlichen Verhältnisse, über die ich mich als sehr junger Mensch den oberflächlichsten Täuschungen hingab, allmählich ganz durchsichtig geworden, so daß ich da Menschen und Tatsachen erlebe, wo ich früher bestenfalls dachte und urteilte. Es ist mir nie merkwürdig, sondern immer selbstverständlich vorgekommen, daß, wo ich dabei war, die Wände zwischen den Menschen umsanken. Wahrscheinlich entwickelt sich das helfende Einwirken in jedem; nur vermag nicht jeder bei der Fülle unnützer Vorstellungen, mit denen die meisten Menschen ununterbrochen spielen, der Fülle untergeordneter Strebungen, von denen sie auseinandergezogen werden, das Lebendige vom Erdachten zu unterscheiden und Kräfte zum Helfen frei zu machen, wo sie nötig sind — eben wie diese Frau, die heute sicher unbegreiflich und unbeschreiblich traurig ist und die Trauer in irgendeiner Sinneserregung vergessen wird."

Er schob Bild, Brief und Telegramm in die offene Hand des Toten. —

Das Gerücht

An den Nonen des Mai im 586. Jahre seit Gründung der Stadt, am frühen Nachmittag, gingen in einer der Straßen Roms drei junge Männer nach dem Amphitheater, um den Fechterspielen zuzusehen. Es war noch Zeit bis zum Anfang der Volksbelustigung. Sie schlenderten. Sie blieben ab und zu stehen, als ob ihr lebhaft geführtes Gespräch manchmal einen Augenblick des ruhenden Nachdenkens brauche, und setzten sich dann, immer eifrig weitersprechend, wieder in Bewegung. Sie redeten vom makedonischen Krieg, der damals in Rom alle Gemüter beschäftigte, der wie ein Albdruck auf allem lag, weil er für die raschen Siegs gewohnten Römer schon zu lange dauerte. Viele Monate waren vergangen, ohne daß eine erfreuliche Nachricht gekommen war, und das Volk fing zu murren an. Das große Vertrauen, das man in den Konsul Amilius Paullus, der den Feldzug gegen Perseus von Makedonien führte, erst gesetzt hatte, schwand mehr und mehr. Die allgemeine Stimmung war unbehaglich.

Aber die drei jungen Männer gaben dem in ihren Gesprächen keinen Ausdruck. Sie waren an eine besondere Frage des Krieges geraten, an die Gerüchte, die ununterbrochen auftauchten. Dazu hatte sie das neueste Gerücht, das vom Tode des Konsuls Amilius Paullus zu erzählen wußte, veranlaßt. Sie schenkten dem keinen Glauben und unterhielten sich, davon angeregt, über alle die vielen unverbürgten Nachrichten, die ihnen seit Beginn des Krieges

zu Ohren gekommen waren und sich nachher als bare Erfindungen herausgestellt hatten. Sie waren aber alle drei in einer griechischen Philosophenschule erzogen worden und hatten deshalb eine gewohnte Freude daran, jedes Thema gründlich und systematisch zu behandeln; so gingen sie der Entstehung der Gerüchte überhaupt forschend nach.

Einer von ihnen behauptete, die Gerüchte seien bewußte Lügen, Erfindungen von Leuten, die sich interessant machen wollten. Ein anderer widersprach dem und wollte jedem Gerücht einen wahren Kern lassen, der durch ungenaue Übermittlung, durch Mißverständnisse, schlechtes Zuhören und freilich auch durch die Sucht, Aufsehen zu machen, schließlich phantastisch und oft bis zur Unkenntlichkeit vergrößert weitergegeben werde. Der dritte erklärte die Gerüchte wie der erste als eitel Hirngespinst, wollte aber ihre Entstehung durchaus auf wiedererwachte Erzählungen aus früheren Kriegen zurückführen.

Sie ereiferten sich gerade über das Für und Wider dieser Meinungen, als ein älterer Mann von orientalischem und fast priesterlichem Aussehen, der ihnen unbemerkt schon eine geraume Zeit gefolgt war, sich ins Gespräch mischte und ihnen allen dreien widersprach. Es sei töricht, was sie über das Gerücht sagten. Das Gerücht sei eine Gottheit, der man einen Altar weihen solle, um es gnädig zu stimmen; und als die darüber lachten, fuhr er mit mehr und mehr sich erhebender Stimme fort: Das Gerücht spreche auf seine freilich seltsame Weise lediglich die Wahrheit; es sei nur ihre eigene Unfähigkeit, die Sprache des Gerüchtes zu verstehen, schuld daran, daß sie zu so abgeschmackten Ansichten über die Äußerungen dieser Gottheit kämen. Wer die geheimnisvolle Bildersprache des Gerüchtes, die der der

Orakel ähnele, manchmal aus den Wolken der Umhüllungen klar wie die Sonne hervorbräche und ganz bilderlos die Geschehnisse verbreite, recht verstände, dem würde alles Geschehende früher als den anderen Menschen bekannt, und er könne sein Leben mit Sicherheit danach einrichten. Er müsse freilich sein Ohr frühzeitig daran gewöhnen, jedes Wort, das auch nur von ungefähr vorüberhalle, zu hören; er müsse jedes Wort in sich aufnehmen und bedenken; müsse es gewissermaßen in die gewöhnliche Sprache übersetzen; und dürfe im Warten auf die Bewährungen der Gerüchte nicht ungeduldig werden.

Wie man wohl diese Sprache lernen könne, fragte einer der drei.

„Jenun," sagte der Fremde, „man braucht einige Kenntnis des Lebens und der Menschen dazu. Man muß beobachtet haben, muß wissen, daß jede bedeutsame Tatsache, die dem Volke zu Ohren kommt, sein Gemüt aufregt, dichterisch, prophetisch macht, so daß sie sich in seiner Anschauung verwandelt, weiter entwickelt. Von Mund zu Ohr und von Ohr zu Mund geht alles der Zukunft zu, verwirrt sich auch, verkleidet sich, nimmt auch wohl einmal alte halbvergessene Erzählungen in sich auf — und bewahrt doch die zukunfttragende Wahrheit in sich."

Die Freunde erwiderten, daß zur Erkenntnis dieser Dinge wohl mehr als natürliche Fähigkeiten gehörten. Der Fremde, der stehengeblieben war, nickte.

„Ja," sagte er, „denn das alles ist nicht das Wesentliche, ist auch nur äußerlich wie jede gelernte Erkenntnis. Das Gerücht ist eine Gottheit, die ihre Priester und Propheten hat wie einst der delphische Apoll oder der Zeus zu Dodona. Nur wissen sie es selbst oft nicht, daß sie das sind

und daß ihr Mund Orakelsprüche spendet. Sie erzählen Gerüchte, die ihnen zukommen, nach der Wahrheit zu weiter, sie dichten künftige Ereignisse hinzu, die wirklich kommen, sie übersetzen aus der Sprache des Gerüchtes in die Alltagssprache. Seht, wenn ein Gerücht nur lange genug wandert, wandert es der Wahrheit zu, an die es sich heranpirscht wie der Jäger an das Wild."

Diese orakelhaften Reden klangen den jungen Leuten erst so neu und befremdend, daß sie nichts zu erwidern wußten; bis einer von ihnen die Sache praktisch ergriff und den Fremden fragte, ob er wohl in Gerüchten den wahren Urgrund herausspüre, und, als der sagte: „manchmal, nicht immer!", das Gerücht vom Tode des Amilius Paullus, das in der Stadt herumgetragen wurde, erwähnte und ihn aufforderte, ihnen seine Meinung davon zu sagen.

Der Fremde, dem diese Nachricht anscheinend neu war, versank in Sinnen. Er schloß, indem er den Kopf aufwärts richtete, die Augen halb und schien nach innen zu sehen. Dann fragte er, wie Amilius Paullus gestorben sein solle.

„Am Tage nach einem heftigen Kampfe, in welchem ihn, der sich selbst in die vordersten Fechterreihen geworfen, sein Sohn gerettet, habe er ruhend vor seinem Zelt gestanden, sich plötzlich hoch aufgerichtet und sei dann, wie von innerlicher Schwäche angewandelt, wie in sich selbst erloschen, jäh zusammengestürzt. Über dem Umgesunkenen aber habe noch eine Zeitlang sein Bildschatten in der vorigen hochaufgerichteten Haltung gestanden und sei dann in der Richtung nach Rom zu verschwunden, den Sohn zurückwinkend, der ihm erst habe folgen wollen, dann

aber, als der Schatten zerging, zur Leiche des Vaters zurückgekehrt und dort geblieben sei."

„Sagt die Nachricht nichts vom Ausgang des vorhergegangenen Kampfes?"

„Nein."

„Sagt sie Tag und Stunde vom rätselhaften Tode des Amilius Paullus?"

„Den Tag nicht. Wohl aber die Stunde. Es sei genau die Mittagstunde gewesen."

Darauf wieder der Fremde: „Ich kann euch auf eure Frage keine Antwort geben. Merkt aber in den nächsten Tagen wohl auf! Das Gerücht wird sie selbst geben."

Währenddessen waren sie nah an den Zirkus herangekommen. Tubenbläser verkündeten den Beginn der Gladiatorenkämpfe. Der Alte, der stehenblieb, um sich von den jungen Leuten zu trennen und eine andere Richtung einzuschlagen, sagte noch: „Das Gerücht ist ein Kind des Schicksals und der unwissenden Ahnung. Beide Eltern leben in ihm fort. Denkt an den Tod des Quintus Metellus. Das Gerücht hatte ihn totgesagt, während er noch fröhlich lebte. Da befällt ihn der Drang, zu erfahren, was Rom von ihm rede; er schickt Horcher aus; und als sie spottend mit dem Gerücht von seinem Tode zurückkehren und er selber diese wunderliche Todesnachricht zu belachen anfängt, sinkt er an einem Herzschlag dahin. Baut dem Gerücht einen Tempel!"

Damit ging er in eine Seitengasse, die vom Zirkus fort in die Richtung der Campagna führte und durch die jetzt viel Volks zu den Fechterspielen heranströmte. Die jungen Männer sahen ihm nach, wie seine hohe Gestalt in der Mitte der engen Straße sich durchs Gewühl wand und

schließlich ihren Blicken entschwand. Dann betraten sie den Zirkus. Sie vergaßen unter Begrüßungen mit Freunden und Tändeleien mit einigen hübschen Flötenspielerinnen bald den Fremden, den sie scherzend den „Magier" nannten und für einen phantastischen Wirrkopf erklärten. —

Der ungeheure Steintrichter des Zirkus, der leer einem öden ausgestorbenen vorweltlichen Krater glich, leuchtete jetzt in allen seinen sich erweiternden Ringen von hellgewandeten Menschen. Trotz des Krieges und der allgemein bedrückten Stimmung des Volkes war kein Platz frei geblieben. Allmählich erst fand sich das Auge in dieser fast unübersehbaren Aufstaffelung von Menschen zurecht. Dann unterschied es in der Mitte, dem Haupteingang gegenüber, die Reihen des Senats und der hohen Staatsbeamten, tastete sich von dort weiter durch die Menge, bis es auf der einsamen, seltsam plastischen, über ihrem kurzen, harten Schatten inmitten der gerundeten Sandfläche klein in den Raum ragenden Fechtergruppe hängenblieb.
Stille wechselte mit wirrem Durcheinandersprechen und mit plötzlich irgendwo beginnenden, sich fortpflanzenden und schließlich über der Mitte der Arena zusammenschlagenden Rufen, Wogen von Ruf und Schall, ab, die dann wieder verebbten, daß manchmal eine einzelne Stimme zuletzt übrigblieb und sich zaghaft in die Helle und Weite des Riesenraumes verlor.
Wieder ist Stille: der Schwertkampf da unten, auf den aller Blicke gerichtet sind, zwischen den kleinen herkulischen Gestalten muß zur Entscheidung kommen. Die allgemeine Aufregung hält den Atem an. Auch die drei jungen Männer, die in mittlerer Höhe, schräg gegenüber den Sitzen des

Senats, Plätze gefunden haben, starren über die Schultern der Vordermänner, über dies ganze zerfurchte Gewirr von vorgebeugten Köpfen, geraden und schiefen Schultern, rückgestützten oder zeigend vorgestreckten Armen, zwischen denen da und dort Stücke der dunklen grauen Steinringe sichtbar werden, hinab; jetzt ganz von dem Augenblick gefesselt und mit keinem Gedanken mehr bei dem Magier, der sie herbegleitete. Die Freude an der Geschicklichkeit des Fechtens, an guten Hieben, wirksamer Abwehr, geschicktem Ausweichen und kühnen Vorstößen, die sie vor einer Viertelstunde noch beschäftigte und wie aus allen so auch aus ihnen Beifallsrufe hervorlockte, ist ganz der elementaren, ungegliederten, zerrenden, grausam-wollüstigen Spannung auf das Ende, Sieg oder Unterliegen, den Tod des Niedergeworfenen, den Triumph des Siegers gewichen. Während sie eben noch wünschten, daß der Kampf der beiden ausgezeichneten Fechter nicht allzu rasch enden möge, dehnen sich ihnen jetzt, wo die Entscheidung unabwendbar hereindunkelt, die Augenblicke zu kaum ertragenen Ewigkeiten. Spannung preßt ihre vorgebeugte Brust. Niemand atmet. Und voll höchsten Unwillens wenden die drei — und die zwanzig, dreißig, die um sie sitzen — den Kopf einen Augenblick nach rechts, wo der Eintritt von der Treppe zu diesen Rängen sich befindet, weil dort ein störendes Gemurmel entsteht. Zischen und leise Rufe verweisen zur Ruhe und Aufmerksamkeit. Aber das Gemurmel ist stärker. Es hat sich schon nach der anderen Seite des Ringes fortgesetzt. Es wächst. Es steigt an einer Stelle wie eine züngelnde Flamme die Reihen hinauf und läuft nun auch oben in den weiteren Umschwüngen um den Zirkus. Bei den drei jungen Leuten, die gar nicht fern von der Einbruchsstelle

des Gemurmels sitzen, ist es noch nicht; als treibe es ein Wind nur nach drüben. Aber es hat einen heranreißenden Zug wie wehendes Feuer. Schon folgen ihm überall die Augen, wo die Ohren noch kein Wort unterscheiden können und nur ein Rauschen und Wirren hören, ein Summen und Surren, als ob gar keine Worte darin wären, sondern nur ein Schwirren stygischer Seelen. Dem Auge folgt der Leib. Mit Leuten auf den Bänken ober und unter ihnen ist einer der drei jungen Männer aufgestanden, um am Eingang das zu hören, was ist. Aber an der Eintrittsstelle drängen sich die Menschen schon so, daß die letzten nur abgerissene Worte hören: „Pydna, Perseus von Makedonien, Amilius Paullus, Pydna, das feindliche Heer —" Und wieder wird das erregte Sprechen der Dazwischenstehenden so laut, daß hinten kein Wort zu verstehen ist.

Jetzt ist der weite Zirkus von dem immer lauter werdenden Gesumm erfaßt. Ganze Sitzreihen haben sich seitwärts zu einem Sprechenden gewendet. Dort redet eine über mehrere Bänke verteilte Gruppe heftig gestikulierend miteinander. Hier schreien sechs Leute von einem höher gelegenen Rang zu einem Aufgestandenen, der drei Ringe tiefer steht. Niemand beachtet das Daumenheben des am Boden liegenden Gladiators, der von dem lange zweifelnden Kameraden endlich den Gnadenstoß erhält. Während die Leiche und gleich nach ihr der ohnmächtig zusammenbrechende Sieger hinausgetragen werden, woran kein Blick der Menge teilnimmt, mäßigt sich die schwirrende Unruhe etwas. Aller Blicke haben sich zu den prunkvollen Sitzen des Senats hinübergewendet. Nun ist die Nachricht dorthin gelangt. Nun wird man Näheres hören. Man beobachtet gespannt die Bewegung unter den Senatoren, ihr Hin- und Hergehen,

ihr aufgeregtes Sprechen, das Forteilen einiger, die offenbar als Boten abgeschickt sind.

Da ertönt plötzlich und mit überschrillender Stimme, die in das anhaltende Lautgewirr wie in eine Stille hineinpeitscht, der Ruf: „Verkündet den Sieg laut, daß alle ihn hören!"

Nach diesem Ruf wird es fast augenblicklich totenstill in dem weiten Rund, daß man die Schaufel des Sklaven hört, der den blutigen Sand wegschafft und die Kampfstelle wieder ebnet — daß der Sklave in seinem Tun innehält und nun auch zum Senat hinaufstarrt, dumpf, stier, ohne zu wissen, was vorgeht, aber mitgebannt in dem allgemeinen Bann.

Immer noch sieht man die Senatoren hin- und hergehen, reden, beraten. Einer von ihnen tritt an die Schranke der Senatsplätze und spricht hinüber zu dem dahinter sitzenden Volk, von dem aus das Gemurmel an den Senat kam. Ein paar Reihen höher und tiefer hört man, was er fragt: er will wissen, woher die Nachricht gekommen ist, wer sie gebracht hat, ob sie verbürgt sei. —

Aber ehe er Antwort bekommt, hat die überschrillende Stimme noch einmal ihr „Ver — kün — det!" gerufen, das nun, nicht wie erst das Gemurmel, die Bänke entlang aufgenommen wird, sondern durch den Raum; das in sich kreuzenden Strahlen durch das Trichterrund fliegt und immer gewaltsamer, immer fordernder anwächst: „Ver — kün — det!!"

Beim Senat kämpft sichtlich die Furcht davor, etwas Unverbürgtes zu verkündigen, mit der anderen Furcht, nach einem so freudig erregten Moment die der Regierung längst bedrohliche Niedergeschlagenheit erneut aufkommen und

womöglich in tätliche Unzufriedenheit übergehen zu lassen. Eine Gruppe hat sich im Senat gebildet, die einem großen, kräftigen Manne, der wohl die stärkste Lunge und Kehle hat, eifrig zuspricht und etwa sagen mag: es muß ja wahr sein. Verkünde!

Und nun werden mit Händen und Tüchern, von einem hohen Würdenträger mit seinem Amtsstab, von dem auf seinen Sitz gestiegenen Senator mit Gebärden Zeichen gegeben, daß gesprochen werden wird, daß man schweigen und hören soll. Langsam legt sich das groß aufgewachsene Stimmengewoge. Zuerst verschwinden die „Verkündet!"-Rufe, die immer wieder darin aufsprangen. Aber noch hat die Erregung einen auf- und abschwellenden Ton. Auch er legt sich allgemach. Reihenweis oder in fallenden Kreisschnitten bilden sich Inseln von Stille. Dann kommen noch einmal Rufe: „Ruhe!" „Hört zu!" Dann ist überall Stille.

Und in dieser Stille, in diesem riesigen Ohr, diesem ungeheuren horchenden Trichter, diesem Tausende fassenden Menschenkrater klingt die mächtige Bruststimme des großen Senators klein und dünn. Sie ist erst kaum verständlich. Aber dann stellt sie sich in den Raum ein und läßt die Worte ganz langsam, in großen Pausen, in ihn hinaus. Sie werden gehört: „Es — soll — ein — Sieg — über die — Makedonier — erfochten — sein. Perseus — geschlagen —"

Der Verkündende und die übrigen Senatoren sind einen Augenblick froh, daß da schon die Leidenschaft der Menge in einem Jubelsturm ausbricht, ausrast, daß nicht noch mehr Unbestimmtes verkündet werden muß. Aber dann tut es ihnen gleich leid. Denn in diesem Augenblick betritt

ein Bote, der Privatschreiber des durch Krankheit zu Hause gehaltenen zweiten Konsuls Publius Licinius Crassus, die Reihen des Senats und überbringt den Befehl, daß noch am selben Abend eine öffentliche Siegesfeier gehalten werden soll. Und dieser Befehl enthält alle Einzelheiten: Perseus von Makedonien sei von Amilius Paullus bei Pydna geschlagen und gefangen, ebenso wie sein Bundesgenosse Genthios von Illyrien. Das feindliche Heer sei vernichtet. Freilich sei Amilius verwundet. Von seinem Tode wußte der Bote nichts.
Während der Jubel im Zirkus andauert, doch schon zahlreiche Leute hinaus und in die Stadt eilen, die Siegesnachricht zu verbreiten, und das nächste Kämpferpaar, das inzwischen die Arena betrat, zweifelnd in den allgemeinen Aufruhr und Aufbruch blickt, fertigt der Sekretär des Senats die Anordnungen für die Siegesfeier aus. —

Die froh erregte Menge wogt durch die Straßen, die Dämmerung erwartend, in der das Jubelfest mit leuchtenden Fanalen, mit Musik in den Schenken, Tanz und Gesang beginnen und dann mit den vom Tage abgewendeten Seelen in die Nacht wachsen soll. Das gesteigerte Reden und Sprechen, das Durcheinanderlaufen der vielen Menschen klingt wie das Summen eines Bienenvolkes zwischen den Steinwänden der Straßen auf.
Währenddessen sind einige der vornehmsten Senatoren in den Palast des kranken Konsuls gegangen und können ihm, der durch einen Unterbeamten die schon im Zirkus bekanntgegebene Meldung von den Einzelheiten des Sieges bei Pydna mit dem Zusatz erhalten hatte, das Schreiben werde gleich hier sein — können ihm von dem, was sie

auf dem Wege gehört, mitteilen, wie die Nachricht in die Stadt gekommen ist: ein staubbedeckter Reiter ist durch das nördliche Tor in die Stadt gesprengt, einen Lorbeerzweig in der Hand schwenkend und jedem Begegnenden die Siegesnachricht zurufend. Sie haben sogar erfahren, daß sich dabei ein Unfall ereignet hat: nahe am Tor hat der Reiter ein unvorsichtiges Kind, das über die Straße lief, überritten, wobei es den Arm brach.

Der gichtkranke Crassus, der mit seinem Amtsgenossen, dem pydnäischen Sieger, nicht im besten Einvernehmen steht, hat ohne ein Zeichen anderer Bewegung als dem quälender Gichtschmerzen zugehört und verlangt nach einem Schweigen, daß der Botenreiter, von dem er erst jetzt erfährt, mitsamt dem Schreiben, das nun wohl da sein müsse, vor ihn gebracht werde. Man schickt einen Sklaven hinaus. Es dauert mehr als eine Viertelstunde, die mit Gesprächen über die politischen Folgen des Sieges ausgefüllt wird. Der Konsul wird ungeduldig, seine Schmerzen mehren sich, er sendet einen zweiten Sklaven — da kehrt der erste mit der Meldung zurück, niemand wisse, wo der Reiter sei, niemand von den Beamten habe ihn gesehen. Der Konsul wird zornig und läßt den Unterbeamten, dessen Meldung er sich durch seinen Arzt hatte ans Krankenbett bringen lassen, hereinrufen. Er kommt: ein lahmer Legionar habe ihm die Sache hastig an der Pforte berichtet und sei gleich mit seiner Nachricht weitergehumpelt. Der Konsul und die Senatoren werden unruhig und senden Boten an alle amtlichen Stellen, an die nördliche Torwache, die Tempel, um endlich etwas Greifbares zu erhalten. Lange Stunden vergehen, während ein Bote nach dem andern ohne Ergebnis zurückkehrt; nur wissen sie zu berichten, daß

man in der feiernden Menge bereits erfahren habe, daß der Reiter nicht aufgefunden werden könne und daß die allgemeine Freude in Betretenheit übergehe. Auch im Volke suche man bereits nach dem Reiter. Jeder wisse alle Einzelheiten seines Einritts, aber keiner habe ihn gesehen. Ein Senator, der auf das Dach des Hauses gestiegen war, zu dem noch vor einer Stunde der frohe Lärm der Stadt heraufscholl, bestätigt es: die Stadt wird still — wird still zu einer Stunde, wo sonst bei Festen die Ausgelassenheit erst recht zu ihrer Höhe anschwoll. Die Freudenfeuer verlöschen, Gesang und Musik verklingen, brechen ab. Als gegen Mitternacht auch noch die letzte Hoffnung: daß man das verletzte Kind werde feststellen können, aufgegeben werden muß, ist die Überzeugung nicht mehr zu unterdrücken, daß Volk und Senat einem der ganz unkontrollierbaren Kriegsgerüchte oder einem bewußten Betruge zum Opfer gefallen sind; daß gar nichts an der Sache wahr ist. —

Gegen den grauenden Morgen werden die Senatoren von ihren fackeltragenden Sklaven nach Hause geleitet. Die Stadt ist tot und still. Tiefere Niedergeschlagenheit als seit Monden lagert nach dem kurzen trügerischen Rausch über Rom.

Etwa drei Wochen später, an den Calenden des Junius, haben sich die drei jungen Leute, die damals zu den Fechterspielen gingen, wieder einmal zusammengefunden. Sie sitzen vor einer Taverne am nördlichen Tor. Sie waren in den Tagen, seit das Gerücht von Pydna auftauchte, recht mitten im Strudel der politischen Stimmungen, Meinungen, Reden und Machenschaften, nahmen lebhaft an allem teil,

an Jubel und Niedergeschlagenheit, und dachten nicht mehr an den „Magier", über dessen orakelhafte Reden sie kaum noch zu Beginn der allgemeinen Aufregung durch das Gerücht als über leeres Geschwätz gesprochen hatten. Jetzt, nachdem das Leben der Stadt allmählich aus Erregung und aus Niedergeschlagenheit in die alten alltäglichen Bahnen eingemündet ist, fällt er ihnen, wie sie auf diese Wochen zurückblicken, wieder von neuem ein. Sie lachen über ihn. Aber noch ehe ihr Lachen verhallt ist, taucht er drüben über der Straße auf. Sie wollen ihn anrufen, einer der drei hebt, ihm zuwinkend, den Becher und vergießt eine kleine Libation mit dem lauten spöttischen Wort: „Der Gottheit Gerücht —", da hören sie einen raschen Hufschlag, sehen ein Kind einen Ball werfen und ihm nach auf die Mitte der Straße laufen, wollen ihm „Zurück!" zuschreien, da der hallende Hufschlag nun als ein staubbedeckter Reiter durchs Tor hereinjagt, bringen ihren Ruf nicht mehr heraus, das Pferd hat den Jungen schon umgeworfen und ist über ihn hinweggegangen. Indes sie hinzuspringen, hält der Reiter einen Augenblick, sich mit einem mitleidigen Achselzucken zurückwendend. Sie sehen einen Lorbeerzweig in seiner Hand, mit dem er die Fliegen verscheucht, sehen an Helm, Schild und Schwert, daß er dem kämpfenden Heere angehört; und indessen die hergelaufenen Eltern sich um den blutenden Jungen bemühen, ruft der Reiter: „Sorgt ihr für das Kind! Ich muß weiter. Wir haben bei Pydna über Perseus von Makedonien gesiegt. Der Krieg ist aus. Amilius Paullus bringt den Makedonier im Triumph."

„Amilius Paullus lebt?" fragt der Magier, der von der anderen Straßenseite herangetreten ist.

„Ja. Doch sein Sohn ist gefallen."
„Wann siegtet ihr?" fragt der Magier weiter den Fortdrängenden, während die drei erstaunt aufhorchen.
„Vor drei Wochen, genau an den Nonen des Mai!" ruft der Reiter zurück, der sein Pferd schon spornt und, den Lorbeerzweig als Gerte benutzend, nach Rom hineinjagt.

Albrecht Dürers Erlebnis

Es war ein heller Herbstsonntag, an dem der Meister Albrecht Dürer in Nürnberg besonders froh und rein gestimmt, fast feiernd, die Nachmittagsstunden um sich vergehen ließ. Eine Post aus Italien war angelangt, die ihm aufs neue seinen dort wachsenden Ruhm, die verehrende Anerkennung der großen Meister jenseits der Alpen bestätigte: daß ihn warmes und schwelgendes Erinnern an Venedig überkam und an das Land, das nun für sein übriges Leben nur noch innerlich in ihm sein würde. Klares, goldenes, dankbares Lebensherbstgefühl war wie Zaubernebel aus seinen Künstlererinnerungen aufgestiegen und umhüllte ihn lange. Am Vormittag, den er arbeitend an einer Kupferplatte verbracht, hatte er zwei neue schöne und ehrende Aufträge erhalten, die ihm mit besonders schmeichelhaften Worten vom Rate der Vaterstadt überbracht wurden. Und noch nicht zum Firnissen trocken genug, für ihn noch strahlend von der seelischen Wärme, dem geistigen Licht, die jeder Meister eine Zeitlang nach der Vollendung aus seinem Werke kommen fühlt und sieht, von dem unirdischen Nachleuchten der Schöpfung selbst, das seinem Auge später in das Werk zurückschwindet, um dessen stille und dauernde Seele zu werden — stand in seiner Werkstatt auf der Staffelei eins seiner herrlichsten Gemälde, dessen Größe er selber demütig-stolz fühlte, das Allerheiligenbild für Wien.

Seit er in diesem Überschwang, den Schaffenskraft und

=freude in der beginnenden Vollendung annehmen — wenn die gespenstisch=göttliche, aus überwundenen Qualen, verebbter Unrast, aus Wirrnis bedrängender Fülle und dem Aufruhr lähmender Leidenschaft endlich geborene letzte Leichtigkeit die Hand überkommt; seit er in diesem Überschwang sein Künstlerzeichen auf die fertige Tafel gesetzt, lebte die Schöpferarbeit noch um ihn, wie ein schöner Nachttraum beseligend durch die wachen Stunden mit uns geht. Daraus kam ihm der seltene Friede seiner Tage, der ihn dann für kurze Zeit aus dem ehernen Zwang des Schaffens in die heitere Freiheit des Ausruhens, aus der Kälte erstiegener eisiger Höhen in die behagliche Wärme der Niederung, aus dem Großen in das lang versäumte Kleine entließ, das jedem deutschen Meister genau so voll ewigen Lebens ist wie das Große und von ihm gestaltet sein will; nach dem er manchmal sehnsüchtig aus den Himmelswolken hinabgeschaut, wenn ihn der Genius emporriß, wie der Knabe von der Schulbank nach dem Spiel= und Tummelplatz unter der Linde.

Wie behaglich=ruhig, sich in die kleinsten Einzelheiten verlierend, konnte der Meister jetzt, nach der Vollendung des gewaltigen Bildes, wieder mit dem Silberstift zeichnen, mit dem Stichel die Platte ritzen; wie lebendig=liebend sah er wieder die Tiere, die täglichen Geräte, den Grashalm, das gerippte Blatt am Baum. Er war recht ein beschaulicher Hieronymus im Gehäus, und das Gesicht dieses Blattes mag damals in ihm entstanden sein, wenn er es auch erst Jahre später ausführte.

An diesem Sonntag war der Meister bald nach dem einfachen Mittagsmahl aus der Tür seines stattlichen Hauses getreten, hatte mit behaglichem Stolz, wie er die Straße

zum Tiergärtnertor hinaufschritt — das unter den Burgbefestigungen und dann über eine Grabenbrücke weg ins freie Land hinausführt — sich noch einmal umgewandt und sein Haus vom runden Eckpfeiler unten bis zu dem Walmdach und dem gegiebelten Dacherker oben stehenbleibend betrachtet, war dann in den sonnigstillen, warmen Herbstnachmittag geschritten, abseits von den sonntäglich geputzten Menschen, zwischen Gärten mit den hohen bunten, gelben, blauen, roten Bauernblumen, die er lange liebevoll ansah, zwischen Wiesen mit beladenen Obstbäumen, bis er an den sich schon leicht verfärbenden Wald kam. Dort hatte er auf einem Stein gerastet und nach der Stadt zurückgeschaut, die in Septembersonne und Herbstduft dalag, ließ sich dann von Gedanken an seine Erfolge und neue Arbeiten, von lieblichen Landschaftsgefühlen und inneren Gesichten, die ganz ungerufen kamen, am Wald hin ein Stück Weges weiterführen; und während er es lange mied, aus der späten Jahres- und Tageshelle in das Walddunkel einzutreten, hatte ihn endlich ein stiller, fast schwarzer Tannendom doch in sein Kirchendunkel hineingelockt, und andächtig hatte Dürer eine Zeitlang zwischen den Baumsäulen gestanden und darüber nachgedacht, wie hier das Schöpfungsmodell der hohen gotischen Dome vor ihm stand. Er sah in dem schwarzgrünen Hallenraum in das Gewölbe der Wipfel hinauf und bewunderte die maßstablose Kunst des ewigen Baumeisters.

Erst als der Schatten seines Waldes schon langhin über die abgeernteten Stoppeläcker und die Wiesen sich breitete, nur fern drüben noch mattes Licht der tiefen Sonne lag und hoch über dem herbstlichen Nebeldunst, der die Erde einzuhüllen begann, oben, wenn er den Blick am Wald-

rand hinaufsandte, schon die blaue Klarheit des beginnenden Abends stand, war er umgekehrt, so daß ihm das Vesperläuten auf halbem Heimweg entgegenkam.

Als er wieder in seine Haustür trat, sagte ihm die Magd, daß ein Besuch auf ihn warte. Diese Nachricht freute ihn, obschon er noch nicht wußte, wen er oben finden würde. Aber der Tag hatte ihm, von außen und innen, so viel Gutes gebracht, daß es ihn fast dünkte, er würde sich nun noch durch etwas Besonderes krönen. Auch war seine ursprüngliche Absicht, an diesem Abend noch etwas über die Proportionen des menschlichen Körpers aufzuschreiben, was er schon lange im Sinne trug, nicht gar so fest, mehr um der nötigen Beschäftigung willen dagewesen, daß er sie nicht leichtlich und gerne um ein Glas Wein, mit einem guten Gesellen getrunken, aufgegeben hätte.

Er fand einen biederen untersetzten Mann etwa seines eigenen Alters, den er nicht kannte, und der sich ihm erst als einstigen Mitschüler in der Werkstatt des Meisters Michael Wolgemut nennen mußte, ehe in Dürer die verblaßte Erinnerung erwachte und allmählich Farbe gewann. Das war nicht verwunderlich, denn er hatte von dem guten Wendelin Hemmerle, seit der, etwas früher als Dürer, die Werkstatt des Meisters Wolgemut verließ und auf die Wanderung ging, nie wieder etwas gehört, auch seiner nicht weiter gedacht, da der Hemmerle damals kein besonderes Talent zu sein schien, auch nicht als Mensch und Mitgeselle zu dem etwas älteren Dürer in nähere Beziehung getreten war. Bei dem bescheidenen, zurückhaltenden Wesen des Hemmerle hatte es Dürer damals auch nicht bemerken können und gewiß keinen Augenblick gedacht, daß der stille Mitgeselle zu ihm mit einer Art von abgöttischer Liebe und

Verehrung aufschaute und Dürers Bild, das anmutige, lockenumrahmte, längliche und ein klein wenig eitle Gesicht, die Erinnerung an ihn und die seltenen Worte, die sie gewechselt, wie einen unzerstörbaren Besitz fürs Leben mitnahm.

Wie es aber so geht, daß Menschen, die ihr Leben lang eine Verehrung und Liebe tragen, die sie nie dem Abgott ihres Herzens auch nur anzudeuten gewagt, als es noch Zeit war, seine Gegenliebe zu gewinnen, schließlich, wenn ihr Dasein seinen Weg beendet hat und gewissermaßen nur noch nachfließt und sich still wiederholt, plötzlich das Bedürfnis fühlen, das Geheimnis ihrer Seele nachträglich einmal auszusprechen und wie eine Erinnerung lebendig werden zu lassen, so war es auch mit dem Wendelin Hemmerle geschehen. Als er längst die Malerei aufgegeben und durch die Heirat mit einer Gastwirtstochter selbst als Gastwirt zu Würzburg seßhaft geworden war, hatte ihn der immer wachsende Ruhm seines einstigen Mitgesellen schließlich nicht mehr ruhen lassen, daß er sich eines schönen Tages aufmachte und nach Nürnberg fuhr, um ihm zu sagen, wie er ihn von jenen frühen Tagen her geliebt und verehrt, wie er alle Nachrichten von ihm, die in die Welt drangen, mit Begierde gehört, auch, was er nur immer an Werken seiner Hand, Gemälden und fliegenden Blättern und Bilderfolgen, habe erreichen können, so recht innig betrachtet und sich zu eigen gemacht; und wie er nun als ein alter Spießbürger, dessen Leben längst in bescheidene Unberühmtheit versunken und in seinen Hafen eingelaufen sei, in Hoffnung freundlicher Verzeihung für seine Anmaßung und in Erinnerung an alte Gesellenschaft es gewagt habe, den hochberühmten Meister aufzusuchen.

Er kam auch dazu, dies alles — wiewohl stockend und von dem innerlich bewegten Dürer des öfteren sanft an der Hand gefaßt und ob zu großer Worte freundlich getadelt — vorzubringen, wobei ihm war, als sei dies der schönste Tag seines Lebens und ihm vom Schicksal recht weise auf die letzte Zeit aufgespart, wo die Genüsse des Daseins nur noch spärlich und kärglich fließen. Und er war überglücklich, daß seine Worte sichtlich das Gemüt des Meisters rührten und dieser freudig errötete, ihm herzlich die Hand drückte, ihm sagte, dies Wiedersehen und was er da erzählt, mache ihm mehr Freude als alle die Ehrungen der gekrönten Häupter und städtischen großen Herren, die ihm, Dürer, widerfahren; und nun schon lange mit Dürer beim Weine saß.

Dürern war auch erst, wie es der Wendelin Hemmerle richtig empfand, all dies Lob und diese Verehrung eine rechte stolze Freude und eine wohlgefühlte Schmeichelei seiner unschuldigen kindlichen verborgenen Künstlereitelkeit und schien ihm — weil das andere, Greifbarere, was der Tag gebracht, ja auch noch da war — eine Zeitlang wirklich als die abendliche Krönung alles Guten, was gekommen. Aber dann erwuchs ihm aus diesem Besuche noch ein ganz anderes, neues und seltsames Erlebnis, das ihn lange nachher beschäftigte und aus seinem späteren Lebensgefühl nie mehr wich.

Wie Dürer den halb vergessenen und jetzt stark gealterten, der Welt, in der er, der Meister, lebte, ganz unbekannten einstigen Jugend- und Kunstgenossen, der zu ihm sprach, ansah, da flog es mit einem Gefühl von Dankbarkeit, nicht von Überhebung, aber von freudigem Stolze, durch seinen Sinn, wie anders sein eigenes Leben aufwärtsgegangen

sei, wie er selber ein großer Maler und sein Name berühmt geworden, und wie er nach seinem Tode unvergessen und geehrt bleiben werde, und die Arbeiten seiner Hand noch nach Jahrhunderten begehrt und bewundert — all das, was der Hemmerle unbeholfen und stockend gesagt, was aber nun nachträglich erst ganz zu seinem Bewußtsein kam, als er den anderen auch um sein Leben fragte, das still ins Alltägliche eingegangen war. Soviel wußte er schon aus den Worten des Würzburger Gastwirts; das konnte ja auch nicht anders sein, da er sonst von ihm gehört und erfahren haben würde.

Da erzählte nun der Hemmerle einen bescheidenen, stillen, alltäglichen Lebenslauf, dem es, trotz des einen großen Verzichts auf die Kunst, doch nicht an Glück gefehlt hatte, in dem eine geliebte Frau und liebe Kinder waren und manches durchwanderte Land, Flüsse, Seen, Gebirge unter dem ewigen Himmel mit Sonne und Wolken; der auch von Leid heimgesucht war, von Krankheit und Todesfällen, sich aber nach jeder Niederbeugung immer wieder durch freudige Arbeit und Tätigkeit aufrichtete; der ganz erfüllt und beseelt war von dem, was alle erleben, der zu bescheidenem, auskömmlichem Wohlstand inmitten guter Freunde und Nachbarn geführt hatte und nun für die letzte Dauer dieses Erdenseins eingemündet war in ein behagliches altes Haus und einen kleinen Garten am strömenden Main und in den stillen Altersfrieden des nicht mehr ringenden Überwundenhabens.

Während dieser lebhaft vorgebrachten Erzählung, die viel weniger stockend vonstatten ging als die wohleinstudierte Lobrede und das Geständnis der verjährten Jugendliebe und -verehrung, ward es Dürern immer mehr zumute, als

sei er, der reiche, große, berühmte Meister, er, der Unsterbliche, viel ärmer und von den wahren Gütern des Lebens viel abgetrennter als dieser schlichte Mann, mit dem all sein Erleben, Denken und Tun zu Grabe gehen, an den mit innerlicher Nähe vielleicht noch ein paar Jahre eine alternde, einsame Witwe denken würde, und dessen Kinder nach rasch überwundenem Schmerz vielleicht erst dann seiner mit Rührung sich erinnern würden, wenn sie, selbst alt geworden, plötzlich sein gealtertes Auge im Herzen wiedersehen müßten. Eine stille Demut stieg in Dürer auf vor diesem Manne, den er dem Wesen alles Irdischen, der Vergänglichkeit, soviel näher fühlte als sich selber. Ruhm und Ehre schienen ihm so nichtig neben diesem einen, das der andere hatte: freudige Vergänglichkeit. Das Schaffen wohl, das schien ihm auch jetzt, das sei ein Glück und eine Gnade — obwohl es ihn mehr als die Hälfte seines Lebens vom Dasein abgezogen hatte, daß er in ihm das kostbare Gut, die Zeit, nicht mehr hatte verfließen fühlen und sie hatte unangesehen hinschwinden lassen, die nun unwiederbringlich vorüber war. Aber hatte ihn das Schaffen nicht in Abhängigkeit von den Menschen gebracht, deren Lob er brauchte, nach deren Sinn und Aufträgen er schaffen mußte, deren kleinliche Mängel und Schwächen er kannte, die er als Menge verachtete, und die doch gerade als die ruhmschaffende, ruhmtragende Menge seine Herren waren? Aber das war es nicht so sehr! Das andere war es, das immer wieder hochkam: daß er mehr als die Hälfte seines Lebens nicht selbst gelebt, sondern daraus ein Leben für die anderen geschaffen hatte, das nach ihm sein würde, wenn er keinen Teil mehr hätte daran, das er sich und der Vergänglichkeit entzogen, ertötet, ausgelöscht, in stumme Bilder

und Zeichenblätter verwandelt hatte, statt es ganz nur in sich zu trinken als Leben und Wirklichkeit. Melancholia sah ihn an mit tiefem Auge. Er beneidete fast den anderen um den Verzicht auf die Kunst, an den der Gedanke ihn gerade im Gegensatz zu dem einstigen Mitgesellen erst so stolz und froh seines Werkes bewußt gemacht hatte. Er vergaß ganz, daß auch er ein volles Leben mit Glück, Leid, Liebe und Arbeit gelebt und genossen hatte, daß auch mit ihm die Unendlichkeit, die seine Brust erfüllte, ins Grab geben und vergessen werden würde, daß auch er vergänglich sei wie der andere, trotz aller erhofften und erträumten Unsterblichkeit. Er beneidete den anderen um die nähere vollere Vergänglichkeit wie um das höchste irdische und menschliche Gut, das er, ohne seinen Wert zu ahnen, früh in seinem Ehrgeiz als unnütz von sich geworfen hatte, und das er nun, da sein alterndes Leben anfing, sich danach zu sehnen, und er es als die tiefste Versöhnung mit dem Los alles Menschlichen recht empfinden und in sein Herz ziehen wollte, in den Händen des anderen sehen mußte und selbst nicht mehr erlangen konnte, weil er sich in seiner Torheit über die Grenzen des Alltäglichen, Ewigen erhoben hatte.

Dieses Erlebnis war die Krönung jenes Herbsttages für Albrecht Dürer; bitterer vielleicht, als er sie erwartet hatte, aber auch tiefer und fruchtbarer. Trotz aller Ungerechtigkeit gegen sein Leben und Schaffen, mit dem es ihn im Augenblick der Erschütterung täuschte, ward es ihm, als er sich wie natürlich am nächsten Tage wieder ganz auf sein Wesen gesammelt hatte, zum dauernden Besitz. Es führte ihn, indem es ihn das Vergängliche noch tiefer lieben, ja

ersehnen lehrte, zur höchsten Stufe seiner Kunst, zum Unvergänglichsten, das er geschaffen.

Innig umarmte er den alten Jugendgenossen, als der um Mitternacht das Haus verließ, unten am Tor. Und es ist nicht zu sagen, wer von den beiden in diesem Augenblick mehr Demut vor dem anderen empfand.

Michelangelo und der Sklave

Michelangelo war als Knabe trotz oder vielleicht auch gerade wegen seines unschönen, fast häßlichen Äußeren eitel und viel mit der eigenen Person beschäftigt, stand oft vor dem Spiegel, um an seinem Anzug zu bessern, oder betrachtete sich, wenn er einmal übernächtig und blaß aussah, auch ängstlich und hypochondrisch. Da hatte sein Vater den Spiegel aus der Kammer des Jungen entfernt. Das mag den angehenden Künstler erst verdrossen und recht zum Ungehorsam gereizt haben, war aber allmählich zu einem fast abergläubischen Zwang für ihn geworden, den er nur die wenigen Male überwand, wo er sein eigenes Bildnis schuf, fast mit Widerwillen schuf. Das In-den-Spiegel-sehen hatte sich für ihn mit einem Gefühl des Beengt- und Beschränktseins verbunden; er wurde an die Grenzen alles Menschlichen erinnert, an sich und sein irdisches Ich, dem er so gern in die Unendlichkeit seiner Visionen entfloh. Er wollte nicht er sein, sondern an seinem Werk. —

Die frühe Maßregel des Vaters hatte er längst vergessen, als ihn etwa zu Beginn seiner letzten Schaffenszeit ein Zufall daran erinnerte und er noch einmal eine Nutznießung daraus zog.

Auch für Michelangelo gab es leere und unfruchtbare Zeiten — so wenig faßbar das auch bei der Überzahl gewaltiger Werke, die er der Nachwelt hinterließ, erscheinen mag — Zeiten, in denen die schöpferische innere Anschau-

ung, die Gestaltungskraft seines Auges und seiner Hand ihn vorübergehend verließen, in denen er ein alltäglicher Mensch war und nur das Vergängliche in sich fühlte. Dann war er in sich gekehrt, mürrisch, verdrossen; oder er suchte Freunde, vergaß bei Gelagen und in erzwungener Lustigkeit die marternde Unkraft — bis er oft mitten im Gewoge eines Festes, einer Trinkerei die Schwinge des nahenden Gottes rauschen fühlte, aufsprang, lauschte — und schon einsam in der Nacht irgendwo auf der Gasse stand, an einer Vision formend und gestaltend, die allein wirklich war, während vor dem Erwachten das Fest, dessen froher Lärm noch von fern herüberscholl, wie ein Traum in seine eigene, sich schließende Tiefe entwich. Auch kam es vor, daß er, der eben noch wortkarg und unwirsch vor sich hinstarrte und den Fragen eines Gesellen kaum Antwort gab, im nächsten Augenblick denselben Mann vor Freude an den Schultern schüttelte, weil da gerade die innere Quelle nach dem Aussetzen doppelt voll wieder zu strömen begann.

Der Anfang des drückenden Zustandes in seiner Seele, der so plötzlich von ihm weichen konnte, war fast immer ein allmählicher, und es dauerte manchmal Tage, bis der Meister begriff, woran er war, und mißmutig die letzten Griffe an der Arbeit wieder zerstörte, um nach weiteren qualvollen Versuchen erst einmal Hammer und Meißel, Kohle und Stift, Ring und Modellierholz hinzuwerfen.

„Das ist's, daß ich mich, so alt ich bin, noch immer nicht kennengelernt habe, mich immer wieder über meine Schaffenszustände täusche und verführen lasse, mühselig zu ringen statt einfach zu warten. Und doch ist das vielleicht gerade die Weisheit meiner Natur. Dies unablässige qualvolle

Ringen, das mir so vergeblich und unfruchtbar scheint, das schafft vielleicht am meisten und bereitet die Werke in der Dunkelheit."

An einem solchen Abend stand er unfroh und ermüdet in seiner Werkstatt. Die Gesellen und Schüler waren schon heimgegangen. Er hatte zu nichts rechte Lust, weder zu bleiben noch fortzugehen, weder allein zu sein noch Freunde aufzusuchen, weder zu lesen noch in einem leidenschaftlichen Sonett zu klagen. Und die geliebte und verehrte Frau, zu der er oft schon in solchen Stunden geflüchtet war, deren Blick und Wort dem Unmutigen wenigstens das von der Unlustwelle mit fortgeschwemmte vergangene Werk manchmal wiederzuschenken vermochte, war schon so lange tot, daß ein Hügel stillen Vergessens sie übergrünte. So stand der Meister unschlüssig säumend in seiner Werkstatt, sah mit unstetem Blick auf die Werke seiner Hand, die wie ein versteinertes Geschlecht von Riesen an den Wänden der hohen und weiten Halle standen, schüttelte mehrmals den Kopf, drohte selbst einer und der anderen Figur mit der geballten Faust und wußte doch nicht, warum ihn diese fertigen Arbeiten, an deren Güte und Vollendung er nicht zweifeln konnte, so innerlich kränkten und demütigten, daß er ganz voll Zornes auf sie wurde.

Schließlich trat er an den Tonbottich und starrte auf die unregelmäßige Oberfläche der fetten grauen Lehmerde, in der Einstiche der Kelle waren und Abdrücke der Hände, die hineingegriffen hatten. Die verwühlten, verwischten Handspuren fesselten ihn je länger je mehr. Irgendeine weite und fast noch gestaltlose Vision erfüllte ihn: von dem Leben, das in der Erde langsam versteinernde Spuren hinterläßt, aus denen es noch redet, wenn es längst schon verging. Er

sah an den Fingerzügen im Ton den festen Griff der breiten Gesellenhand vor sich, fühlte ihn fast in den Muskeln seines rechten Armes und fühlte weiter: überall auf der Erde das absichtslose Spureneinprägen der Form des Lebendigen. Er sah eine wilde Gestaltenfülle, die Himmel und Erde drängend zu verdecken schien, wie die große malerische Erscheinung eines jüngsten Gerichtes, bei dem aus den Spuren der Leib sich erhebt, der sie in den Boden drückte — und stampfte mit dem Fuße auf. Denn das war ihm das Ärgerlichste: wenn eine seiner Betätigungen, die er für nebensächlich nahm wie die Malerei, solch eine Stunde der Unfruchtbarkeit nützte, um sich ihm vor die geliebte Bildhauerei zu drängen und ihn von den hart gestalteten Körpern mit leeren Vorspiegelungen wegzulocken. —

In dem Augenblicke, in dem er aufstampfte, betraten zwei vornehme Fremde die Werkstatt, sahen sich um, bemerkten ihn in seiner Ecke und fragten ihn, den sie offenbar für einen Gesellen hielten, ob Messer Buonarotti anwesend sei. Er wollte den Unwillkommenen erst grob die Türe weisen, wie das so manchmal seine Art war. Dann aber besann er sich und sagte: „Nein. Der Meister ist schon vor einer Stunde fortgegangen." Er wendete sich um, beschäftigte sich am Bottich und wartete, daß die Besucher gehen würden. Aber sie gingen nicht. Ohne im mindesten mehr Notiz von ihm zu nehmen, wandten sie sich ins Innere der Werkstatt und fingen an, die einzelnen Arbeiten sorgfältig zu betrachten und ihre lobenden oder tadelnden Bemerkungen darüber zu machen. Das hätte den Meister beinahe noch dazu gebracht, sie, wenn auch ohne ihren Irrtum aufzuklären und in der angenommenen Rolle eines Gesellen bleibend, hinauszuweisen. Aber wie er ihnen nachging, um ihnen zu

sagen, er müsse die Werkstatt jetzt zuschließen und wolle fortgehen, hörte er den älteren der beiden Männer vor einer der berühmten Sklavengestalten, deren Modell in der Halle stand, begeistert ausrufen: „Hier, Freund, habt Ihr in einem Werk das ganze Genie des merkwürdigen Mannes zugleich mit den schweren Fesseln, die es trägt, den Grenzen, die es einengen. Und mehr: hier seht Ihr dargestellt nicht nur dieses Mannes Kraft und Unterliegen, sondern das Los und die Eigenart des künstlerischen Genies überhaupt. Es ist nicht Herr, sondern Sklave. Es trägt Ketten. Und weil es immer wieder nur sich selber in den Erscheinungen sieht, sich selber bildet, bildet es — sichtbar oder unsichtbar, das gilt gleich — die Ketten mit, die es belasten, oder, wenn es religiös und tragisch gestimmt ist, das Kreuz, an das es geschlagen ist. Glaubt mir, Freund, ich sehe auch in den freiesten Gestalten dieses gewiß gewaltigen Meisters, dem Florentiner David zum Beispiel, die verborgenen Fesseln."
Dieses Urteil, das weit von den gewöhnlichen Redensarten abwich, die der Meister über seine Arbeiten von Gönnern, die sich Kenner dünkten, von Freunden oder selbst Fachgenossen hörte; in dem bei aller Bewunderung, die es aussprach, ein Überlegenheitsgefühl und eine beträchtliche Überhebung mitklang; ja, in das sich fast ein feindlicher Ton der Freude über das behauptete Gefesseltsein des Genies einmischte — das weckte die Anteilnahme Michelangelos so stark, daß er näher hinzutrat und in seiner jetzt fest bewahrten Rolle des Gesellen eine Haltung annahm, als wolle er gern etwa geforderte Erklärungen und Auskünfte geben. Er dachte jedenfalls nicht mehr daran, die Fremden hinauszuweisen.
Jetzt sagte der jüngere Fremde: „Ich verstehe Euch nicht.

Wie meint Ihr dies Gefesseltsein? Ich kenne wahrlich nichts Freieres als die Künstler, die sich an keine Arbeitsstunden binden und so eigenwillig nach ihrem eigenen Kopfe leben, wie es sich kein Angehöriger sonst irgendeines Berufes gestatten dürfte. Und dann: ein großer Bildhauer, wie dieser Michelangelo, muß doch alles bilden können; auch den Sklaven in seinen Fesseln. Das braucht darum aber doch nicht des Künstlers Wesen auszudrücken. Er gestaltet eben den Sklaven nach dessen Form und Art. Ich verstehe Euch nicht. Erklärt Euch deutlicher!"

Der Ältere sah sich einen Augenblick zu dem in höflicher Haltung hinter ihnen stehenden Gesellen um und erwiderte dann: „Zwei große Irrtümer sind in dem, was du sagst, lieber Freund. Erstens ist es irrig, anzunehmen, der Künstler könne je etwas anderes erschauen, bilden, gestalten als sich selbst. Widersprich nicht! Ich werde es dir gleich erklären. Und zweitens ist die Behauptung ein Irrtum, daß die Künstler freie Menschen seien, weil sie sich den sonst allgemeinen irdischen Einrichtungen, Zeitordnungen, sittlichen Gesetzen nicht fügten. Die Armen! Eben weil sie Sklaven von irgend etwas sind, können sie sich nicht fügen, müssen sie fortwährend statt zu wollen, wie du und ich und wie alle freien Menschen, die nicht Sklaven des Genies sind und denen die Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft und Sitte sehr willkommene, leicht getragene Gewänder wurden, in denen sie unauffällig nach den Gebräuchen aber als Herren einhergehen."

Michelangelo konnte nicht länger schweigen, so bewegt war er, trat ganz heran und warf ein: „Was Ihr, Herr, da von der Unfreiheit der Künstler sagt, das mag wohl wahr sein, nur zu wahr sein —" und auf einen erstaunten, fast

beleidigten Blick der beiden hin — „verzeiht mir, wenn ich Euch anzureden wage. Aber ich kann nicht begreifen, wie Ihr von meinem Meister, der wahrlich — das kann ich trotz aller Bescheidenheit sagen — äußerlich so wenig vorstellt, daß ihn keiner, der ihn nicht kennt, je für den Schöpfer dieser Werke halten würde — wie Ihr von meinem häßlichen unscheinbaren Meister sagen könnt, er bilde nur sich. Ihr erwähntet ja seinen David. Der sieht ihm selber wahrlich wenig ähnlich."

Mit etwas freundlicherer Miene sagte jetzt der ältere Fremde zu Michelangelo: „Bist du auch Bildhauer? Ich vermute es."

„Ich bin Geselle."

„Du bist sicher ein Künstler, Freund!" Und zu seinem Genossen sich wendend fuhr er fort: „Ich halte diesen Alten für einen Künstler, wenn er sich selbst vielleicht auch nur für einen Handlanger und Gesellen hält. Er zeigt dir gleich die Sklaverei, die Befangenheit des Künstlers in seiner Person durch sein vorschnelles Urteil. Er nennt, weil er selbst unscheinbar und häßlich ist, den Messer Buonarotti so; weil er nur sich sieht, weil er die Schönheit, die diesem großen Künstler für den tieferen Blick sicher eigen sein muß, nicht sehen kann. — Aber ich will es dir erklären," wandte er sich wieder zu Michelangelo zurück, „warum der Künstler nur sich bilden kann, auch dein vielgepriesener Meister, der Menschen, Götter und Tiere schuf. Er hat doch nur sich selber geschaffen. Es sind alles nur Masken für ihn selber, durch deren Augenhöhlen er schaut. Ist es dir noch nicht aufgefallen, daß bei allen Bildnissen fast immer eine Ähnlichkeit mit dem Gesichte des Meisters, der sie gemacht hat, zu finden ist? Es muß alles, was er sieht,

durch ihn hindurch; dabei nimmt es ihn unbemerkt mit auf die Leinewand, auf den Mörtel der Mauer, in den Ton, den Stein, das Erz. Nun arbeitet, werkelt und formt er daran. Und er selbst, der mit einging, mit eingehen mußte in das Werk, gefällt sich am besten; denn die Künstler sind alle eitel. So ändert er, so vereinfacht er jeden Stoff, den er sich vornahm, läßt immer mehr weg, was nicht er selber ist, so daß zuletzt er allein darin übrigbleibt; oder, gekehrt gesprochen: das, was ihm und dem Stoff, den er zu bilden unternahm, gleich ist. Sieh dich hier um, Alter! Überall guckt der Michelangelo heraus, aus dem Sklaven, dort aus dem Papstbildnis, hier aus dem Engel, ebenso wie aus den Teufeln und den Soldaten auf jenen Skizzen. Du hast das noch nie bemerkt? Und dabei arbeitest du täglich unter ihm. Ich habe ihn selbst noch nie von Angesicht gesehen, sondern nur Werke von ihm, und ich erkenne ihn überall."

Er klopfte Michelangelo leutselig auf die Schulter: „Du bist eben ein Künstler und in dir befangen. Wie ihr Künstler alle seid! weshalb auch Neid und Mißgunst in keinem Stande so groß und verbreitet sind wie unter euch. Denn von euch kann nie einer den anderen verstehen, außer in Äußerlichem, Technischem oder in zufälligen Ähnlichkeiten."

Michelangelo schwieg in sich gekehrt. Im Grunde sagte ihm der Fremde nichts Neues, was ihn erstaunt hätte. Im Gegenteil: er hatte das Gefühl, als hätte er sich diese Dinge selbst alle oft schon gesagt. Und doch kam es ihm vor, als fehle noch eine letzte Erkenntnis daraus. Oder war es eine Erinnerung, die sich mit einem Suchen ankündigte und die er nur noch nicht heraufgreifen konnte? War es der Wunsch

und die Sehnsucht seines ungeheuren Willens, sich doch noch zu guter Letzt aus der ewigen, scheinbar naturgesetzten Sklaverei des Künstlers, aus diesem Sichselbstbespiegeln, diesem Gefangensein im engen Ich freizumachen, über sich hinauszuwachsen? Es stieg etwas in ihm auf, was er noch nicht fassen konnte.

„Worüber denkst du jetzt nach? Kannst du mir einen Gegenbeweis gegen das bringen, was ich behauptet habe?"

„Nein, nein!" sagte Michelangelo, „im Gegenteil! Ich suche noch nach Bestätigungen für Eure Theorie. Und mir fällt etwas ein, was ich den Meister schon mehrmals sagen hörte. Er hat — denn er ist, wie Ihr richtig geschlossen habt, der Sklave seines Genius, der kommt oder fortbleibt, ganz wie es ihm beliebt — manchmal ganz unschöpferische Zeiten, in denen er nicht arbeiten kann. Und in denen wird er ganz haßerfüllt gegen seine früheren Werke, die er dann tadelt und schlecht macht, als wären sie nichts. Das Leben ist aus ihnen herausgeflossen, sagt er dann; sie sind nicht mehr als leere Hülsen und Schalen."

„Da habt Ihr's! Die Werke sind so sehr er, daß sie seine Wandlungen für ihn mitmachen müssen, daß sie leer sind, wenn er leer ist, und voll Lebens, wenn die Kraftquelle in ihm strömt."

„Seht die Werke, die hier stehen, an!" erwiderte Michelangelo in ganz demütiger Haltung, „wie leer und kalt sie heute erscheinen. Wenn Ihr mit Eurer Theorie recht habt, muß er heute recht schwach und kraftlos sein, dünkt mich. Er hat auch heute keine Stunde gearbeitet."

Da lachte der Besucher: „Das gilt doch nur für ihn, wenn er sie betrachtet. Wir sehen darin immer die Kraft der Schöpferstunde, die sie schuf. Und wir werden sie auch dann

sehen, wenn er tot ist. Aber für ihn sind sie Spiegel, in denen er sich sieht. Und dich Armen hat er so in seinen Bann gezogen, dich erdrückt er so mit seiner mächtigen Persönlichkeit, daß du all seine Schwankungen und wechselnden Zustände willenlos mitmachen mußt und dir selber geradezu gestohlen wirst. Wie lange bist du denn schon sein Gehilfe?"

„Schon sehr, sehr lange — viel zu lange!" sagte der alte Geselle, „aber ich werde mich noch frei machen, noch ich selbst werden!"

„Wenn es nicht schon zu spät ist!"

„Jedenfalls werde ich es versuchen!"

„Da habt Ihr dem Meister Buonarotti vielleicht seinen besten Gesellen abspenstig gemacht!" lachte der jüngere Fremde, als die beiden hinausgingen.

Michelangelo war allein. Er wußte jetzt plötzlich, was in seiner Seele aufgewollt, was er erst nicht fassen und halten konnte: eine alte Erinnerung und ein neuer Wille. Weg mit den Spiegeln, schrie es in ihm, die dir immer nur dich zeigen und das Gewordene, das dich in seinen Fesseln hält! Noch einmal vergessen, anfangen und irren!

Am nächsten Tage ließ er durch seine erstaunten Gesellen alle Arbeiten der früheren Zeiten aus seiner Werkstatt entfernen, zuletzt auch den Sklaven, bei dem er einen Augenblick hatte einhalten wollen. —

Antwerpener Sage

Kaiser Karl V. sah einst bei dem ersten feierlichen Einzug in Antwerpen ein wunderschönes Mädchen, das bei seinem Anblick aufzublühen und gleichzeitig in inneren Gluten zu vergehen schien. Sie fiel ihm so auf, daß er, solange er in der Nähe ritt, kein Auge von ihr verwandte, wobei er mit Freude und heißem Stolz, auch selbst schon in Liebe erglühend, zu bemerken glaubte, daß das Mädchen von Sekunde zu Sekunde schöner, begehrenswerter wurde und, vor allen Dingen, mit immer unverhohleneren Liebesblicken, mit immer tieferer Glut ihn ansah. Da es für ihn unmöglich war, sie vor allem Volk anzureden, und er fürchten mußte, sie später nicht wiederzufinden, winkte er sogleich einen vertrauten Diener herbei, zeigte ihm möglichst unauffällig das Mädchen und hieß ihn sofort ihren Namen und ihre Wohnung feststellen, sie auch sogleich einladen und ihr sagen, daß sie der Kaiser zu sehen und zu sprechen wünsche. Da er den Diener als ganz zuverlässig kannte und dieser ohne Zweifel das richtige Mädchen gesehen hatte, auch unmittelbar nach der Begegnung sich an die Ausführung seines galanten Auftrags begab, konnte der Kaiser, dem noch nie ein begehrtes Weib widerstanden hatte, fröhlich in Erwartung neuer Seligkeit weiterreiten. Und es heißt, daß er auf diesem Ritt besonders leutselig, freundlich und nicht, wie sonst oft, hochmütig das Volk begrüßt habe. Auch alle die, die er nachher beim Empfange sprach, fanden so viel Gnade und Herablassung bei ihm, daß sie erstaunten

— nach allem, was sie früher über diesen Punkt bei dem Kaiser gehört hatten.

Allerdings sollten dafür die anderen, die am nächsten Tage ein Anliegen oder ein Geschäft bei Karl hatten, um so deutlicher die umgekehrte Erfahrung machen, so daß bald in Antwerpen die widersprechendsten Meinungen über die Gemütsart des Kaisers umliefen. Wer hatte recht? Der Diener jedenfalls, den Karl ausgeschickt hatte, ihm das schöne Mädchen zu bringen, der trat sicherlich auf die Seite derer, die den Kaiser höchst ungnädig und launisch fanden. Denn er mußte sich im Laufe weniger Stunden alle guten spanischen und schlechten deutschen Schimpfwörter, über die der Kaiser verfügte, an den Kopf werfen lassen; außerdem einen schönen vergoldeten Ehrenbecher, ein eben erhaltenes Geschenk der Stadt, auf welchem die neun Musen in getriebener Arbeit dargestellt waren. Das kunstvolle Bildnerwerk lief ganz um die Rundwandung des Gefäßes und war, namentlich an den Köpfen, Busen und Knien, so erhaben, daß ein gelungener Wurf mit dem Prunkstück schon schmerzen konnte.

Und doch war der Diener, wie er dem Kaiser in der nächsten etwas ruhigeren Stunde heilig beteuerte, gänzlich unschuldig. Er war sofort auf das bezeichnete Mädchen zugegangen, während der Kaiser grüßend weiterritt: sie habe sich, da Karl gleich um eine Ecke bog, abgewandt, um durch die gedrängte Menge fortzugehen. Er habe sie aber nicht aus den Augen verloren, sei ihr vielmehr so schnell nachgegangen, als es bei dem Gedränge möglich gewesen, und jedenfalls so dicht, daß er ihr mattrotes Kleid nicht außer Sicht gelassen habe. Das Weitere könne er sich nur durch Spuk oder Zauberei erklären. Er habe sie leise angerufen.

Es sei zwar Dämmerung, aber doch noch durchaus hell genug gewesen, um ein Gesicht deutlich zu erkennen. Als sie sich umwendete, sei er einfach erschrocken; denn das sei eine gänzlich andere Person gewesen, die sich da umgeschaut und mit einer rauhen, sehr gewöhnlichen Stimme nach seinem Begehr gefragt habe, ganz und gar niemand, der mit der Majestät in Beziehung zu treten würdig erscheine. Das Kleid sei ihm ja ebenfalls ein wenig verändert vorgekommen, aber das könne auch Täuschung sein — wobei der Kaiser, wieder wütend, ihm zwischen die Worte fuhr: es sei nun klar, er habe eben doch nicht genau genug aufgepaßt, und er, der Kaiser, habe ihn, den Diener, die längste Zeit in den allerpersönlichsten Angelegenheiten der Majestät verwendet. Aber der Diener beteuerte die Wahrheit seiner Aussage bei seinem Namensheiligen Johannes und schwur, es sei keinesfalls eine andere Person als die bezeichnete gewesen und dennoch jetzt ein ganz unschönes grobes Gesicht mit etwas verkommenen Zügen, auch wesentlich älter aussehend als vorher, so daß er sich gar nicht getraut habe, den kaiserlichen Auftrag auszurichten, aus Furcht, den allerhöchsten Zorn in noch einem viel größeren Maße auf sich herabzubeschwören, als dies jetzt leider schon der Fall sei. Es müsse unbedingt Zauberei im Spiele sein.

Was dann weiter geschehen sei? Ob er sich wenigstens nach dem Namen der merkwürdigen Erscheinung erkundigt habe, damit es ihm, seinem kaiserlichen Herrn, zur Entscheidung überlassen werden könne, ob ihm das Zaubermädchen gefalle oder nicht?

Das habe er versäumt, sagte der Diener kleinlaut, weil er über die vorgegangene Verwandlung so sehr erstaunt gewesen. Das Mädchen aber sei gleich darauf in ein Haus

gegangen, und dieses hoffe er mit Hilfe seines Namenspatrons schon wieder ausfindig zu machen.
Er solle gleich gehen. –

* * *

Es war inzwischen Abend und dunkel geworden, und die Gassen und Gäßchen Antwerpens fingen an, mehr und mehr einander zu gleichen: die Farben der Häuser hatten sich verloren, ehedem hervorleuchtende vergoldete Geschäftsschilder waren nun blind, und die in die Straße vorgestreckten geschmiedeten Wahrzeichen, die vorher geschimmert hatten, ließen sich erst bemerken, wenn man fast unter ihnen stand und sie gegen den noch ein wenig hellen Himmel sah. Die gemeißelten Brunnen, die am Tage mit antiken Götterfiguren oder betenden Heiligen die Straßenecken bezeichneten, rauschten und plätscherten unsichtbar. Und selbst die Kirchen mit ihren hohen Portalen, Kuppeln und Türmen schoben sich so fest ein ins dunkle Gewirr der Bürgerhäuser, daß man schon viele Tage im Jahr fromm gewesen sein mußte, um sie jetzt ohne Wegweiser herauszufinden. Dazu veränderten die da und dort erleuchteten Fenster und Fensterchen das Bild der Gassen noch mehr. Aber Johannes, der Diener des Kaisers, begann mit Überlegung und Umsicht sein Werk, je schwieriger es schien, suchte zuerst die breite Straße des feierlichen Einzugs, die er bald an den auf dem Pflaster liegenden, jetzt zertretenen, schmutzigen Blumen und Zweigen sicher erkannte, stellte die Kreuzung, an der die Begegnung stattgefunden hatte, fest und ging von da, immer wieder die Augen schließend und sich genau seinen vormaligen Weg vergegenwärtigend, rechts seitwärts in das Gewirr der Nebengassen hinein. Er

erinnerte sich plötzlich einer hinter der Gartenmauer einige Stufen abwärts führenden Treppe, auf der Kinder gespielt hatten, fand die Treppe und wußte nun, daß eines der nächsten Häuser das gesuchte sein müsse. Einen Mann, der dort eben ein Haustor aufschloß, wozu er sich mit einem Laternchen leuchtete, fragte er, indem er ihm in großen Zügen und ein wenig verhüllt andeutete, um was es sich handle, nach dem Mädchen, worauf dieser mit einem verstehenden Lächeln sagte: „Nicht unbekannt!" und ihm das dritte weitere Haus wies.

Dies dritte Haus machte keinen sehr einladenden Eindruck. Es stand schmal, hoch, dunkel und verschlossen in der Straßenflucht. Seine Wand ragte, wie sich Johannes erst ein Stück weitergehend überzeugte, von einer freien Baustelle oder einem Brandplatz kahl und schwarz auf und war über die Lücke hinweg mit ein paar mächtigen, an den Enden verstrebten wagrechten Balken gegen die ebenso kahle Mauerwand des nächsten Hauses gestützt. Johannes hatte rechte Scheu zu klopfen und sein nicht ganz moralisches Anliegen vorzubringen; denn, da er nicht einmal den Namen der Frauensperson, die er suchte, wußte, würde ja jeder gleich den wahren Sinn seines Auftrags erkennen müssen. Endlich faßte er sich ein Herz und klopfte doch. Es hallte nach, als ob ein Hausgang weit nach hinten führe, und es währte ziemlich lange, bis ein Schritt die Treppen herab- und schlurfend herankam, dann ein bewegter Lichtschein durch die Türritzen drang. Johannes mußte sich durch die Tür mit der mürrischen Stimme einer offenbar zahnlosen alten Frau verständigen. Darauf schlurfte innen der Schritt mit dem Lichtschein wieder fort; und lange blieb alles still, während der Diener unruhig auf und ab ging. Bis endlich

ein rascherer Schritt die Treppen herabkam, und ein Schlüssel ins Loch gestoßen wurde, das klirrte.
Während des Augenblicks, den der schwere Torflügel offen war und das Licht in der Hand der weiter innen stehenden Alten vorleuchtete, erkannte Johannes in der heraustretenden Person das Mädchen vom Nachmittag, in demselben mattroten Kleide. Dann stand sie neben ihm auf der wieder ganz dunklen Straße und sagte: „Ich habe Euch schon lange erwartet. Nun führt mich schnell zum Kaiser!"
„Das ist mein Auftrag!" erwiderte er, seltsam berührt, und schlug mit ihr den kürzesten Weg zu dem Palaste ein, in welchem man den Kaiser mit seinem Hofstaat untergebracht hatte.
Sonst sprachen sie nichts auf dem Wege. Aber sobald sie an einem hinter seinen Vorhängen noch erleuchteten Fenster vorüberkamen, oder ihnen ein Vornehmer mit seinem Fackelträger oder ein später Zecher mit einem Lichthäuschen begegnete, spähte Johannes heimlich nach dem Gesicht seiner Begleiterin. Und da war ihm, als ob es, je näher sie dem Palaste des Kaisers kamen, immer schöner würde und den Ausdruck von Gewöhnlichkeit und Verlebtheit, den er bei seinem nachmittäglichen Nachgehen und auch jetzt zuerst wieder bemerkt hatte, mehr und mehr verlor. Auch kam es ihm vor, wie sie einmal sagte: „Wir gehen hier am Kanal näher" oder „Gebt mir die Hand! Hier sind zwei Stufen, die man nicht sieht!" — es kam ihm vor, als ob da ihre Stimme viel weicher, holder, fraulicher geklungen hätte, als bei den ersten Worten, die sie gesprochen hatte, während sie aus der Tür trat. —
Dann im Lichtschein, der aus der Palastwache in die weite Säuleneinfahrt fiel, erstaunte er fast schon über ihre Schön-

heit und war nun doppelt froh, daß er seinen Auftrag so glücklich ausgeführt.

Karl saß, als der Diener durch das dunkle, holzgeschnitzte Portal des Wohnsaales eintrat, mit dem Rücken gegen die Tür an einem mächtigen Schreibtisch. Ein Buch lag vor ihm, in dem er eifrig zu lesen schien. Die beiden warteten an der Tür auf ein Zeichen des Kaisers, daß er sie bemerkt habe. Da wandte sich Karl —

Johannes erschrak. Er hatte gerade von der Seite das Mädchen angesehen, das ihm jetzt recht wohlgefällig und anmutig dünkte, auch zart und fast feinhöfisch in ihrem Ausdruck und kindhaft jung, liebreizend mit dem goldblonden Haar. Aber wie der Kaiser die leichte Kopfwendung zu den beiden hin machte, da schien sich das Mädchen wie durch Zauber noch einmal so zu verwandeln, daß Johannes nicht anders meinte, als das Aussehen und die Gestalt, die sie eben noch hatte, müsse von ihr wie ein schlechtes Kleid zu Boden geglitten sein: so innerlich schön, so vom Licht ihrer Liebe leuchtend, das im Haar um ihren Kopf in einer Aura strahlte, dabei den schlanken mädchenhaften Körper so sehnsüchtig vorgebeugt, als sei er eine einzige, sich nach der Majestät hinneigende steigende Flamme, und mit dem Blick der klaren blauen Augen den jungen Kaiser fast körperlich berührend stand sie da. Eine ganz junge deutsche Frau Venus — Johannes liebte die einstige Buhlkönigin, jetzige Teufelin, nicht, aber er fand sie, die er in manchem Bildwerk italischen Stils gesehen, zumeist sehr schön — hätte so aussehen müssen. Und ihre Stimme klang jetzt wie Gesang der Seele. Er hörte freilich nur die beiden Worte: „Mein Gebieter —", die der Kaiser, aufgesprungen und die liebliche Fremde ohne jede

weitere Förmlichkeit umfangend, in: „Dein Geliebter!" verbesserte.

Da befand sich Johannes auf einen raschen und, wie ihm scheinen wollte, huldvollen und gnädigen Wink Karls hin auch schon auf dem langen Schloßflur und zog die Tür hinter sich zu. Deren hölzerne Amoretten oder Engel, die in den Türfüllungen schwebten, schienen dem Abgetretenen und erstarrt noch immer Zurückblickenden plötzlich eine vielfache Wächterschar, schienen auf ihn zuzukommen und drängten ihn immer weiter den Flur entlang, daß er fast nicht mehr in die Türe seines Dienergelasses hineingekommen wäre.

* * *

In der Seele des treuen und ergebenen Mannes brannte derweil, ohne daß er es noch merkte, eine Zündschnur ganz allmählich auf den schrecklichen Gedanken hin: was wird der Kaiser morgen, wenn er klar und nüchtern ist, zu meiner Erzählung von dem Zauber sagen? wird er mich nicht für einen tollen und nun überführten Lügner erklären und mich wirklich von seiner Person fortjagen? Und als das Flämmchen bis an diesen Gedanken herangebrannt war, da schoß es als große Flamme plötzlich auf, zerstörte den eben leise beginnenden Schlaf des guten Dieners, machte ihm einen ganz heißen Kopf und ließ ihn mehr als einmal seufzen: „O Gott!" —

Anschließend war in der guten Seele noch eine Zündschnur gelegt, auf der das Glimmen still weiterglitt, während den Diener die erste große Gedankenflamme noch genugsam brannte und er außerstande war, dies neue Glimmen zu bemerken und etwa rechtzeitig abzulöschen. Auch da brannte

es plötzlich hoch und hell auf. Und das war womöglich noch schlimmer als das erste: ist mein guter gnädiger Herr nicht durch meine Schuld nun in den Banden einer Hexe und Teufelin und in höchster Gefahr des Leibes und der Seele? Und wieder mußte er mehrmals seufzen: „O Gott!" —

Damit schlief er schließlich ein. Im Traume aber sah er einen gewaltigen Turm aufragen, dessen Spitze sich immer mehr in die Wolken verlor — und erschien ihm doch gleich darauf als der Spieß in der Hand eines flinken Jägers, der ein Reh verfolgte, und warf den Speer — der flog auch, aber in derselben Geschwindigkeit wie das Reh und wie der Jäger, daß der Diener über diese drei, die hintereinander hereilten: Reh, Speer, Jäger — im Traum lachen mußte. Dann flog das Reh, da plötzlich seitlich ein Hund aufsprang, gegen einen Baum, stieß sich den Kopf, daß es sogar den träumenden Johannes schmerzte, weil es mit der Stelle gegen den Baum lief, wo den Johannes der Becher getroffen hatte, fiel, der Speer drang in das arme Tier, das dem Jäger mit umgewendetem Kopf einen bittenden Blick zusandte — der Jäger war aber so im Lauf, daß er nicht anhalten konnte und über das Tier hinstürzte — worauf der Wald umher ganz dicht wurde, daß Johannes, der jetzt erst beachtete, daß er eigentlich auch mit dabei war, kaum wieder herausfand und schlimme Angst ausstand, gewiß noch schlimmere als bei den beiden Gedanken, die vor dem Einschlafen in ihm plötzlich lichterloh gebrannt hatten.

Jedenfalls hatte der Traum das Gute, daß sich die Angste des Dieners bis zum Morgen sehr beruhigten, und zwar die Gewissensqual, den Kaiser mit einer Hexe verkuppelt

zu haben, noch wesentlich mehr als die Furcht vor Vorwürfen und Strafe wegen seiner Wundererzählung. Und er war glückselig — so daß er jetzt bereitwillig den Kaiser mit des Teufels Großmutter verkuppelt hätte —, als ihm sein Herr am Morgen unter dem Gebot vollster Verschwiegenheit zunächst nur allerhand praktische, auf die Unterbringung des schönen Fräuleins, Beschaffung von Gewändern, Bedienung und so weiter gerichtete Befehle gab. Die Ausrede des Johannes von der angeblichen Verwandlung des Mädchens schien er über dem berauschenden Glück, das er genoß, ganz vergessen zu haben. Jedenfalls sprach er nicht davon und befahl dem Johannes nur immer wieder größte Verschwiegenheit an.

Vielleicht wäre die Liebschaft Karls, von dem man sich ja manches galante Abenteuer erzählte, diesmal seinem Wunsche gemäß wirklich verborgen geblieben, zumal er das überirdisch schöne Fräulein seit der ersten Begegnung ständig im Palast behielt und nicht der mindeste Anhang sich meldete oder sie zurückbegehrte, wenn nicht das Hoflager um einige Wochen länger in Antwerpen geblieben wäre, als erst beabsichtigt war. So aber drang das Gerücht von dem seltsamen Abenteuer doch allmählich aus dem Palast ins Volk, und leider gleich mit dem bitteren Zusatz: die so überaus schöne Dirne, die des Kaisers Gunst genösse und ihn den ehrgeizigen Frauen und herangewachsenen Töchtern der städtischen Würdenträger unbillig entziehe und damit natürlich die besonderen und nur auf nächtlichem Liebeslager richtig darzulegenden höchsten Gnadenwünsche für die Stadt und ihre Aristokratie vereitle — diese Dirne sei eine Hexe, und es bestehe somit Gefahr, daß ihr Umgang für den jungen Monarchen verderblich werden könne. Auch

sei es ungerecht, wo so viele Hexen auf dem Holze in lohenden Flammen brennen müßten, daß diese nur immer und immer wieder in Liebesglut und auf der schönsten weißesten Tela di Costanza brennen solle, mit der die Antwerpener das Himmelbett des kaiserlichen Gastes bezogen hatten.

Gerücht hin, Gerücht her — war es nicht Wahrheit, was das Volk sich erzählte? sagten es nicht alle die Hofbediensteten, die unmittelbar um die Person des Herrn waren, daß sich das Fräulein deutlich zu verwandeln vermöge, sobald sie zu ihrem Herrn und Liebsten komme? Während sie, wenn er auch nur für einen Spazierritt oder einen kurzen Jagdausflug fern sei, weder besondere Schönheit oder Lieblichkeit aufweise, noch wohlklingend, sondern rauh und gewöhnlich spreche, sei sein Nahen schon an einer Veränderung ihrer Züge und ihres ganzen Wesens zu erkennen; und jedenfalls sei die Person, mit der der Monarch buhle und die ihn fest in ihren Schlingen halte, denn so lange hätte noch nie eine Liebschaft bei dem Kaiser gedauert, nicht als dieselbe zu bezeichnen, als die sie alle bei Hofe in seiner Abwesenheit kennten.

Spät, aber schließlich doch meist, pflegt ein Gerücht auch zu seinem Ursprungsort zurückzufinden. So erfuhr der Kaiser endlich auch von seiner Liebschaft mit einer Hexe und lachte — lachte, aber erinnerte sich einen Augenblick der damaligen Ausrede des Johannes für seine Nachlässigkeit und sein Nichtaufpassen, die er gleich als erstes der schönen Kathrein erzählt und dann gänzlich vergessen hatte.

Nach dem Gerücht kam die Warnung. Der Kanzler hatte es nach dem Willen der Umgebung des Kaisers übernehmen müssen, ihm Vorstellungen zu machen. Er fand kein

williges Ohr bei Karl. Der lachte den Kanzler aus, verspottete ihn mit seinem Aberglauben und rief: „Wie dumm Ihr Eure Märchen erfindet! Ihr sagt, meine gute Kathrein könne sich verwandeln und wäre eine Hexe. Nach Eurer Erzählung aber scheint mir eher, daß sie sich verwandeln müsse, daß sie verwandelt werde und nicht die mindeste Zaubermacht über sich selbst und ihr wechselndes Aussehen habe. Also ist sie keine Hexe! Eher müßt Ihr mich für einen Zauberer halten!" Und dabei lachte der Kaiser noch mehr, weil er sich freute, den Kanzler, der ein sehr gelehrter Herr und Philosoph war, logice abgeführt zu haben, und schloß, als der Warner gegangen war, seine Frau Liebste nur um so feuriger und fröhlicher in seine Arme. Und als sie ihn fragte, warum er so aufgeräumt sei, da wollte er gleich die ganze Sache hervorsprudeln — stockte aber plötzlich und schwieg.

War doch irgendein Mißtrauen in sein Herz eingedrungen? Sein Blick glitt über die ihm so lieb und vertraut gewordenen Züge, als suche er etwas Verborgenes darin. Aber er fand nichts, was auch nur von fern mit der schwarzen Anschuldigung der Zauberei hätte zusammenhängen können. Derlei lag ihm so fern; widersprach so ganz seinem eigenen sich hingebenden, offenen Wesen, das erst viel später die welsche Verschlagenheit und Hinterhältigkeit lernte.

Wenn Karl die Geliebte ansah und sie, aus einem unbestimmten Gefühl von Gefahr heraus, dann doppelt innig und anschmiegsam ihn eng und fest an sich zog, ihre Arme weich und unlösbar um ihn schlang, den schönen Leib ganz an ihn drängte, dann vermochte er seine argwöhnischen Gedanken, daß sie etwas anderes sei, als sie scheine, und ihn irgendwie betrüge, nicht weiter zu verfolgen, sondern

versank immer von neuem in Wonne und Seligkeit. Dabei aber prägte sich jeder kleinste Zug ihres Gesichtes, jeder Blick ihres Auges, jede leichte Wendung ihres zauberhaften Liebesspiels wie jedes Wort, das sie sprach, ihm unauslöschlich ein. Und wenn er dann allein war und an sie dachte, wenn er mit den Räten an langem Tisch bei Staatsgeschäften saß oder mit fremden Gästen an erlesener Tafel oder wenn er im Walde das Wild hetzte, dann tauchten alle Züge, Blicke, Worte wieder in seiner Seele auf, verknüpften und verbanden sich in wechselndem Spiel zu einem immer geheimnisvolleren, rätselhafteren Wesen, das gleichzeitig für den Kaiser immer wirklicher wurde — viel wirklicher als irgend je eine seiner früheren Geliebten. Alle Frauen, die der Kaiser bisher geliebt, waren nach Wochen oder Monaten ein Besitzgefühl für ihn geworden, so daß sie ihn nicht störten und nur in seiner Liebe überhaupt da zu sein schienen; daß er sich, mußte es sein, leicht von ihnen hatte trennen können wie von etwas längst Vergessenem. Zum ersten Male bei diesem Zaubermädchen begegnete es ihm, daß er vor sich selber mehr ihr zu gehören schien als sie ihm; daß sie ihn beschäftigte, ob er wollte oder nicht, und daß er — seltsam! — wenn er nicht bei ihr war, gerade dann, wenn er sie sich nur innerlich vorstellte und über sie nachdachte, ihre Züge, Blicke, ihr Antlitz, sie selbst viel lebendiger und deutlicher vor sich hatte als je in der Wirklichkeit. Und da schien es ihm jetzt, als könne an den Erzählungen seiner Umgebung wohl etwas Wahres sein. Es spielte über dieses schöne, ihm so lieb gewordene Gesicht hin wie Wellen aus unterdrückten Quellen der Seele, die nicht gut waren. Es war, als ob der klare dunkle Spiegel dieses Auges still über einer unheimlichen Tiefe liege, die

eine böse Vergangenheit sein konnte oder ein Netz mißtrauischer Gedanken oder auch nur Leben, das ihm verborgen wurde und für sich allein da war. Er beschloß, sie einmal durch das unbeeinflußte Auge eines anderen zu sehen, durch das Auge eines Malers, der sie malen sollte, wenn er nicht dabei war.

Er betraute einen trotz seiner Jugend schon berühmten Antwerpener Meister mit dieser Aufgabe, den er unmittelbar, als ihm der Gedanke aufgetaucht war, aus seiner Werkstatt rufen ließ — und tat es in Gegenwart des Mädchens, nicht ohne die Hoffnung, schon aus der Art, wie sie sich dazu stellen würde, zu erkennen, ob etwas Wahres an dem Gerede seiner Leute sein möchte. Aber sie schien sich nur zu freuen, als es ihr angekündigt wurde, und umarmte, da der Maler gegangen war, den Kaiser mit Tränen in den Augen: nun werde er, wenn er sie einst fortgeschickt, eine Erinnerung an sie haben.

So sehr er es auch erst um seines Planes willen, damit hinter das Geheimnis zu kommen, verschworen hatte, konnte er es doch nicht unterlassen, sie wenigstens zum Beginn der Sitzungen selbst in die Werkstatt des Malers zu geleiten, ihre Haltung, Gebärde, Gewandung für das Bild mit dem Meister zu beraten; auch steckte er ihr einen seiner schönsten Ringe — den er einst von einer geliebten Dame, einer Gräfin, erhalten hatte und am kleinen Finger der rechten Hand trug — an den Ringfinger ihrer Linken, weil sie diese Hand, die ihn so innig zu liebkosen verstand, auf dem Bilde gerade mitten vor der schönen Brust halten sollte.

Während der Zeit, wo sie von Johannes täglich zu den Sitzungen in die Werkstatt des Malers geführt wurde, war

es dem Kaiser fast schon wieder leid um seinen Entschluß, hinter ihr Geheimnis zu kommen. Er liebte sie, war glücklich, hatte die innerliche Sicherheit, von ihr geliebt, ja vergöttert zu werden. Lief er so nicht Gefahr, dies Glück mutwillig zu stören, vielleicht zu zerstören? Aber dann kam wieder das böse Gefühl, daß den anderen seine Geliebte als eine gewöhnliche häßliche Dirne erscheine, und rief seine Eitelkeit wach. Und er beharrte auf seinem Vorsatz. Als er sich dann durch einen seiner Kavaliere bei dem Maler erkundigen ließ, wie weit er mit dem Bilde sei, antwortete der dem feinen Spanier mürrisch, er hätte alles, was er bisher daran gemalt, wieder von der Leinwand abgekratzt. Es sei schlecht gewesen, was er gemalt. Er würde aus diesem Kopfe nicht klug; das Gesicht sei jetzt ganz anders, als er es in Gegenwart des Kaisers gesehen. Er habe schon nachsuchen wollen, daß man den Auftrag einem anderen Meister gebe. Aber wenn die Majestät gnädigst einer Sitzung beiwohnen wolle, so hoffe er, es zustande zu bringen.

Das schlug der Kaiser ab. Das Bild solle die Frau genau so wiedergeben, wie sie dem Maler erscheine, wenn sie allein bei ihm sei.

Nach einigen Tagen ließ der Maler noch einmal sagen, das Bild werde nicht gut. Er wäre durch diese Arbeit in seinem ganzen sicheren Können erschüttert worden und müsse von neuem anfangen zu lernen, ehe er dies Bild zu malen vermöge. Der Kaiser bestand auf seinem Willen. Und trotzig malte der Niederländer das Bild fertig; malte er Kathrein so, wie sie aussah, wenn ihr geliebter Herr fern von ihr war.

Indessen stieg — vielleicht durch den Maler vermehrt — das Gerücht von der seltsamen unerklärlichen Verwand-

lung des Mädchens im Volk, bei Hofe, bei den Beamten und vor allem bei den Pfaffen. Und alle sprachen von nichts anderem, als daß man den Kaiser, der in eine immer tiefere Abhängigkeit von der Dirne gerate, dem offenbar manche seltsamen Entschlüsse von ihr eingegeben würden, der immer häufiger gegen die Regierungsgeschäfte gleichgültig, immer launischer und unzuverlässiger würde — wobei man längst vergessen hatte, daß da nur seine wahre Natur, die in der ersten Zeit dieser Liebe zum Guten verwandelt worden war, nun wieder zum Durchbruch kam — auf jeden Fall aus ihren Händen retten müsse. Und da, wie man wußte, Warnungen und Vorstellungen nichts fruchteten, so griff man zu bedeutenderen Mitteln. Der Kanzler fand unschwer gewichtige Gründe dafür, daß der Aufenthalt in Antwerpen abgebrochen und das Hoflager nach Madrid verlegt werden müsse.

* * *

Der Kanzler unterbreitete die Angelegenheit der Verlegung des Hoflagers mit weisem Vorbedacht dem Kaiser an dem Tage, da ihm das fertige Bildnis gebracht werden sollte. Denn er, wie die anderen Verantwortlichen, hegte die sichere Hoffnung, das Bild werde den Kaiser umstimmen und überzeugen. Sie hatten sich mit dem Maler in Verbindung gesetzt und heimlich das Bild vorher angesehen. Sie waren gewiß, an der Hand der Malerei den Kaiser von der zauberischen Verblendung, deren Opfer er geworden, überzeugen zu können; ihn nun leichter überreden zu können, die Reise nach Madrid als einen Grund zur Trennung zu benutzen und letzten Endes deshalb gutzuheißen — eine Wechselwirkung, die dem philosophischen Geiste des Kanz-

lers formal fast soviel Genugtuung bereitete wie die daran-geknüpfte praktische Erwartung.
Auch für eine würdige Nachfolgerin Kathreins war vor-gesorgt.
Der Kanzler freute sich schon auf den Augenblick, wo Karl das Bild sehen, erkennen würde, müßte, daß die Frau nicht so sein könne, wie er sie zu sehen glaube; und daß also auch an ihrer Seele, ihrer Liebe, ihrer Treue zu zweifeln sei. Der junge Meister war einer der ersten Künstler Ant-werpens, und das Bild sprach, je länger man es ansah, eine immer beredtere Sprache. Es hatte sich, als man es in Karls Vorsaal aufstellte und der Kaiser schon im Neben-raum war, für sie alle auch nicht im mindesten wie die wirkliche Kathrein verwandelt — was man als neue Zau-berei ein wenig gefürchtet hatte. Wohl lag es wie eine Sehnsucht nach Schönheit, Lieblichkeit, Güte in diesen gemalten Augen — aber gleichzeitig hatten sie unverkenn-bar etwas Falsches, ja Böses in ihrem harten klaren Glanz, die Züge des breiten Gesichtes waren grob, und das ganze Antlitz erschien nicht jung. Immer wieder überzeugte sich der Kanzler hiervon und ließ es sich von dem mitgekom-menen Maler bestätigen, der mehrmals erklärte, ein solches Gesicht sei ihm noch niemals vorgekommen, und er fürchte, es dem Kaiser gewiß nicht zu Dank gemalt zu haben. Das tat dem Kanzler wohl, der jetzt, wo er zum ersten Male vom Aufbruch sprechen sollte, doch eine gewisse Scheu vor Karl hatte.
Bald konnte er sich im stillen sagen: wer vermag in diesem oft so leicht zu lenkenden, oft so eigensinnigen, wie von unbekannten Mächten geführten, oft unnahbaren, oft fast anschmiegsamen jungen Manne je richtig vorherzulesen?

Und dann: ist er viel verblendeter und viel mehr noch in den Banden des Mädchens, als ich gedacht habe? oder ist er von einer Verstellung und Beherrschung, die ich noch nie an ihm beobachtete, und weiß ganz genau, was er will und was er mich nicht wissen läßt? Denn, wenn der Kanzler befürchtet hatte, er würde mit dem Vorschlag, Antwerpen zu verlassen, zunächst auf Widerstand stoßen und zur Erreichung seiner Absicht die Hilfe des Bildes brauchen, so täuschte er sich: der Kaiser gab zu der Übersiedlung nach wenigem Nachdenken schon seine Zustimmung. Und — er zeigte sich über das Bild hocherfreut, bewunderte es und ließ es in schwerem goldenem Rahmen sogleich gegenüber seinem Bette aufhängen. Der Kanzler, die Räte und, bescheiden im Hintergrunde, auch Johannes standen verblüfft.

* * *

Als der Kaiser mit dem Bilde allein war — ehe er wie gewöhnlich um diese Stunde seine Geliebte rufen ließ — geschah etwas Merkwürdiges. Karl betrachtete das Bild mit dem schweren, fünfarmigen Leuchter, bei dessen Kerzenflammen er zu lesen pflegte, von allen Seiten. Die Züge schienen ihm, während sich die Lichtstrahlen da und dort in der frischen Farbe spiegelten, zu verschwimmen, durcheinanderzuspielen; nur der Ring strahlte mit seinem blauen Stein wie wirkliches Gold und wie wirklicher Stein. Ob der Kaiser nah vor dem Bilde stand oder zurücktrat, gleichviel: er gewann keinen klaren Eindruck des gemalten Gesichtes. Immer wieder glitt die Lebende aus der Seele des Kaisers heraus und vor das Bild; die Täuschung war so stark, daß er einmal mit der Hand nach ihr griff, um sie wegzuschieben. Aber der Wesensschein Katharinas blieb

halbdurchsichtig stehen, wie aus des Kaisers Auge und den Farbflecken der Leinewand zusammengestrahlt. Da trat Karl in diesen Wesensschein hinein, hart bis an die Bildfläche: Kathreins Auge glitt bis auf die Leinwand zurück und sah doch nun wie von weit dahinter den Kaiser an. Die Zauberin verteidigte sich auch hier als Bild noch gegen den, der in sie eindringen, sie erfassen, sie halten wollte. Der Kaiser fühlte plötzlich, daß es ihm nie gelingen würde, dies Gesicht zu sehen, wie es an sich war, ohne seine, des Kaisers, eigene magische Influenz, und er erschrak, wie sich ihm diese Gewißheit verallgemeinerte: daß alles Wesen an ihn nur herankomme, durch sein Wesen verändert, abgelenkt, täuschungsvoll verhüllt. Er stampfte auf. Die Befangenheit in sein Ich und dessen ausstrahlende Kräfte erschien ihm plötzlich wie ein Gefängnis und eine ewige Abgeschlossenheit, ein Traumzwang mitten im allgemeinen Wachen der Welt. Mochte Kathrein häßlich und schlecht sein, wenn er sie nur sehen könnte, wie sie war und wie sie alle sahen: er wollte sie deshalb nur um so heißer lieben. Sehnsucht der Sinne erfaßte ihn. Er stellte den Leuchter ab und schickte nach der Geliebten.

Der Kanzler hatte mehr erreicht, als er selbst wußte. Er hatte einen jener Zustände in Karl vorbereitet, in denen wir das eine als Gewißheit fühlen, daß wir ihn so oder so beenden müssen. Ein Einschnitt in seinem Leben wurde dem Kaiser bewußt. Er fühlte, daß er sich dies geheimnisvolle Wesen jetzt fester als je verbinden oder sich von ihm trennen würde. In diesem kurzen Augenblick, nach dem plötzlichen Aufflammen seiner Begier und der Vorstellung ihrer Reize, die wie aus sich einen Herzschlag später in eine ebenso nur innerlich erlebte Vorerfüllung und Sättigung überging,

bezeichnete es seinen Seelenzustand, daß die eine wie die andere Lösung ihm recht sein würde — beide voll Gewinn, beide mit irgendeinem schmerzvollen Entsagen verbunden.
Er legte sich zurecht, was er sagen wollte, und verfiel, wie er sich die ganze Lage der Sache noch einmal klarmachte, in Erinnerungen. An ihrer scheinbar völligen Zusammenhanglosigkeit mit anderen Menschen blieb er lange haften. Sie schien ohne Vergangenheit, ohne Ursprung, wie ein von einem verborgenen Frühlingsbaum auf einen Wasserspiegel herabgewehtes Blütenblatt. Ihn überkam ein großes Gefühl des Volkes, der Menschheit, die ihm, dem Weltherrn, als sein Volk erschien. Irgendwo aus dem unpersönlichen Gedräng und Gewimmel der Menschenmillionen, über die er herrschte, kam sie zu ihm; und er vermählte sich in ihr mit dem Volke. Nur so schien es ihm plötzlich sinnvoll, daß er sie liebte. Nur so durfte er sie lieben — nicht aber als Kind der und der Eltern. Es dünkte ihn jetzt Schicksalsweisheit, daß er nichts von ihr wußte.
Er rief sich zurück, wie es gekommen war. Sie hatte, seit Karl sie an dem ersten Abend umarmt, nie mehr trotz seines Angebotes auch nur für eine Stunde in das Haus, aus dem sie kam, zurückgewollt: sie hätte dort niemanden, auch keine Sachen mehr. Sie sei nur zu seinem Einzug, um ihn zu sehen, nach Antwerpen gekommen und habe dort in ihrem Quartier, da er sie gleich am ersten Abend habe holen lassen, nicht einmal geschlafen und kenne die Leute nicht weiter. Auf die Frage des Kaisers, wo sie herstamme, wer ihre Eltern seien, wie sie heiße, hatte sie erst gebeten, er möchte nicht danach fragen; dann, als er wieder damit kam, geweint und schließlich fast wie in einem magischen Schlaf geschwiegen und allen Ausdruck des Lebens ver-

loren, so daß er seine Fragen ganz aufgegeben hatte. Als ihm aber, ohne daß er sie aussprach, die Frage wieder einmal durch den Sinn fuhr, mußte es ihm Kathrein angemerkt haben; denn sie fiel ihm um den Hals und sagte: „Ich bin nur dein, war nicht, ehe ich dich sah, und werde nicht mehr sein, sobald ich von dir gehe. Ich bin aus deinem Traum, deiner Sehnsucht geworden und werde einst in deinen Traum so zurückschwinden, daß du mich beim Erwachen vergessen und nur noch ein unbestimmtes Gefühl von Glück in dir haben wirst." Jetzt glaubte er sie zum ersten Male zu verstehen.
Da kam sie, schön wie je.

* * *

Es war Nacht, schon gegen den grauenden Morgen zu. Sie lagen wachend Arm in Arm nebeneinander, er eine Welt prunkender Taten über seinem ins Dunkel schauenden Auge, sie über ihrem Auge nur das Dunkel. Da erst begann der Kaiser zu sprechen. Er fragte sie, was nun werden solle, wenn er nach Madrid ginge. Ob sie wohl mitkommen wolle? Als Antwort hatte sie ihn ängstlichen Blicks fest umschlungen, geküßt und gesagt: sie wolle schon in seiner Dienerschar unauffällig mit auf die Reise gehen, wenn nur er sie mitnehmen wolle.
Sie müsse aber bedenken, daß er jetzt auf lange von den Niederlanden fortgehe und daß sie später nicht so leicht in ihre Heimat zurückkommen würde; und ob sie nicht noch einen Abschied zu nehmen hätte oder sonst hier in Antwerpen oder in der Nähe irgend etwas zu tun? Er erwähnte auch noch einmal das Haus, in dem Johannes sie gefunden hatte. Sie schüttelte heftig den Kopf und küßte ihn.

Schweigen kam, Blicke voll Gefühl und Fragen, Blicke zur Seite, zur Decke und wieder zueinander. Und dann sprach der Kaiser schwer und unbeholfen weiter: ob sie wisse, was man von ihr spreche — und auf ihr furchtsam verneinendes Kopfschütteln: daß man sie für eine Hexe halte, die sich verwandle und ihn betöre — und als ihre Augen immer größer und angstvoller ihn anstarrten: daß das natürlich ein Unsinn und ein Gerede sei, und er es nicht glaube — und dann ein rascher Kuß auf ihren halbgeöffneten Mund, der kein Wort fand — dann das doch gefundene Wort, ganz ernst und still gesprochen: ob er deswegen das Bild habe malen lassen, um sie zu prüfen — da sein verlegenes Erröten — endlich langes schweigendes Nebeneinanderliegen, vielleicht über seiner Seele Schlaf. —

Als es hell wurde und er sich regte, wandte sie ihre Augen, die noch von Nachttränen gerötet waren, auf ihn und sagte: sie hätte es sich überlegt, und sie wolle doch noch einmal in das Haus gehen, aus dem er sie habe holen lassen, ehe sie mit ihm fortzöge — und schnell, als er sie mißtrauisch anschaute und fragen wollte, warum sie sich widerspräche und ihren Entschluß geändert: sie wolle nur noch einmal für eine Stunde in das Haus gehen, aus dem sie zu ihm gekommen sei; nur, damit sie nie vergesse, wo ihr Glück begonnen habe.

Was war es, das in der Seele des Kaisers diesem Wort glaubte? Ist es das Schicksal, das manchmal in uns fühlt, denkt, will, glaubt, handelt? Stößt manchmal der dunkle Wille des Geschehens unser Bewußtsein, unsere Klugheit, unsere Erfahrung, unser sicherstes Wissen, ja unsere Ahnungskraft vom Führerplatz in der Seele, setzt sich an seine Stelle, nimmt die Zügel und lenkt unser Tun?

Der Kaiser war mit Kathreins Wunsch einverstanden. Wegen der Auffälligkeit sollte sie erst in der Abenddämmerung des nächsten Tages hingehen, und der Diener Johannes sollte sie begleiten. Das wollte sie nicht; sie müsse allein gehen, sie würde in längstens zwei Stunden, sicher noch ehe es ganz Nacht würde, zurück sein.
Karl zauderte, ihr das zu gestatten, und verschob das Nachdenken und die Entscheidung auf den nächsten Tag. Er wollte sie noch einmal in die Arme schließen, noch einmal sich und sie in Umarmung vergessen.

* * *

Am nächsten Tage wurde er von Amtsgeschäften, Gesandtenaudienzen, Ratssitzungen, einem großen Festmahle so in Anspruch genommen, daß er erst zur Dämmerstunde wieder an die Sache dachte. Und als er da gerade wieder in den Palast trat und den Johannes nach ihr schicken wollte, um es nochmals mit ihr zu besprechen und zu entscheiden, sagte der, daß sie schon fortgegangen sei.
Zuerst war es dem Kaiser recht, zumal noch Kuriere warteten, die er selber hören mußte. Dann, als das erledigt war, fiel ihm plötzlich all ihre Rätselhaftigkeit aufs Herz und eine unbestimmte Furcht, sie möchte nicht wiederkommen, und dahinein der Einfall, sie in dem Hause unerkannt zu überraschen, selbst zu sehen, sich zu überzeugen. —
Karl befahl dem Johannes, für ihn und sich schnell ein paar Soldatenwämser von der Wache zu holen, und trieb den Diener, als der fragen wollte, nur rauh zur Eile an. Es dauerte einige Zeit, bis passende gefunden waren, und dann wieder, bis mit Hilfe zweier anderer Kammerdiener

– während sich Johannes hastig selbst umkleidete – dem Kaiser das Zeug saß. Während dieses Anziehens horchte Karl mehrmals auf und rief: „Still!", wenn ein Schritt oder ein Türgehen hörbar wurde im Palast. Er bohrte mit allen Sinnen in die Stille, als wolle er eine geliebte Gestalt aus ihr heranreißen. Dann hieß er die Diener um so schneller in ihrem hastigen Geschäfte fortfahren.

Jetzt war er fertig. Noch einmal horchte er. Noch einmal spähte er aus dem Fenster – aber die Straße war jetzt ganz dunkel.

„Komm!" und als Johannes hinter ihm gehen wollte: „Neben mich!" und sobald sie durch eine kleine Pforte auf die Straße kamen: „Zu ihrem Hause!"

Das Auge sah, sobald man draußen war, genug, daß man ohne Laterne den Weg finden konnte. Wolken waren, aber darüber offenbar Mond: ein unbestimmtes Dämmergrauen, in dem leiser Meerregen begann, wie an so vielen Tagen und Nächten in den Niederlanden.

Der Kaiser eilte, daß Johannes Mühe hatte, Schritt zu halten.

„Würden wir ihr auf diesem Wege begegnen, wenn sie schon käme?"

„Ich glaube. Es ist der nächste!"

– – – – – – – – – – – – – – – – –

„Sind wir noch nicht da? Wie weit ist es denn?"

„Noch wenige Minuten!"

Sie bogen um eine Ecke. Der Kaiser schlug, wie geführt und ohne zu fragen, die gegebene Richtung ein.

„Dort. Gegenüber," sagte Johannes. Er erkannte das Haus an der anschließenden Straßenlücke trotz der Dunkel-

heit schon von weitem. Innen schien Licht zu sein. Der Kaiser lief fast.

Da riß es beide zur Seite, daß sie plötzlich wie angewurzelt stehenblieben. Ein grausiger Schrei, wie von ausbrechender letzter Todesangst, erscholl — noch unbestimmt aus welcher Richtung; und so kurz und schrill, daß erst die augenblicks nach dem Hören einsetzende Erinnerung in den Raum hineinhorchen konnte, von wo.

„Dort!"

„Das ist das Haus!" sagte Johannes.

Und nun hörte Karl plötzlich, wie nachhörend, daß in dem gellen rauhen Schrei ein wenig weh abbrechenden Tones von Kathreins Stimme gewesen war.

Das hatte nicht länger gedauert, als sie von dem ersten Schrei und Schreck noch den Atem anhielten. Da wurde schon die Tür des Hauses aufgerissen und vor der Helle des Flurs stürzte — während nun von innen Wehklagen, Jammern und Schelten scholl — eine dunkle Gestalt, ein großer starker Kerl heraus, stand einen Augenblick und rannte dann wie gehetzt nach der anderen Seite durch die Gasse fort.

Und schon stand Karl — während der Diener, dem Angst den Atem noch benahm, mühsam hinter dem Kaiser eine steile Stiege erklomm — in einer schmutzigen, unordentlichen, niedrigen Stube, in der ein schlechtgekleidetes altes Weib, einen Leuchter in der Hand, ihn entgeistert anstarrte. Dann erst bemerkte er, daß hinter dem Tisch noch ein jüngeres Weib, trotz gehäuften Putzes auch dürftig angezogen, am Boden lag — jetzt sah er: in einer Blutlache und offenbar tot.

Plötzlich fing die Alte wieder zu schreien, zu jammern und

zu schimpfen an, immer wieder: „— er hat sie erstochen, der Lump! — erstochen, der Lump! — der Lump! —"
„Hole schnell einen Wundarzt!" rief der Kaiser dem in die Tür tretenden Johannes zu, „hier ist eine Dirne gestochen worden!" Er rief es kalt, als Befehl, eher angegraust und voll Ekels als irgendwie schmerzvoll erschrocken. Und als die Alte aus ihrem Jammern heraus sagte: „Es braucht keinen Wundarzt. Seht sie doch an! Sie ist tot," da sah er sie an — fremd und nur ein wenig schaudernd. Aber in des Johannes Gesicht, in seinem aufgerissenen Auge, da war schon der Schreck und der Schmerz und das Erkennen darin, die noch nicht an den Kaiser konnten. Und Johannes war es, der die Alte zuerst fragte, was hier geschehen sei. Und ihm antwortete sie — nicht dem Kaiser, der, sich immer tiefer in Gedanken verlierend, bald die Tote ansah, bald in dem niedrigen Raum umherblickte: sie sei eine Dirne, die vordem bei ihr gewohnt, aber vor Wochen fortgeholt worden und heute abend wiedergekommen sei, sie wisse nicht, wie und warum; vielleicht um zu fliehen, weil es geheißen, sie sei eine Hexe, was nicht wahr sei. Ein Kerl, der sie ehedem geliebt und der sie täglich hier gesucht und auf ihre Rückkehr gehofft, auch von ihr behext hat sein wollen, daß er zur Liebe mit anderen untüchtig würde, und darob wild erbost, der hab' sie erstochen. Sei zufällig heute gerade zu derselben Stunde ans Tor gekommen. Hätten erst gehadert, dann sich beruhigt, und sie hätt' ihn geküßt. Und dann hätt' er plötzlich den blauen Ring an ihrer Hand angestarrt, das Messer gelangt und ihr in die Brust gestoßen, der Lump!
Da nahm es sich Johannes — der sah, wie eine Ahnung in dem Kaiser aufsteigen, und wie sie Karls Herz nicht

hochlassen wollte, und wie alles in diesem Manne dahin drängte, einen Trug, selbst als Schmerz noch einen Trug, über seine Seele zu spannen — heraus, ungefragt zu reden, und sagte, er müsse sich im Hause geirrt haben.
Aber da fragte der Kaiser schon die Alte, wann das Mädchen hier von ihr fortgekommen sei, und hörte es: am Tage des Kaisereinzugs. Und da sah er, als fiele jetzt erst das Licht darauf und vorher wäre der Schatten des Tisches darüber gewesen, auf der Brust unter dem fremden Gesicht die Hand und den Ring, den er kannte. —
Da wurde Karl ganz ruhig und ließ sich das Gesicht beleuchten, um es deutlich zu sehen, und beugte sich, auf den Tisch gestützt, darüber und fand nichts, das er kannte. Nur dem Johannes schien es, als das Licht gesenkt wurde, so, als ginge es wie ein kaum sichtbarer Krampf durch diese Züge, als wollten sie einen anderen Ausdruck annehmen und lächeln — daß Johannes erschrak.
Der Kaiser mochte es nicht bemerkt haben, denn er richtete sich plötzlich auf, ohne den Leichnam berührt zu haben, winkte dem Diener und ging raschen Schrittes hinaus.
Johannes wußte nicht, was er denken sollte: warum eilte der Kaiser so? fast wie beim Herweg? Aber er durfte nicht fragen und mußte sich nur mühen, Schritt zu halten, obwohl ihm Schreck und Grausen noch in allen Gliedern saßen.
Karl stürmte die Treppe des Palastes empor. Hoffte er noch —? fuhr es dem Johannes durch den Kopf — hoffte er noch die wahre Kathrein hier zu finden?
Da hörten sie in den Gemächern des Kaisers erregtes Sprechen, das plötzlich still wurde, als Karl mit dem Diener oben erschien. Sie sahen den Maler in Mönchskutte mit

einem Messer in der Hand dastehen und das Bild in kleine Fetzen zerschnitten am Boden liegen. Zwei Diener, die das Zerstörungswerk des erregten Mannes hatten hindern wollen, ließen bei Karls Eintreten von dem Meister ab. Des Kaisers Blick glitt rasch über das angerichtete Unheil.

„Warum hast du dein Werk zerstört?"

„Es war des Gegenstandes unwürdig, hoher Herr, verzeiht mir!" sagte der Meister mit einem seltsam innerlichen Leuchten im Auge, „es mußte vernichtet werden. Es soll auf mir nicht der Vorwurf bleiben, ich hätte das schönste, lieblichste Geschöpf, das es jemals gab, mit den Augen des Pöbels gesehen. Dankt Gott, Herr, daß Ihr richtig seht! Ich werde nie mehr malen."

Die Diener erwarteten jetzt einen Zornausbruch des Kaisers. Aber Karl drückte dem Mönch schweigend die Hand. –

Das Inwendige

Einige der Wallensteinischen Obristen und Feldhauptleute saßen im Wachtquartier des Generalissimus in Eger in der Nacht vom 25. auf den 26. Februar 1634 noch spät beim Weine wach. Nachdem die unruhigen frechen Würfel, die lange über die Tischplatte gerollt waren, als wollten sie nur fort von den Spielern, und die dann immer wieder mitten im schönsten Rollen plötzlich höhnisch stilllagen und mit ihren unbewegten schwarzen Augen im gelben Knochengesicht den Spielern ganz nach Gutdünken Gewinn und Verlust bestimmten – nachdem die Würfel endlich in dem alten ledernen Becher, in dem sie heute an die dreißig bis fünfzig Mal ihren klappernden Rundtanz gemacht, aufs Kaminbord gestellt waren, rückten die Kriegsmänner näher ans Feuer, redeten und brummten noch dies und das von dem Übergang des Herzogs zu den Schweden, schimpften auf den Kaiser und die Räte am grünen Tisch zu Wien, fluchten auch wohl, aber nur noch mit Viertelskraft, lachten, wenn einer mit breitem Mund eine Zote vorbrachte, und hörten schließlich dem grauen Scheerenberg zu, als der noch erzählte. Nicht als ob es sie sonderlich beschäftigt hätte, was er vernehmen ließ; aber es war ihnen doch eine Ausfüllung der Zeit, noch ein Stündchen bei der letzten Kanne, die sie zwischen sich auf den Estrich gestellt hatten, sitzen zu können. Mochte er reden, sie konnten dazu trinken und schweigen, was ihnen jahrlange Gewohnheit geworden war.

Er erzählte, wie er einmal auf einem Kriegszuge plötzlich und unvermutet seine Geburtsstadt wiedergesehen, wie der Eindruck seltsam über seine Seele hingegangen, sie einen Augenblick bewegt habe und dann so rasch verflogen sei, wie er gekommen.

„Hätt's nit dacht," sagte der Alte, „kam auf nächtlichem Marsch müd und vom Schlagen mit dem Feind schläfrig reitend durch Wald und Tal, die mir nicht zum mindesten bekannt schienen, und sah im grauenden Morgen durch einigen Frühdunst und Nebel hoch ein ummauert Stadtnest liegen, riß die Augen auf und dachte nach, faßt' es, daß es Neuenstein sein müsse, wie die Türme ins Morgenlicht standen und der hohe schmale Kirchenchor auf den schiefen Dächern auffaß, fragte einen gefangenen Bauern: ja, Neuenstein! Ließ halten und schaute hinauf, dachte noch nicht dran, Boten ans Tor vorzuschicken und Übergabe zu fordern. Dachte an frühe vergangene Zeit vor mehr als vierzig, fünfzig Jahren, wo ich da droben einspaziert in die Welt, sah's innerlich vor mir das kleine alte wacklige Haus mit Großvater und Eltern, das nachher der reiche Nachbar wegnahm, sah die Werkstatt vor mir, wo ich das Wagnerhandwerk erlernen sollte, und die Kirche, wo sie allsonntags lutherisch predigten. Sah alles innerlich vor mir."

Er schwieg und trank. Draußen erscholl ein ablösender Postenruf.

„War gar gerührt, daß mir eine Träne ins Auge trat, und gab Befehl, den Marsch abzubrechen, rechts und links der Straße Rast zu machen, schaute wieder hinauf. Alsdann ward der Bote abgefertigt, sollte Befehl hinaufbringen, den Platz ohne Säumnis zu übergeben, ritt ab. Ich ließ den Gaul eine Anhöhe hinaufhufen, steil genug, wollte aber

besser sehen, wie nun die Morgensonne über das Nest hinleuchtete. Mußte denken, wie die Zeit da droben gewesen war, eh' ich Handgeld nahm und dem Spießerleben abschwor. Bitterschlecht war's gewesen. Viel Prügel, erst vom Vater und Großvater, dann vom Meister! Wußte jetzt wieder, woran ich mein Seel dreißig Jahre nicht gedacht, daß das traurige geplagte Zeit gewesen da droben. Hatte mich zuletzt mit einer Dirne eingelassen, die mich belog und betrog, daß ich vor Wut und Schmerz am liebsten mir die glühende Eisenstange, draus ich Radreifen schlug, eingebohrt hätte ins Herz, die Liebe gleich mit dem Leben auszubrennen. Tat's aber nit, sondern warf eins ihrer Herrlein nach dem Kirchweihtanz nieder, sollte gehangen werden, floh, ward Soldat. War alles ohne Freude und bitter, was ich droben erlebt. Und jetzt war's doch so lieblich, durch die Morgenfrühe dahinzuschauen, dachte: hoff's, daß sie gütlich auftun, daß ich das alte Nest nit berennen muß, will auch sorgen, daß keiner plündert, keiner die Bürger schindet, um der Erinnerung willen. Und mußte wieder denken: um welcher Erinnerung willen? daß sie dich droben schlugen und stießen? daß dich eine von denen Dirnen betrog und dir falsch war und daß du mit genauer Not da hinauskamst, um nit gehangen zu werden?"

Wieder schwieg und trank er, als wolle er den anderen Gelegenheit geben, ein Wort einzuwerfen. Die aber blieben still. Nur klappte einer mit dem Deckel des Zinnkruges, als er sich neu eingeschenkt. Und schließlich fragte ein anderer, als der Scheerenberg immer noch nicht fortfuhr: „Hast's Nest letzlich berannt oder steht's noch zur Erinnerung?"

„'s steht noch," sagte der Scheerenberg, „aber das will

mir nit in den Kopf, warum's mich rührte, da hinaufzuschauen, da zurückzudenken, wo doch nie Gutes für mich gewesen war. Und 's war so, als ob da in der Sonne das Paradies vor mir läg' und ich wieder und wieder wünscht': nur hineinreiten, nur wieder durch die alten Gassen gehn, in die Kirche treten und zum Friedhof hinaus, wo der Alte und der Großalte liegen mußten, und zum Fenster der treulosen Dirne, die hutzlig sein mochte jetzt. Und doch! Was will denn das Inwendige im Menschen" — hier ward er recht leidenschaftlich und schlug auf die Lehne des Stuhls — „daß es mit der Erinnerung so lügt und schön macht, was nie schön gewesen? daß es Sehnsucht und Lust erweckt: könnt' ich wieder das geschundene Kind dort oben sein statt hier Feldhauptmann? könnt' ich wieder nach dem Fenster der untreuen Marthe lugen, ob sie Zeit fänd', durch die Blumenstöckl mit ihrem schwarzen Aug' einen Blick nach mir Wartendem zu werfen? Wisset ihr's?"

Ein paar von den Grauen schüttelten die Köpfe.

„Habt ihr's ähnlich erlebt?"

Da sagte einer: Kindheit und Jugend sei immer schön, schon an sich, eben weil's Jugend sei. Und die paar Prügel und eine schlechte Dirne, was wäre das groß gegen die Kraft, mit der man das Leben packe, und gegen die helle Sonne und den Frühling! Es sei halt Jugend, und der weine das Alter immer nach.

Mochte recht haben.

„Also 's Nest steht noch zur Erinnerung?"

Und ein Dritter, auch schon angegraut, aber der jüngste der Kriegsmänner, der aufgestanden war und, weil es ihm vorkam, es sei irgendwo Unruhe in den Straßen, das

Fenster in die Mondhelle der nächtlichen Stadt geöffnet und, als alles still blieb, wieder zugeschlagen hatte, der lachte da hinein und wollt' es nicht wahrhaben, daß die Kindheit und Jugend das schönste sei. Seine Jugend sei sehr schön gewesen, eitel Liebe und Sonne. Aber nicht um die Welt möchte er sich je dahin zurückwünschen, nicht um die Welt! Erst mit den Frauen und dem freien Soldatenwesen fange das Leben an und das dauere lange und schön, bis der Obrist Knochenmann Befehl erhalte, es aus der vollen Flamme abzulöschen und auszutun. Er hoffe, noch in seinem letzten Stündlein wolle er nicht sentimentalisch werden und dem Vergangenen eine Zähre darbringen.

Dem fuhr der Scheerenberg fast grob entgegen, er sei auch nicht sentimentalisch und wo sich Rührsames rege in ihm, da sähe er's nicht an, als wie von oben herab. Aber deshalb ließe er's doch nicht gehen, dem nachzudenken, warum Bitteres in der Erinnerung schön und recht rührend werden könne und wie das sei. Darum erzähle er's und nicht, als ob er wieder Kind sein wolle in dem alten Nest. Er sei zufrieden, auch weiter dem Herzog Friedland zu dienen und mit kaiserlichem Heer oder gegen kaiserliches Heer Schlachten zu schlagen und nicht Wagnerbursche zu sein, eine ungetreue Liebste zu haben in einer Winkelstadt mit schmutzigen Gassen und dunklen Häusern, einem lutherischen Prädikanten und einem Haufen närrischer großtuerischer Pfeffersäcke darin. Doch wohl möge man es ihm nit verübeln, über das Inwendige im Menschen nachzudenken, was das für seltsam Spiel treibe, insonderheit als dies Inwendige, wie die Pfaffen sagen, allein übrigbleibe, wenn der gebrechliche Leib — in dem er für sein Teil schon

manch Gebresten und Reißen spüre, ungeachtet des Ziehens in alten Narben — zu der Erde zurückfalle und die Seele ausfahre. Und er für sein Teil woll' es durchaus nicht abreden und schäme sich dieserhalb nicht, wenn ihm in seinem letzten Stündlein doch wieder das alte Nest da droben und die winklige Straße und das Fenster mit den Blumenstöckeln vors Aug' kommen würde, wenn sich selbiges nach außen schlösse und das letzte nur noch innerlich sehe.

„Ja, 's Nest steht noch!" rief er aus, „bin auch eingeritten, bin auch durch die Straßen gegangen, hab' auch ein paar Fenster gefunden, dran Blumenstöck' standen. Und das ist's gerade, weshalb ich's erzähl'. Denn da hat mir das Inwendige von neuem falsch aufgespielt."

„Wie denn?" rief einer der anderen.

„Der Reih' nach! Also: nein, kam mein Reiter zurück, und sie öffneten nicht. Wie mich da sonst der Grimm gefaßt hätte! Und lange hat's nie gewährt, daß auf solche Antwort die Kartaunen schrien und spien und dann waren's nit viel Stunden, daß die Tore verschlossen blieben, auch wenn gerade keine Stückkugel Holz und Eisenbänder zerschlug — außer bei Stralsund, wo der Herzog selbst Mauern und Stadt und Hafen mußt' stehen lassen. Also! Kein Grimm! Nur den Reiter nochmal abgeschickt, der sich höchlich verwundert: der Scheerenberg sei da, der aus der Schrammengasse geboren sei nah' am Weißenturm droben, und sie sollten vernünftig auftun! Einer, der's besser meine mit Neuenstein, käm' nit mehr. Und leid würd' es ihm sein, wenn er die Mauern umlegen müsse, und alsdann könne er brennen und plündern nit hindern, was er jetzt freilich noch könne und wolle und verspreche. Gut also! Da war der Reiter kaum wieder am Tor — ich sah

von unten zu, wie er aus einem Buschwerk heraus an die aufgezogene Brücke kam und ein paar Helmköpfe aus den Luken über dem Tor hell hervortauchten und wie er mit den Armen schwenkt und sie erwiderten und gleich verschwanden. Und dann stieg lustig ein weißes Fähnlein am Turm hoch, und die Zugbrücke ging nieder, und meine Knechte zogen den geschlängelten Weg aufwärts zur Stadt. Ließ meinen Fähnrich, dem ich alles gut anbefohlen — war ein verläßlicher treuer ehrlicher Kerl, der Zucht hielt, hatte es so im Auge, wenn er befahl, liegt bei Lützen gut gebettet bis zum jüngsten Tage — ließ ihn voran und hielt seitwärts am Weg, wie Fähnlein um Fähnlein aus dem Tal heraus über die Hügel zum Tor hinaufzog, wollte nit eilen, wollte der Letzte sein und allein. Und auch länger sollt' es währen, bis ich wieder da droben war, wo ich herkam. Gerad als wär' diese Wiederkehr ins Nest mein letztes, so befiel's mich, und weiter ging's nit. Es war mir richtig, als würd' ich oben abfahren dahin, wohin Gott meine Seel' bestellt. 's ist dumm und solch ein Spiegelstreich, wie ihn das Inwendige uns eben spielt. Ritt hinter dem letzten Troß, langsam, und sah immer vor mir hinauf, wie die Mauer und das Tor größer und größer ward, wie erst die Dächer dahinter absanken, dann die Türme verschwanden und nur noch die Steinwand mit dem Wehrgang und dem dunklen Torloch groß über mir aufstand.

Da fing's an, ward alles unbekannt, mehr und mehr, ganz fremd. Auch drin. Nicht im Tor, nicht auf den Straßen mehr, nicht an der Kirche Erinnerung an damals. Alles ganz anders. Ich wußte wohl, es war's, war auch nit geändert worden hundert Jahr', eh' ich dort einging. Aber, wie ich's in mir getragen und gesehn durch vierzig Jahr'

und erst eben noch da unten auf der Birkenhöh', wo's jetzt still war – nein. Alles anders, kleiner, schlechter, fremd. Vaters Haus? Das mocht's sein oder das. Der Dirne Fenster? Hätt' nit mögen zählen, bei welchen Fenstern all ich gedacht, das wär's, das könnt' es sein. Und alles sentimentalische Gefühl weg und davon! Ich sag's euch, fast reute mich's, daß ich Schonung versprochen und nun mußt' glimpflich sein und dem Schultheißen noch einmal zusagen, daß keine Brandschatzung sein sollte und niemandem Schaden widerführe an Leib und Leben, und trinken mußte mit den Ratsherren im Rathaus, das just wie verhext war in ein armselig Fachwerk aus einem großen Steinpalast. Hätte am liebsten das Nest weggebrannt vom Erdboden, so falsch war's, so trog mich's, just wie die Dirne."

„Die hast auch nit wiedergefunden? oder nit mehr schön? garstig, alt, recht eine Vettel?"

„Lag auf dem Friedhof. Hab' an ihrem Grab keine Träne geweint, aber wohl gedacht, wie elend rasch fliegt das Leben. Lag schon zwanzig Jahr drunten, am dritten Kind gestorben. War eines Metzgers Frau geworden; der mocht' viele Schwäger haben, jetzt freilich nit mehr, lag jetzt ganz allein bei ihr. Was schierte es mich? Andere Gräber fand ich nit, waren alle verfallen. Meins liegt nit dabei. Das war's, daß ich am Abend, eh' ich schlafen ging, auf dem Friedhof laut gelacht und den Totengräber, der noch herumkroch zwischen den Steinen mit Blumenwässern, zu Tode erschreckte, weil er mich für ein Gespenst halten wollte. Stand in einer Ecke, vom Flieder verborgen, und sah über die Felder weg, ob Berge seien, an die mich's gedenken wollte, aber im Dunst nit da waren. Ja, mußte auflachen, wie ich mein

letztes Stündlein mit dem Nest wollte zusammenbringen, und habe rechten Mut gefaßt zu leben und Kriegsdienst zu tun noch Jahre."

„Da hast recht gehabt!" und „Man muß ganz weg vom Vergangenen!" und „Nur heut ist's Leben!" sprachen die anderen.

„Glaubt ihr aber, nun war's fertig mit dem Nest, so ist's wieder falsch. Wieder hat's Inwendige die Sachen gedreht. Ritt am nächsten Morgen ohne Abschied fort, ließ etliches Gold mitnehmen, was leichtlich aus dem Ratssäckel in den Stabswagen hinüberspazierte, und dacht's abgetan. Aber nein! Schon drei Wegstunden weiter abwärts der Donau zu und noch oft, just wie heut, taucht's so aus dem Morgengrauen herauf, wie ich's da liegen sah auf der Höh', und ist innen wieder ganz so, wie ich's vordem immer im Inwendigen sah. Muß oft dran denken, just wie heut, und sehe in mir innerlich wieder das Tor vom alten wackeligen Haus, das ich nit hab' finden mögen, und die Blumenstöckl und alles. Innerlich."

Nach diesen Worten hatte er den Becher genommen, war aufgestanden und starrte, ohne zu trinken, in die verglimmende Röte des Kamins. Stimmen waren draußen am Tor, die er nicht hörte. Die anderen hatten die grauen Köpfe nach dem Fenster gewandt, das der jüngste Feldobrist, der, der nie mehr in seine Kindheit zurück wollte, wieder geöffnet hatte.

„Wichtige Meldung! Öffnet, Obrist!" rief es von unten herauf. Wer beachtet das sonderlich im Kriegsquartier, wenn's einen anderen angeht?

Da drang Soldateska herein. Schläge fielen, Rufe: „Verräter!"

Jetzt wandte sich der Scheerenberg, sah blanke Eisen, riß seins heraus, begriff nicht, aber schlug einen nieder, der auf ihn hinhieb, rief: „Teufel, was ist —?" und hatte einen Stoß auf der Brust, daß er umsank, die Hand am Stuhlrücken, der halb auf ihn fiel. Handgemenge wirrte neben, über ihm — wurde leiser, losch —

Wo war er? Spielte ihm wieder das Inwendige einen Streich?

Er ritt langsam eine geschlängelte Straße hügelan und sah immer vor sich hinauf, wie eine Stadtmauer und ein Tor größer und größer wurden, wie erst Dächer dahinter absanken, dann Türme verschwanden und nur noch die Steinwand mit dem Wehrgang und dem dunklen Torloch groß über ihm aufstand.

Steinwand und Tor verwandelten sich ganz und wurden zu mächtigem steilem Himmelsgewölk. Aber sie blieben ihm doch bekannt und wurden nicht fremd; selbst nicht, als das Tordunkel, das ihm wie ein sich auftuendes Auge vorkam, schwarz über ihm einfiel und er das wohlige Gefühl hatte, daß es kühl bis ganz in sein Inwendiges eindrang. — —

Vincenzo Trappola

Vor jetzt fast genaü hundert Jahren, im Herbst 1820, hat sich in Rom der folgende merkwürdige Vorfall zugetragen, der so seltsam durch die Jahrhunderte zu greifen scheint, als zucke ein Blitz vor und zurück und als verbrenne ein für uns unsichtbares und stummes Gewitter die Zeit. Freilich geschah das, was ich hier erzählen will, nicht in der breiten Öffentlichkeit, sondern nur unberühmte, heute vergessene Menschen erlebten es: ein paar deutsche Maler, ein Bildhauer, ein Dichter und die zu ihnen gehörenden Frauen; Leute, die zu dem damals im Café Greco verkehrenden Kreise in Beziehung standen.

Diese kleine deutsche Gesellschaft hatte fast jede Woche eine zwanglose Zusammenkunft, bei der man erzählte, vorlas oder Stiche und Skizzen betrachtete – einmal in einem frei gelegenen Albergo der Nachbarschaft ihrer einander naheliegenden Wohnungen, ein anderes Mal in den Werkstätten der Maler oder, an besonders schönen Abenden, auf dem Dach der Casa, die der Dichter bewohnte. Der war ein Schwabe, hieß Ludwig Gmelin, ein Kopf voll von tollen Einfällen, der sehr lebendig und mit grotesker Mimik zu erzählen verstand. Lucia, seine Geliebte, eine Halbitalienerin-Halbtirolerin, pflegte die Wirtin bei den Zusammenkünften zu machen. Sie sprach nicht viel, war aber stets still tätig; und unter ihrer Hand blühte ein Mittags-, ein Abendbrottisch, die geschmückte Tafel für ein unschuldiges Bacchanale auf wie eine Blume vom Strahl der

Sonne. Sie hatte an diesem schönen, klaren Herbsttage auf dem Dache der Casa, auf dem die Gesellschaft nach Sonnenuntergang versammelt war, um Neues zu hören, einen kleinen Tisch mit Wein und Früchten hergerichtet. In den Wipfeln von ein paar Ulmen und Eichen, die nördlich des Hauses standen und über den Dachrand ragten, spielte der lautlos und unsichtbar herangekommene Abendwind — nur im Blätterrascheln der Bäume einen Augenblick zum Dasein erwachend und wieder als ein verwehender Hauch in ihnen verlöschend. Südlich breitete sich das ferne, dunkle Albanergebirge. Ein paar nicht allzu nahe Landhäuser, ein antiker Brunnen, ein Haufen von römischen Ruinensteinen, in denen tags Ziegen herumkletterten, das Grausilber einiger Ölbäume vollendeten die Umgebung, die nun schon tiefer in Dämmerung verfiel und besonders, seit ein Windlicht auf dem Dach der Casa erschien, überblendet rasch ins Dunkel zurücktrat. Gmelin saß mit dem Rücken gegen die Landschaft und sah über dem Strahlenstern des Windlichtes in die Baumwipfel. Lucia hatte sich einen Stuhl halb hinter ihn bis an das Dachgeländer gerückt, stand aber oft auf, ging hin und her, verschwand auch manchmal im Dacheinstieg, um Wein, Brot, Früchte heraufzuholen.

Gmelin gegenüber saß der Bildhauer Zwerger, ein Schüler Danneckers und Canovas, ein Mann von etwa dreißig Jahren, der wenig sprach; neben ihm seine Frau.

Rechts saßen die Maler Frisch und Uhden, die unverheiratet waren. Die hübsche Tochter eines anderen deutschen Bildhauers, Wagner, der viel krank war und daher selten kam, saß zwischen ihnen. Eine Malerin, Anna Fernow, die gleichzeitig eine Freundin der Frau Zwerger war, saß an der linken Seite des Tisches.

Ich sagte schon, daß in dieser kleinen Künstlergesellschaft gern vorgelesen und erzählt wurde. Außerdem beschäftigte sie sich in ihren Unterhaltungen mit idealistischer Kunsttheorie, mit Deutung und Erklärung der Antike, mit Raffael und Perugino, Overbeck und Canova. Sie geriet auch oft genug in metaphysische Spekulationen. Uhden war ein eifriger Kantianer und hatte die von ihm geliebte Charlotte Wagner für seinen strengen Meister zu gewinnen gewußt — rascher und tiefer, wie er sich manchmal traurig eingestand, als für sich selber; und vielleicht hatte er mit der Weckung des kategorischen Imperativs in ihr sogar ein Hindernis gegen seine Werbung getürmt. Kantische Thesen zu erörtern, gehörte also auch mit zu den Gewohnheiten des Kreises; ein mystischer Zug in Gmelin, der stärksten Persönlichkeit unter den jungen Leuten, bewirkte es offenbar, daß sowohl die okkulten Angelegenheiten der „Träume eines Geistersehers" wie besonders auch die zu Gefühlsspekulation verführenden Raum-, Zeit-, Ursächlichkeitsprobleme Kants oft im Gespräch auftauchten.

Heute, an diesem Abend, an dem der unsichtbare Wind aufgesprungen war und leicht die Blätter der Ulmenwipfel geschüttelt hatte, an dem dann eine tiefe, unbewegte Stille das Windlicht umgab, das die kleine Gesellschaft in seinem Strahlenkreis hielt, war es ein kürzlich angekündigtes städtisches Ereignis, das die Gemüter erregte. Das Grabmal des Vincenzo Trappola, eines Abenteurers, Magiers, Alchimisten aus dem späten siebzehnten oder frühen achtzehnten Jahrhundert, der vielorts mit allerhand Wunderbarem von sich reden gemacht, einmal das goldene Stirnband des Kaisers Diokletian sollte aus der Luft gegriffen haben und später hier in Rom starb — dessen Grabmal,

ein schöner Barockstein mit dem Himmelskreis, den Planetenzeichen und einer Sonnenuhr, der in einer Mauernische, nahe bei Zwergers Wohnung, unter Baumwipfeln einen malerischen Winkel schuf, sollte wegen eines Straßendurchbruchs niedergelegt und anderswo aufgestellt werden. Darüber schalten unsere Freunde nun. Künstler nehmen alles in Besitz, was „immer so" war, und wollen gar an etwas, das schön ist, keine Veränderung dulden. Sie waren jetzt erregt und erbost, daß man die Grabesruhe des alten Herrn stören und ihnen selber einen stillen Platz, den sie liebten, den Frisch sogar gemalt hatte, zerstören würde. Erst allmählich fand sich Gmelin, den der Wortstreit zu langweilen anfing, zum Zwecke des Abends zurück und begann in die Reden und Gegenreden hinein:

„Laßt den alten Trappola! Kennt ihr die Geschichte des Mönchs von Heisterbach?"

Als sie schwiegen, aufhorchten, verneinten, erzählte er:

„Einer der Mönche des Klosters Heisterbach — es liegt im Rheinland — war ein eifriger Grübler und Forscher im Wort Gottes. Über dem verspätete er sich des öfteren bei den Mahlzeiten, daß ihm der Abt schon einmal, wenn auch halb im Scherz, angedroht hatte, er würde das nächste Mal, wenn er wieder zu spät käme, hungern müssen; und daß ihn seine Mitbrüder, wiewohl nicht unfreundlich, längst den ‚Grübler' nannten. Er war noch jung, wo man sich am Frühling und dem Schönen der Welt, selbst als Mönch, noch freut und Genuß hat, und doch schon ganz der Welt entrückt. Sein Auge hatte einen fremden, fernen Blick, daß es dem oberflächlichen Beschauer wie ein überlesenes, übermüdetes Auge vorkommen mochte; für den, der genauer zusah und, wie der Abt, Erfahrung in Seelen hatte, aber

erschien der Blick des jungen Mönchs als in geistige, uns anderen unsichtbare Tiefen gewandt, wie nach innen gerichtet, wie ins Wesenlose oder allein Wesentliche entrückt, wo Worte zu Wirklichkeiten werden und Wirklichkeiten zu Worten.

Bei seinem unablässigen Forschen in der Heiligen Schrift, das ihn gleichzeitig mit einer unendlichen inneren Ruhe und dem Wunsche erfüllte, sein ganzes künftiges Leben möchte, ohne je anders zu werden, in beglückendem Lesen und Aneignen weiterfließen, das ihm daneben eine ruhelose Kraft des Eindringens gab, die manchmal nachließ, sich verwirrte, dann mit neuer, verdoppelter Wucht und Leidenschaft wiederkehrte und ihn zwischen den Worten und Buchstaben hindurch in das Geheimnisvolle führte; daß ihm dann längst das Buch entsunken und vergessen war, als würde er es nie mehr aufschlagen; daß sein Auge nur noch das Spitzlein eines Zweiges vor sich oder einen Grashalm, einen Stein auf dem Wege sah, indessen seine Seele durch die göttliche Unendlichkeit flog — bei seinem Forschen war er an einem schönen klaren Nachmittage an das Wort gekommen: Vor Gott ist ein Tag wie tausend Jahre, und tausend Jahre sind vor ihm wie ein Tag.

Manches Wort der Schrift hatte sich ihm schon geöffnet, war ihm zu klarem, einfachem Sinn und Verstand gekommen, hatte ihn wie von gehörter Stimme mit Nähe göttlichen Atems erfüllt. Aber über dem Wort von den tausend Jahren versagte sein Nachdenken, daß er sich mehr als sonst ins Grübeln verlor und, als er ermüdete, doch nicht nachlassen konnte, immer wieder an der dunklen Pforte in seinem Geist, die sich nicht auftun wollte, zu pochen.

Er war erst im Kreuzgang des Klosters auf und nieder

gewandelt, das Buch mit dem Finger zwischen den Seiten in der wie leblos herabhängenden rechten Hand; dann, als der Schatten in dem kleinen Klostergarten inmitten des Kreuzgangvierecks größer wurde, war er unter die Gräber der verstorbenen Brüder getreten, die da in Reihen lagen; und schließlich noch aus dem Kloster hinausgegangen in den nahen Wald am Rhein.

Er sann und sann — aber er konnte nicht finden, was das Wort meine; und es klang ihm doch so wahr, so überzeugend durch den Sinn, wenn er es, mehr als einmal, wieder aufschlug und stehenbleibend las. Dann lehnte er sich auch wohl an einen Baumstamm, schloß die Augen, suchte es sich immer tiefer einzuprägen, es immer deutlicher aus sich selbst herauf zu hören, ob es nicht plötzlich einen Sinn bekommen würde wie manches andere Bibelwort, das er längst so verständlich hörte, als wäre es das Wort eines der Brüder, ein Befehl des Abtes oder was sonst. Aber das Wort wollte sich nicht enthüllen, es wollte nicht als Hülle weggleiten von einer göttlichen Wahrheit — die dahinter lag, das fühlte er.

So stand er wieder mit zurückgelegtem Kopf und geschlossenen Augen an eine Birke gelehnt, die unter dem lichten Abendhimmel schon zu dunkeln begann, als er plötzlich in seine Gedanken hinein, in sein unablässiges Wiederholen des Wortes hinein, das Vesperglöcklein des Klosters hörte, das zur Heimkehr rief. Er fuhr auf. Das Glöcklein klang so fern, so weltweit fern zu ihm herüber, daß er recht erschrak, wie er sich verloren hatte, und einen raschen Schritt anschlug, um nicht auch zum Gebet zu spät zu kommen, wie es ihm entschuldbarer manchmal bei den Mahlzeiten begegnet war. Er war noch so versonnen und so aufge-

schreckt, daß er den Waldweg nicht erkannte, nicht wußte, ob er sich rechts oder links halten müsse, und sich nur nach dem Aushallen und Verklingen der Glocke, das noch oben über die Wipfel zitterte, gar eine Strecke weit durch den Baumbestand schlug.

Er klopft am Tor. Ein Laienbruder öffnet ihm, den er nicht kennt, der ihn aber, höflich zur Seite tretend und sich vor dem Priester verneigend, einläßt. Über der Eile, zur Kirche zu kommen, wird der Grübler seines eigenen Erstaunens über das fremde Gesicht nicht gewahr. Er tritt als der Letzte gesenkten Blickes in die Kirche, während sich in ihm wieder der heilige Spruch, jetzt mit einem so innerlichen, neuen, so tief heraufhallenden Klange spricht, daß ein Freudezucken durch den Körper des Mönchs geht; er fühlt, die Worte haben sich voll seines Blutes gesogen, sie leuchten schon, gleich wird er sie verstehen. Aber er darf sie nicht mehr loslassen, will sie während des Gebetes weitersprechen. Er glüht. Ohne zu sehen, tastend fast, ist er an seinen Chorstuhl gekommen. Er will hineintreten – da steht schon ein Mönch darin – wieder, wie der Laienbruder am Tor, ein ganz fremdes Gesicht. Er erschrickt, sieht sich um, ob er den Platz verfehlt; er wird jetzt seines Schreckes, selber ihn verdoppelnd, gewahr, als ihn von allen Seiten fremde, unbekannte Gesichter anstarren, deren er nicht eines kennt. Versunken ist in ihm das Gotteswort, das er mit dem ganzen Willen eben noch in seinem anwachsenden Licht- und Sinnwerden festhalten wollte."

Gmelin begleitete seine Erzählung mit lebhaftem Mienenspiel. Hier unterbrach er sich einen Augenblick, um das immer fassungslosere Umherschauen des Grüblers, sein Insichzusammen- und Zurückweichen vor den fremden

Blicken wiederzugeben, bis der Grübler durch die Frage des, ebenfalls fremden, hinzugetretenen Abtes: „Wer seid Ihr?" aus seinem erschreckten, erstarrten Staunen aufgeweckt wird. So fuhr auch Gmelin auf und sprach fast tonlos den Namen „Bonaventura".

„Aus welchem Kloster?"

Gmelin erzählt nicht mehr, er stellt in Rede und Gegenrede dar. Ohne die Namen der Sprechenden zu nennen, wirft er die Worte hin.

„Hier, hier! Dies ist mein Kloster. Wo sind meine Brüder?"

„Ihr seid irre. Wir kennen Euch nicht. Wir sind dieses Klosters Brüder."

Sie tragen den alten Pater Anselm herbei und sagen ihm den Namen Bonaventura laut ins halbtaube Ohr. Der uralte, eisgraue Anselm, der mit der Hand sich das Lid des rechten Auges hebt, um den Grübler anzusehen, schüttelt das Haupt und fragt langsam, wie aus einem Abgrund von Zeit in sich herauf sprechend, als spräche alles Alte aus ihm, das ist alles Wissen um die Wurzeln der Dinge: „Wann seid Ihr fortgegangen von hier?" Und als Bonaventura, der schwankt, um den alles wirbelt, der sich schon stützt auf den jungen Bruder neben sich, durch dessen Haar ein grauer Schein läuft, dessen Gesicht altert, fast schon über den Anselm hinweggealtert ist und von einem brechenden Auge leuchtet — als Bonaventura scheu und zitternd, als spräche er eine Lüge, sagt: „Heute! Heute nachmittag!" da schüttelt Anselm den Kopf und ruft es unter die Mönche: „Ihr wißt, daß seit dreihundert Jahren kein Mönch mehr den Namen Bonaventura bekam, weil der letzte, der diesen Namen trug, ein Zweifler war und das Kloster verließ —" Aber nun sehen es alle und meinen, der Teufel treibe sein

Spiel mit Heiligem; nun sehen sie es, daß der junge, fremde Priester, der eben kam, ein Greis ist, schneeweiß, zitternd — stützen ihn, aber fragen ihn wieder und drohender. Er nennt Jahr und Abt und Namen der Brüder, die mit ihm waren. Auf den steinernen Totentafeln der Chorwand, auf die Anselmus zeigt, lesen sie Namen für Namen, wie er sie nennt, und wollen noch zweifeln. Aber da sehen sie ihn zu Boden sinken, hören seine verhauchende Stimme, die befreit jubelt, so tonlos sie klingt — wie die Stimme eines längst toten Dichters noch hörbar jubeln kann in den schwarzen Zeichen auf dem Pergament —, die jubelt: „Ja Herr! Tausend Jahre sind vor dir wie ein Tag. Ich aber war ein Pulsschlag Zeit in deiner Ewigkeit!"
Er schwindet; nicht, wie Sterbende sonst, stillstehend in sich; nein: wie im Fluge, im Hauch eines Windes, der die Kirche durchfährt, verweht, verwest, zerstäubt er, daß bald ein Gerippe in der Kutte liegt und eine Knochenhand das Buch hält, den langen Beinfinger auf dem Spruch. Sie lesen, sie begreifen, daß er dreihundert Jahre sann und das Fließen der Zeit nicht fühlte und nicht starb — aus der Kraft dieses Wortes, das er nicht deuten konnte, weil es ihn ganz erfaßt hatte wie Segen oder Fluch des Herrn. Sie heben ihn erschauernd, ihn zu bestatten. Da zerfiel auch die Kutte um die Knochen zu Staub. Doch das Buch blieb unversehrt und barg seine Rätsel wieder in Verschlossenheit für neue Grübler."

Als Gmelin geendet hatte, herrschte eine Zeitlang Schweigen. Alle überdachten, in ihren Stühlen zurückgelehnt, das eben Gehörte, dabei zu den ruhigen, unbewegten Sternen aufsehend. Anna Fernow aber sagte nach einer Weile: „Ob

die Zeit etwas Wirkliches sei, das hat die Dichter und Geschichtenerzähler wohl oft beschäftigt. Ich erinnere mich einer Erzählung aus dem Leben Mohammeds, die offenbar ebenso wie diese Mönchsgeschichte die Unwirklichkeit der Zeit dartun soll. Es ist nur eine kurze Sage. Mohammed", so berichtet sie, „saß einst vor seinem Zelt neben einem Wasserkruge, nachsinnend wie jener Mönch über die irdische Zeit und die göttliche Ewigkeit, als Allah seine Seele zu sich entrückte. Mohammed ward noch inne, wie sein Leib umsank und gegen den Wasserkrug stieß, der schwankte und fiel, als dem Propheten die irdischen Sinne schwanden und er sich in wehendem Fluge über seinen Körper in die Lüfte emporgehoben fühlte. Er kam allmählich zu sich und sah, wie Engel seinen leuchtenden, entkörperten Leib immer höher hinauftrugen, wie die Himmel sich öffneten und Allah, unbeschreiblichen Glanzes, ihn empfing. Und der Herr Himmels und der Erden nahm seinen Diener bei der Hand und führte ihn über Gewölk ins Strahlende, zeigte ihm über dem Abgrund des Leides und dem Berge der Läuterung die Stufen der Seligkeit, führte ihn von Himmel zu Himmel, über immer neue, reinere Ebenen der Anbetung bis zum siebenten Himmel, in dem des Lichtes und Glanzes kein Ende war und Allahs höchster Thron stand. Auf den setzte sich der Herr und nahm nun, während sein Knecht sich auf der untersten Stufe ihm zu Füßen niederwarf, seine letzte, leuchtendste Gestalt an, die nur die ganz Seligen erblicken dürfen, und war so, wie ihn Mohammed in seinen Träumen sah. Und Allah wies dem Propheten alles in diesem siebenten Himmel, daß er es den Menschen verkündige. Es dünkte Mohammed aber, daß er viele Stunden lang den Worten des Herrn gelauscht, als der die Engel

wieder heranwinkte, daß sie seinen Diener aufhöben und zurücktrügen zur Erde. Wieder schwebte er durch die niederen Himmel. Das Blau des Weltgewölbes fing an, über ihm tiefer und tiefer sich zu sättigen. Er fühlte die Luft seinen stofflosen Leib umspülen, durchfluten. Er tauchte in Wolken ein, aus denen unten hervorsinkend er winzig klein sein Zelt hell liegen sah. Und wieder schwanden ihm vergehend die Sinne, und er meinte, ehe er in seinem irdischen Leib zu sich kam und sich aufrichtete, noch Stunden bewußtlos gelegen zu haben. Er rieb sich die Augen, sah den Krug — und sah erschreckt, daß das Wasser noch nicht ganz ausgeflossen war und noch rann aus dem Gefäß, das er umgestoßen, als der Herr ihn entrückte. Nicht länger hatte sein Weg durch die sieben Himmel gedauert, als das Wasser Zeit braucht, aus einem umgestoßenen Kruge auszufließen. Auch Mohammed erfaßte den Sinn, daß für Gott tausend Jahre wie ein Tag sind, daß es für ihn keine Zeit gibt."

Uhden, der Kantianer, hatte lange geschwiegen; aber als jetzt die anderen darüber redeten, daß in diesen beiden sagenhaften Geschichten allerdings die Zeit aufgehoben sei, da schüttelte er den Kopf und rief: „Nein! Keine der beiden Geschichten hebt die Zeit auf. Sie behaupten nur, daß unser Zeitgefühl schwankend und ganz unsicher sei. In der Sage von dem Heisterbacher Mönch kommen dem Grübler dreihundert Jahre wie die Stunden eines einzigen Nachmittags vor, also viel kürzer; in der Legende von Mohammed füllt das Erlebnis anscheinend vieler Stunden kaum einen Augenblick. Aber Zeit vergeht in beiden Geschichten; nur zeigt sie sich als ein unmeßbares, zufällig vom Erleben unendlich gedehntes oder zusammengedrücktes Etwas; wohl als ein

von unserem Gefühl Verändertes, in ihm sich Wandelndes, aber immerhin als etwas nicht Ausschaltbares. Gebt ihr mir nicht recht?"

Anna Fernow und Gmelin nickten, indessen die anderen noch nachsannen und dann auch zustimmten.

„Erzählt noch mehr!" bat Charlotte.

Gmelin fragte: „Wer weiß etwas?"

Frau Zwerger mahnte: „Wir sind nun so im Zuhören, daß wir nicht abbrechen wollen."

„Halt!" rief Gmelin jetzt, stand auf, ging über die ganze Breite des Daches auf und nieder und lehnte sich unter den Baumwipfeln ans Geländer; „mir dämmert da auch eine alte Sage, die so merkwürdig mit dem zusammenhängt, was man dem alten Trappola angedichtet hat, daß ich die ganze Zeit über, als ihr von der Verlegung seines Denkmals spracht, ein unbewußtes Nachdenken, ich möchte sagen das innere Heraufdrücken irgendeiner Erinnerung nicht los wurde. Der alte Taschenspieler muß die Sage gekannt haben, wenn er behauptet hat, die Krone des Diokletian aus einer viele Jahrhunderte zurückliegenden Zeit wie aus einem Meeresabgrund heraufgeholt zu haben, und sie, wie eben Taschenspieler tun, aus der Luft griff. Ich muß mir das Ganze erst wieder zurechtmachen, will aber versuchen, zu erzählen. Ihr wißt, daß Diokletian, unter dem hier in Rom die Christenverfolgungen einsetzten — so daß die griechische Kirche mit ihm die diokletianische oder Märtyrerära beginnen läßt —, im einundzwanzigsten Jahr seiner starken, kraftvollen Regierung der Kaiserwürde entsagte, um in dem dalmatinischen Salona seinen Lebensabend still-beschaulich als Gärtner zu verbringen. Vielleicht hat er sich der Krone nur deshalb entäußert, weil ihm nach

vielen glücklichen Kriegen und nach der Zusammenziehung aller Macht des Erdkreises auf sein Haupt plötzlich die Nichtigkeit, Vergänglichkeit, ja Niedrigkeit aller Macht mit Scham aufging; weil er fühlte, daß alles Äußerliche dieses hinschwindenden, alternden Daseins Rauch und Schatten sei, und daß es für ihn zu spät werden möchte, noch ein paar Altersjahre das Gewand des bunten, trügerischen Scheins von sich zu tun und mit Blumen und Kräutern in kleinem Garten noch einmal taten- und gedankenlos zu sein, ehe das Nichtsein ihn antreten würde. Vielleicht; jedenfalls kommt mir das zu dem Charakter und der Einsicht dieses großen Kaisers nicht unpassend vor. Er hatte ein reiches, gefahr- und glückerfülltes Leben gelebt, war als Sklave geboren, vor drohender Todesstrafe geflüchtet, Soldat geworden, hatte sein schon einmal verlorenes Leben mutig auf jedes Spiel gesetzt und hundertfach wiedergewonnen, war rasch zu den höchsten Stellen im Heere aufgestiegen und schließlich von Kameraden und Untergebenen — die alle längst den führenden Stern über seinem Haupte sahen, in den er selbst vielleicht nie den Blick emporgerichtet — zum Imperator und Cäsar ausgerufen worden. Als Feldherr wie als Kaiser war er siegreich und gütig. Beachtet das! Wenn ein Mann des grausamsten Berufes, ein Krieger und Herrscher, gütig ist, so kündigt sich darin schon sein einstiges Hinauswachsen über das Übel und die Gewalt an. Noch zwingt ihn sein Beruf, aber schon zerstört sein höheres Wesen diesen Beruf. Ich würde für die Entsagungstat des Diokletian keiner besonderen Erklärung bedürfen, wie sie gleichwohl von der Sage gegeben wird. Die ist mir, während ich euch den Charakter und das Schicksal Diokletians darstellte, wieder in die Erinnerung

zurückgekehrt. Die Sage, die mit einer ersichtlich späteren christlichen Übermalung auf uns gekommen ist, erzählt: Diokletian — der offenbar von der politischen Notwendigkeit der Christenverfolgungen, die nicht von ihm ausgingen, ja, die er schmerzlich und peinlich empfand, dennoch überzeugt war — habe, eben in jenem Jahre seiner Abdankung, einmal einem Verhör gefangener Christen angewohnt, weil ein Hauptmann des Heeres, der lange unter ihm selbst gedient, den er vom jungen Troßbuben selbst zum Offizier gemacht, den er geliebt und den er schon als seinen Nachfolger ausersehen gehabt habe, Maximin mit Namen, auch bei dem heimlichen Gottesdienst der Christen betroffen und mit zur Verurteilung vorgeführt worden sei. Diokletian, als Krone ein schmales, goldplattenumlegtes, unter dem mächtigen Hinterhaupt geschlungenes Band um das kurzgeschorene Haar, wie man ihn von den im Tiber gefundenen Münzen her kennt — Lucia! bringe mir die Münzen herauf! —, hatte mit peinlichem Erstaunen die Aussagen Maximins angehört. Er begriff die Veränderung in dem Manne nicht, den er als einen festen, energischen Befehlshaber und als lachenden, strahlenden, fröhlichen Genossen und Gesellschafter kannte, der die Frauen berückte — und der nun vor ihm stand, verwandelt: milde, weich und wie von innen leuchtend. Er glich nicht den anderen, die dem Kaiser als arme, verirrte Schwärmer erschienen, als Elende, Kranke, Geknechtete, mit denen er Mitleid hatte. Wie vor seiner Wandlung lag Hoheit über seiner Person, wenn auch jetzt eine ganz andere, innerliche. Die da hinter ihm standen, die bedauerte der Kaiser als mitleidswürdige Opfer der Verführung, die nicht zu retten waren; aber in Maximin fühlte er den gefährlichen Gegner, den zurückzuge-

winnen sich lohnte — trotzdem gerade Maximin während der ganzen Verhandlung gemäßigt und ruhig blieb. In Diokletian erwachte die alte Liebe für Maximin. Als das Verhör beendigt war und die Gefangenen abgeführt werden sollten, ließ der Kaiser den Hauptmann noch zu einer Unterredung in seinen Palast bringen.

Das ist nun der Auftritt, den, wie ich glaube, die Sage christlich entstellt und gefärbt erzählt. Als die beiden Männer allein waren und Diokletian, um seinen Liebling zurückzugewinnen, freundschaftlich warm zu ihm sprach und die alten Erinnerungen weckte, die sie beide verbanden, um so auf den unveränderten Grund von Maximins Herz zu stoßen, da habe der Hauptmann erst lange, zu Boden blickend, geschwiegen, als ob er mit Rührung und doch in nichts durch diese sanfte Regung seiner Brust beirrt, an unwiderruflich Vergangenes dächte. Dann aber sei der heilige Geist wie ein Feuersturm in ihn gefahren, habe mit Zungen aus ihm geredet, daß Diokletian habe die Überlegenheit des einstigen Untergebenen empfinden müssen, aber sich doch wider besseres Wissen dagegen versteift und ihm schließlich höhnisch zugerufen, er möge ein Zeichen tun, ein Wunder, dann solle ihm geglaubt werden! Da habe Maximin mit demütiger Gebärde die Hände gefaltet und sei niedergekniet, was den Kaiser an dem einst so stolzen Mann bitter verdroß. Diokletian sei aufgesprungen, um ihn zu schütteln und emporzureißen. Da habe er sich von rückwärts an der Schulter gehalten und gleichzeitig über seinem Kopf eine Hand gefühlt, welche die Kronbinde löste. Ein Augenblick nur sei es gewesen. Dann sei der Kaiser wie aus einem Ohnmachtstraum zu sich gekommen. Aber seine Krone blieb verschwunden. Geschlagen, aber nicht

bekehrt, im Innersten überzeugt, aber verstockt, habe er sich in seine Gemächer zurückgezogen und wenige Tage darauf abgedankt — wohl um weder gegen sein Gewissen verurteilen zu müssen, noch zugeben zu müssen, daß bei Maximin und den Christen die Wahrheit sei.

So erzählen die Christen. Ich glaube aber, bei dem Charakter und der Persönlichkeit Diokletians und bei dem reifen, überlegenen Lebensalter, in dem der Kaiser damals stand, nicht, daß diese Legende den geschichtlichen Sinn seiner Abdankung richtig deutet; mag man auch ruhig an dem schönen, sagenhaften Zug von der Hand, die die Krone von seinem Haupte nahm, festhalten.

Anders war es: ja, Diokletian hat den Maximin zu sich rufen lassen, um ihn zurückzugewinnen, hat die Fülle alter, schöner Erinnerungen in ihm geweckt, hat auch Maximins Herz gerührt, daß er zu Boden sah und das Unwiederbringliche wehmütig überdachte. Aber dann, wo die Legende den Heiligen Geist bemüht und die Zungen und den Feuersturm, da sind die mit Eifer und Fanatismus ergriffenen Lehrmeinungen seiner Sekte in Maximin hochgekommen, er hat sie dargelegt, verteidigt, sich für sie gern zu opfern bereit erklärt — und der Kaiser hat bald eingesehen, daß sein einstiger Liebling nicht mehr zu retten sei. Dann, als er allein war, ist Schmerz über ihn gekommen um Maximin und die große Trauer um die Sinnlosigkeit des Lebens, die den reifen, überlegenen Mann wohl befallen mag, wenn er die jüngeren an Phantomen und Träumen verbluten sieht. Er hat sich selbst entwurzelt gefühlt in diesem zum Schwärmer gewordenen Freunde. Die Zeit ist in seinem Geist zurückgekehrt, wo er selbst in dem unerhört raschen Aufstieg seines Lebens — mit welchen Hoffnungen!

— zur Krone griff. Enttäuschung, Gefühl von Wesenlosigkeit, Unwirklichkeit aller Dinge wächst in ihm und mischt sich seltsam mit dem Schmerz um den verlorenen Freund. Aber ein Mann wie dieser Kaiser kann im Wesenlosen, im auflösend umfassenden Schmerz nicht beharren, kann ihm auch, wenn er bei aller Enttäuschung noch so erdhaft gegenwärtig ist wie Diokletian, nicht erliegen. Dann drängt es solchen Mann nach faßbarer, nächster Wirklichkeit, nach einem Weibe, nach Bauersein, nach einem Garten und dem abendlich ausruhenden Blick über Meer und Gebirge. Haltet das Symbol, daß eine Hand ihm die Krone löste vom Haupt! Nicht der beleidigte Christengott, der für seinen Märtyrer zeugen wollte, hat es getan, sondern die Schicksalshand, der gute Dämon des Kaisers, gab ihm damit das Zeichen, wessen seine Seele bedurfte."

Lucia war schon einige Zeit wieder aus dem Hause heraufgekommen und hatte zwei Pappschachteln auf den Tisch gestellt, in denen Gmelins Münzen waren, jede in Papier eingewickelt, auf dem Name, Jahreszahl und Fundort stand. Alle rückten jetzt in die Nähe des Tisches, und Gmelin suchte den Diokletian heraus; er war so, wie ihn der Erzähler geschildert: ein mächtiger, quadratischer Cäsarenkopf, von kurzem Haar und Bart umrahmt, willensvoll, mit nicht hoher Stirn, aber einem lebendigen, vieler Erlebnisse und ihres Sinns in seinem Sehen teilhaftigen Auge, mit gerader Nase, vorgebautem Kinn, dickem Hals und Nacken; ein Angehöriger beider Grenzstände: Plebejer und Imperator, Sklave und Kaiser; ein Mann, dem die Zwiespältigkeit von Ursprung und Ziel alle Tiefen geöffnet hatte. Die Zuhörer gaben dem Erzähler und seiner Schilderung des Kaisers recht, als er die Münze schräg unter

das Licht hielt, daß die Plastik des Kopfes, vor allem das große, tief hineingestochene Auge unter der breit geschwungenen Braue schattend hervortrat.
„Ich weiß nicht," sagte Uhden, während Gmelin noch andere Münzen auswickelte und unter das Licht hielt, „ob die Geschichte von der Krone des Diokletian dem sagenhaften Magier, für dessen ungestörte Grabesruhe ihr so heftig eintratet, bekannt gewesen sein muß, und wie es sich mit seinem Anteil daran verhält, ob er wohl gar dem Kaiser die Krone abgestreift haben will. Ich habe einmal auf der Bibliothek des Vatikans, zu der ich Zutritt habe, eine Handschrift aufgeblättert, die von ihm handelte. Ich will sie nun lesen und euch beim nächsten Mal ausführlich berichten."

Man hatte das erste Thema, die Zeit, wie es sooft geht, wenn man von ihr spricht, vergessen. Aber man war noch immer nicht geschichtenmüde. Und obwohl schon Mitternacht herannahte, sollte noch erzählt werden. Das Gespräch war von den Münzen, unter denen sich neben ganz verwischten auch einige sehr schöne fanden, zu den Gemmen gekommen, und alle, besonders die Damen, bewunderten an Zwergers Hand einen Ring, Venezianer Arbeit, anscheinend aus dem letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts — „sogar sicher nicht früher," sagte Gmelin, der sich auf sein kunstgeschichtliches Urteil viel zugute tat und auch wirklich einen sehr sicheren Blick für das Alter eines Kunstwerks hatte — einen Ring, der eine längliche, sehr fein und klein geschnittene Gemme mit schmalem Reifen hielt, einen Chronos mit der Sense. Zwerger, der sein Geld gern bei Antiquitätenhändlern ließ, hatte ihn vor ein paar

Tagen, als er einen Pfeifenkopf suchte — er pflegte seine Arbeit stets mit dem Wort „ergo pipamus!" zu beginnen, da er nie ohne Pfeife modellierte —, liegen sehen und um billiges Geld erstanden. Indessen der Ring von Hand zu Hand ging und bewundert wurde, mahnte Anna Fernow daran, daß man noch erzählen solle, die Geschichte von Diokletian sei kein Abschluß. Der Maler Frisch, der gerade den Ring an Zwerger zurückgab, sagte: „Der Ring da, den Zwerger eben ansteckt, bringt mich auf eine betrübliche Geschichte, die ich euch noch erzählen kann. Sie hat aber, wie ja die Geschichte von Diokletian ebensowenig, nichts mit der Zeit zu tun, die zufällig heute unser Thema geworden ist."

„Wir sind keine Pedanten! Und gegen Mitternacht erst recht nicht!" rief Gmelin und zog Lucia zu sich auf seinen Schoß, was das schöne Mädchen mit einer lieblichen, sanften Gebärde geschehen ließ.

„Also! Aber habt Nachsicht mit mir! Ich erzähle nicht so gut und so lebendig wie Gmelin. Ihr müßt eben fürlieb nehmen. Was ich erzählen will, ist arabischen Ursprungs und zuletzt gruselig genug."

„Das ist schön," rief Anna Fernow.

Alle rückten näher zusammen.

„Jahja bin Kalid, ein arabischer Fürst, sah einst, von der Jagd heimkehrend, als er versehentlich durch einen privaten Park ritt, auf dem Dache des in dem Park gelegenen Hauses ein wunderschönes junges Weib und verliebte sich sterblich in sie. Die erste Regung der Schönen, als sie, unverschleiert und sich inmitten des weiten, waldartigen Gartens vor fremden Blicken ganz sicher glaubend, des fürstlichen Reiters und seines Gefolges ansichtig wurde,

war ein zorniges Erröten und eine jähe, aufbegehrende und gleichzeitig ihr Antlitz verhüllende Bewegung gewesen; das Erstaunen und der Zorn gaben ihr einen unmittelbaren, plötzlichen Liebreiz, der ihre ruhige Schönheit noch erhöhte. Und schon im nächsten Augenblick sprang der zündende Funke zwischen Jahja und der Dame über, von Auge zu Auge, von Leib zu Leib, von Seele zu Seele. Die Glut des Zornes ging, ohne erst zu verlöschen oder auch nur nachzulassen, jäh in die der Liebe über und fachte doppelt die Flamme, die schon der erste Anblick in Jahja entzündet. Die Begegnung der beiden dauerte nur wenige Herzschläge lang. Aber diese Herzschläge waren heiß und heftig und bis in Hand und Hals fühlbar, so stark fühlbar, daß die kurzen Pausen zwischen ihnen den beiden wie ein Erlöschen des Lebens vorkamen und fast ein Umsinken geworden wären, wenn nicht rascher als je sonst ein neuer Herzschlag sie mit Wiedererwachen durchpulst hätte.

Als Jahja auf den Rat seiner Begleiter, die des Wegirrtums inne wurden, gleich darauf zurückgeritten war und den Park verlassen hatte, wußte er nicht mehr, daß er sich im Sattel aufgerichtet und höflich entschuldigend verneigt, daß sie ihm ganz leicht, fast unmerklich zugenickt hatte. Die Gesichtsbilder der eben verflossenen Minute verschwammen vor seinem Blick, wurden fortgespült von der Welle neuen Gefühls, die über ihn hinwegwogte. Er mußte seine Begleiter fragen, was geschehen war. Er hielt hinter dem Parktor sein Roß an und sah zurück, als könne er fern in den Bäumen, durch die noch das weiße Haus schimmerte, das eben Vergangene wie ein fremdes Geschehen sehen und erspähen. Er erfuhr jetzt von einem der Jagdknechte, daß es das Landgut des reichen Kaufmanns Abu Hasan, den

sie den ‚Mohrenköpfigen' nennen, sei, in das er hineingeritten. Er hielt noch immer, unschlüssig, was er tun solle. Nach einer Weile wagte einer seiner ritterlichen Begleiter, der erkannt hatte, was vorgegangen war, das Wort an ihn zu richten: es sei besser, jetzt kein Aufsehen zu machen und, ehe Leute kämen, fortzureiten; es würden sich ja Mittel und Wege finden, die Schöne wiederzusehen, Aufsehen könne alles verderben. Da hatte der Fürst auch schon seinem Pferde die Sporen gegeben und jagte im Galopp davon, offenbar wieder ganz innerlich beschäftigt und erfüllt. Sein Antlitz strahlte von Stolz und Glück, denn nun wuchs die Gewißheit in ihm auf, daß nicht anders als er auch die Schöne jetzt fühlte; daß dies eine Ineinandertauchen ihrer Blicke genügt hatte, sie beide von allen anderen Menschen zu lösen und neu in engster Schicksalsverbundenheit zu ketten. Alle die nun notwendig werdenden Schritte, das Wiederfinden, das Lösen des geliebten Weibes aus der Ehe oder der Sklaverei des Mohrenköpfigen, übersprang die vorstürmende, gefühlgeführte Phantasie Jahjas; sie lebte schon in der seligen Gewißheit des errungenen Besitzes. Auch der Erzähler überspringt alle Zwischenstufen. Was war einem Fürsten des Ostens zu jenen Zeiten unmöglich, wenn er es sich in den Kopf, gar in das Herz gesetzt hatte? Und was einer schönen, liebenden Frau, ob in grauer Vergangenheit oder heut? Schirin, die bis dahin treue, ergebene Gattin des älteren Abu Hasan, die mit ihren achtzehn Jahren noch nie den Feuersturm der Liebe gefühlt hatte, wußte, daß Botschaft vom Fürsten kommen werde, und hatte alles so eingerichtet, daß sie unauffällig kam. Mit der nachtwandlerischen Sicherheit, mit der Liebende handeln, hatte sie durch eine Vertraute die Sklaven und Skla-

vinnen, Gärtner, Diener, Mägde, ja ihren Eheherrn und dessen argwöhnische Mutter gerade dann entfernt, als der heimliche Bote des Jahja sich verkleidet in den Park schlich, um sie zu entführen zu ihrem fürstlichen Geliebten.

Das Wiedersehen beider war, als fänden sich Ehegatten nach langer Trennung endlich wieder in einem erneuten und verstärkten Gefühl aller Wonnen, die sie je genossen — nicht, als sähen sich ein paar verliebte Leute, die nie ein Wort miteinander gesprochen hatten, zum erstenmal nah und allein.

Noch in der Zeit ihres ersten, unendlichen Glücks, als ein aus ihrer beider Seelen zusammenfließender Traum Jahja und Schirin wie mit den Wänden eines köstlichen Liebesgemachs umgab und von aller Wirklichkeit abschloß, kam die Nachricht zu Jahja, daß Abu Hasan das Land verlassen habe, daß sowohl sein Landgut wie sein Stadthaus zum Verkauf stünden. Jahja hätte gern das Gut gekauft, um jener ersten Begegnung willen, die ihm, seit er Schirin besaß, immer leuchtender und gewisser, wie eine unerschütterliche, tragende Säule all seines Schicksals und Lebens hervortrat. Er fragte Schirin eines Nachts, als der Mondschein voll in ihr Gemach flutete und über ihre von der warmen Luft noch gekühlten, eng ineinandergeschmiegten Leiber tastend hinglitt, ob er das Landgut kaufen solle. Aber sie schüttelte erschreckt den Kopf, sie wehrte aller Vergangenheit, sie umhalste ihren Geliebten fast weinend und wurde traurig von jener Nacht an. Es war so, als hätte sie bisher von dem Dasein ihres verlassenen Gatten überhaupt nichts mehr gewußt und Jahjas Frage hätte eine vergessene Vergangenheit wie eine Wunde plötzlich schmerzend aufgerissen, die nun nicht mehr heilen wollte. Jahja

bereute seine Frage und sprach nie mehr von dem Gartenkauf, den er schon beschlossen gehabt hatte; ja, er sprach nun auch nicht mehr, was er sooft in den Augenblicken der sich überstürzenden Lustwelle schwärmerisch und vergehend getan hatte, von ihrer ersten Begegnung.

Bald darauf mußte Jahja zu einer Zusammenkunft mit mehreren der Nachbarfürsten verreisen. Es war das erstemal, daß er Schirin verließ, über die, je näher die Reise kam, immer tiefer der Schatten der Traurigkeit und Ahnung von Unglück sank. Aber nicht sank: er stieg aus dem tiefsten Innern ihrer Seele hervor, löschte erst die milde und dauernd leuchtenden Lampen in ihrer Seele, dann die höher brennenden Leuchter, die schon wechselten, wenn auch in großen Zeiträumen, zuletzt die rasch aufstrahlenden und die Flamme weitergebenden hellen Augenblicksfreuden, die über der immer dämmernder werdenden Tiefe ihrer Seele noch gebrannt hatten; löschte sie nicht nur, ließ sie nicht mehr zum Aufglühen kommen.

Weinend hing Schirin im Arm des Geliebten, als er zu Pferde stieg. Sie hatte ihm ihr Gefühl von Unglück nicht verborgen. Er hatte sie freundlich lachend gescholten, wohl aber auch alle Wachen um den Palast während seiner Abwesenheit verdoppelt, den treuesten Diener zum Herrn des Palastes gemacht, den erfahrensten, kundigsten Arzt ihr zum Hüter ihrer Gesundheit bestellt. Denn auch auf ihn war der Schatten der Traurigkeit aus ihren Augen hinübergeglitten. Da, im letzten Augenblick vor dem Abreiten, faßte sich Schirin, streifte einen Ring vom Finger — eine Schlange, die in sich selbst zurückkroch und deren Augen, zwei Diamanten, helleuchtend funkelten und mit ihren blitzenden Strahlen nach allen Seiten auszuspähen schie-

nen —, gab ihn Jahja und sagte, als ob eine Eingebung aus ihr spräche: ‚Dieser Ring wird dich zu mir zurückführen, wenn wir uns verlieren sollten.‘“

„Was ist?“ rief Uhden, „Zwerger, was hast du?“

Alle, auch der Erzähler, sahen zu Zwerger, der bleich dasaß und nach einer Pause sagte: „Leuchtet! Mein Ring ist fort.“

Gmelin stand zuerst auf, nahm das Windlicht und leuchtete auf dem Boden um den Stuhl Zwergers. Nichts.

„Er ist auch nicht gefallen. Es hat ihn mir jemand abgestreift.“

„Unmöglich! Wer sollte das —? Du hast geträumt!“ rief es durcheinander. Da erst bemerkten sie, daß noch bleicher, starr und unbeweglich, mit weitoffenen Augen Charlotte Wagner dasaß. Sie hatte während der ganzen Unterbrechung der Erzählung sich nicht gerührt. Alle sahen jetzt zu ihr.

„Was ist dir, Liebe?“ fragte Frau Zwerger und trat zu ihr, der schon Lucia den Arm um den Hals gelegt hatte und sie an sich drückte, um sie wieder zu sich zu bringen. „Was ist dir?“

„Es ist furchtbar,“ kam es fast tonlos aus Charlottens Munde.

Zwerger war der erste, der wieder sprach: „Es ist ja nichts als ein Scherz. Der Ring hat nicht mehr als fünfzehn Lire gekostet und wird gleich wieder da sein.“ Aber man hörte heraus, daß es ihm nicht ernst war mit dem leichten, scherzenden Ton.

Da rief Gmelin: „Wir wollen die Geschichte zu Ende hören. Wer also den Scherz gemacht hat, soll es gleich sagen!“

„Habt ihr denn nicht gesehen —?“ fragte Charlotte.

„Was denn gesehen?"
„Zwerger saß seitwärts und hatte die Hand auf der Stuhllehne, während er zu Frisch hinübersah. Da kam langsam eine Hand aus dem Dunkel der Luft in den Lichtkreis, streifte ihm den Ring vom Finger und verschwand. Habt ihr es denn nicht gesehen? Es war doch ganz deutlich. Und da, wo ein Mensch hätte stehen müssen, um so greifen zu können, lag der Mondschein auf den Dachplatten."
„Du hast geträumt!"
„Aber wo ist der Ring?"
Zwerger bestätigte jetzt, daß er es so gefühlt und im Bann der Erzählung erst einen Augenblick später beachtet hätte. Er nahm seine alte Stellung ein; da zeigte sich, daß niemand der Anwesenden an seine Hand hätte greifen und den Ring abziehen können.
Alle schwiegen, bis Gmelin rief: „Unsinn! Er ist hinabgeglitten, und irgendein Schattenspiel hat die Täuschung hervorgerufen. Sucht noch einmal!"
Wieder leuchtete man die Stelle ab, aber es fand sich nichts. Doch, etwas: daß der Steinplattenbelag des Daches schief war und der Ring bei der Nähe des nur vergitterten Randes hatte abrollen können.
„Aber man hat nichts klingen gehört."
„Gleichviel. Ich gehe unten suchen," sagte Gmelin, dem Uhden und Zwerger sich anschlossen. Ehe er hinabstieg, drehte er sich noch einmal um und rief Charlotten zu: „Weißt du, woher die Hand gekommen ist, die den Ring nahm? Aus der Geschichte des Diokletian! Du bist die beste Zuhörerin von allen. Du setzest, was du hörst, gleich in leibhafte Erscheinung um." Und lachend stiegen die drei hinunter.

Die anderen traten an den Rand des Daches und sahen hinab, als Gmelin, Zwerger und Uhden unten erschienen und in den Steinen und Blättern am Fuße des Hauses eifrig suchten. Man hörte sie undeutlich sprechen.

„Habt ihr ihn?" rief jetzt Anna Fernow hinab.

„Nein. Es liegt alles so voll von Blättern und Steinen. Man sieht auch bei den Schatten, die die Kerze macht, nirgends gut zwischen die Steine hinein." Schweigendes Weitersuchen. „Wir kommen jetzt wieder hinauf, und ich suche gleich morgen früh. Wir verschütten ihn sonst vielleicht noch."

Irgendwo schlug es Mitternacht. Eine Weile kam die kleine Gesellschaft über den Zwischenfall nicht hinweg. Dann löste sich die Spannung und Aufregung in Lachen über gemeinsame Gespensterfurcht. Auch Charlotte Wagner lachte mit. Es war jetzt für alle ausgemacht, daß der für Zwergers Finger ohnehin etwas weite Ring herabgerollt war, daß den Bildhauer zufällig gleichzeitig irgendein kleiner Luftzug an der Hand gestreift haben mochte und daß der Ring morgen bei Tageslicht gefunden werden würde. Man drängte Frisch, weiter zu erzählen: die Geschichte müsse zu Ende kommen, es sei bald Zeit zum Heimgehen. Alles setzte sich wieder wie vorher. Und Frisch fuhr, rascher als vorher erzählend, fort:

„Also ja! Sie gab Jahja den Ring, der ihn, wie sie sagte, immer wieder zurückführen würde, wenn sie sich verlieren sollten. Jahja steckte ihn, seltsam von dem warmen Metall berührt, an den Finger, sah die blitzenden Schlangenaugen an — und dann auf einmal umarmte, küßte er Schirin, wandte sich und sprengte davon.

Einige Wochen vergingen, während deren er erst anstrengend

zu reisen, dann wichtige Staatsgeschäfte zu verhandeln, Festmahle zu geben und anzunehmen hatte, daß er nicht Zeit zu viel trüben Gedanken fand und die wenigen ungestörten Stunden lieber zur Versenkung seines Gefühls in das Bild seiner Geliebten verwandte.

Endlich kam der Tag der Rückkehr. Jahja wunderte sich auf dem Heimritt immer über dies: wie rasch und gleichzeitig wie langsam ihm die Zeit der Trennung von Schirin vergangen war. Er hatte sich gesehnt und die Stunden verwünscht, die nicht weiterrücken wollten, und dann wieder ward er plötzlich gewahr, daß ein Tag um war und gleich wieder eine Nacht. Und so fort zwischen Langsamkeit und Schnelle, wie dem Schwereinschlafenden die Stunde, die er um den Schlaf ringt, länger vorkommt als die Stunden, die er dann schläft — und so ihm die Nacht langsam und schnell vergangen ist. Nun flog er fast seiner Königsstadt zu, mit nur wenigen Begleitern, das größere Gefolge mit Sänften und Wagen und dem Hauptteil der reitenden Bogenschützen weit hinter sich zurücklassend.

Ein seltsamer Bote kam ihm entgegen. An einem Kreuzwege harrte der Älteste seiner Leibwache. Das Pferd war angebunden, der Mann stand daneben, Haupt und Hals entblößt.

Der Fürst stutzte, als er der Gruppe ansichtig wurde.

‚Was soll's? Was bringst du? Halte mich nicht auf!'

‚Töte mich, Herr, wenn ich gesprochen habe!'

Jahja erschrak: ‚Rede schnell!'

Der Bote berichtete, immer den Kopf vorgeneigt, immer bereit, aus seines Herrn Hand den tödlichen Streich zu empfangen, daß Schirin verschwunden sei. Niemand wisse, wie. Das Schloß sei bewacht gewesen wie immer. Man

habe niemanden kommen, niemanden gehen sehen. Am Morgen der letzten Vollmondnacht sei sie verschwunden gewesen. Ihre Dienerinnen im Vorzimmer hätten es zuerst bemerkt, es sich aber so wenig erklären können wie die Wachen und der Befehlshaber des Palastes, der heute früh, am dritten Tage nach Schirins Verschwinden, nachdem alle Nachforschungen vergeblich gewesen und keine, auch nicht die leiseste Spur der Verlorenen aufgetaucht, sich selbst mit dem Schwerte entleibt habe.

Das etwa war der Bericht des Boten, den der Alte, stockend und mehrmals von Jahja durch Schreckensrufe und ungestüme Fragen unterbrochen, kaum fertig gebracht hatte, als auch der Fürst schon, ohne ihn zu töten, ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen, davonjagte.

Der Fürst fand in seinem Schlosse alles bestätigt; fand, als er sich die Nachforschungen hatte berichten lassen, daß nichts unversucht gelassen war, Schirin wiederzufinden. Selbst die Traumdeuter und Astrologen, die heimlichen Wahrsager und Magier hatte der Befehlshaber des Palastes vergeblich befragt, ehe er sich tötete.

Nach drei aufgeregten Tagen, drei schlaflosen Nächten überfiel den unglücklichen Fürsten Ermattung und, noch im Reitgewand der Reise, sank er in tiefen, ohnmachtähnlichen Schlaf. Ob ihn ein Traum an den Ring erinnert oder ob es die Morgensonne war, die aus den Schlangenaugen des Ringes zeichengebend ihm ins Auge blitzte — er stand, als sein Leibsklave hereintrat, aufrecht, den Blick fest auf den Ring geheftet.

Gleichgültig bestellte er einen anderen Hüter des Reiches und des Palastes, ordnete alles wie vor einer langen Reise, ritt mit nur zwei Begleitern wieder fort. Er vertraute dem

Ring, der ihn ja zu seiner Geliebten zurückführen, sie finden lassen würde. Dem Ringe überließ er sich. Er sah ihn beim Reiten immer wieder an — und welcher Weg dann in seinen Kopf kam, den wählte er.

Dieser Zustand des Sichtreibenlassens tat ihm wohl, war eigentlich der einzige, der ihm erträglich war. Er konnte nicht mehr denken und sich den Kopf zersinnen, wo Schirin sein möchte. Er hielt es nicht mehr aus, bestimmte Gedankenfährten zu verfolgen und immer wieder zu erkennen, daß sie falsch waren. Jeder Mißerfolg seines ersten Suchens hatte seine Verzweiflung gesteigert. Jetzt war er in eine dumpfe Wolke von Schmerz hineingesunken, in die doch, wie Mittagssonne in Nebel, ein wenig Hoffnung hineinschimmerte. So, ohne bestimmte Spur, ohne Anhaltspunkte, nur in einem festen, über allen streitenden Gedanken gefühlten Vertrauen auf den Ring, blieb seine Seele, ohne neue Rückschläge zu erleiden, in ihrem wenn auch trüben und gedrückten Gleichmaß. Es gab keine vergeblichen Wege mehr, die abgebrochen werden mußten. Es hieß nur Geduld haben: jeder Schritt führte ja unter dem Segen des Ringes dem Ziel näher, mochte der Weg auch noch so weit sein.

Während der Monde, die seine abenteuerliche Fahrt nun schon dauerte — eine Fahrt in seinem Reiche, über die Grenzen hinaus, durch Ebenen und steile Gebirge, durch Wälder und an reißenden Strömen hin, durch bevölkerte Städte, begangene Straßen und durch die völlige Einsamkeit der Steppe, durch brennende Sonne wie durch Sturm und Regen, ja den wehenden Frühschnee der Hochpässe —, war seine Seele immer stiller geworden, war ihm dies nie heftig hoffende und deshalb nie enttäuschte, immer mit der

Geliebten beschäftigte Suchen lieb und gewohnt geworden. Es war die Form ihres Weiterlebens in ihm geworden, sozusagen, und wenn ihm jemand angekündigt hätte, heute findest du sie, so hätte ihn das ebensosehr mit Freude, Taumel und Glück wie mit Schrecken und Furcht erfüllt; auch wenn es ein anderes Wiederfinden gewesen wäre als das, das nun wirklich kam.

An einem heißen Mittage rastete der Fürst mit seinen beiden Begleitern in einsamer, spärlich besiedelter Gegend, in der immer wieder Ödland die bebauten Felder unterbrach, unter einigen schattengebenden Bäumen an einem tiefen Ziehbrunnen. Die Pferde weideten an langem Halfter, die Begleiter hatten sich etwas abseits gelagert, wo der Blick von der kleinen Anhöhe erst über Acker, dann weit über Wald und unbebautes Land hinstrich. Jahja selbst lag mit dem Kopf auf seinem Mantelsack neben dem Brunnen; seine Rechte, auf den Rand gelegt, spielte nachlässig mit abbröckelndem Stein. Er war müde und wohl ein wenig eingenickt, während seine Hand noch ein Steinplättchen nach dem anderen in die Tiefe fallen ließ und sein Ohr dem leisen Aufschlag unten auf der stillen, runden Wasserfläche lauschte, als ihm bei diesem Spiele plötzlich der Ring vom Finger glitt, mit einem hellen Klingen an irgendeinen vorspringenden Stein anschlug und dann, wieder abspringend, deutlich hörbar ins Wasser fiel. Jahja war sofort auf, wach und rief die Reiter. Sie umstanden das Steinrund und spähten hinein. Aber sie sahen nur Dunkel und, vom undeutlichen Grunde durchschimmert, ihr Spiegelbild. Einer der Reiter versuchte hineinzuklettern, mußte aber nach den ersten Steigtritten wieder heraufkommen, weil er keine Griffe mehr fand. Jahja sandte beide Leute zu den nahen Bauern-

hütten, bei denen sich eine einfache Herberge befand, um eine Leiter oder Stricke und versuchte es während des Wartens allein, noch einmal selbst hineinzusteigen. Er gab es wieder auf, denn er sah, daß er, wenn er auch bis ans Wasser kommen würde, darin doch nicht zu suchen vermöchte, weil es tief zu sein schien. Sowohl eine Leiter wie Stricke wurden gebracht, und einer der Reiter stieg entkleidet und angeseilt, von Jahja und dem anderen gehalten, hinab. Als er eine Weile im Wasser herumgegriffen hatte, stieß er einen Schreckenslaut aus und sagte hinauf, eine Leiche liege im Brunnen; er müsse sie herausheben, um nach dem Ringe suchen zu können, dann sei der Grund frei. Der Fürst sah, wie sich der Mann tief ins Wasser bückte und dann mühsam mit beiden Armen einen Körper daraus in das matte Licht des Steinrohrs emporhob und mit der triefenden Last schwer die Leiter zu ersteigen begann.

‚Es ist eine ganz frische Leiche, noch blutig,‘ sagte er im Heraufkommen.

‚Gib!‘ beugte sich der andere Reiter über den Schacht — da riß ihn Jahja, der reglos hinuntergestarrt hatte, zurück, griff selbst mit beiden Armen hinein und hob die nackte, noch aus einer Hals- und einer Bauchwunde, die sich bis ins Schamhaar zog, blutende Leiche der Schirin über den Brunnenrand. Der Ring steckte an der Hand der Toten und sah beim Heraufliegen des hängenden Arms mit seinen Steinaugen blitzend die drei bleichen, zitternden Männer an.

Nach dem ersten, wilden Schmerzensausbruch, der jäh und rasch vorüberging, brannte Jahjas so lange in Dumpfheit gelähmtes Wesen in glühendem Rachedurst auf. Er hatte kaum die Tote neben dem Brunnen ins Gras gebettet und

mit Baumzweigen bedeckt, als er schon die Herbergsleute und die Bauern verhörte. Sie glaubten in der Leiche die Frau zu erkennen, die gestern abend mit einem fremden, zu Pferde reisenden Manne tief verschleiert angekommen sei. Jahja drängte, daß sie alles erzählen sollten, was sie wüßten. Es war nicht viel; nur dies: daß der Reisende — dessen Beschreibung auf Abu Hasan passen konnte; sie sagten, er hätte ein finsteres Gesicht ‚wie ein Mohr' gehabt — am Morgen mit der Frau fortgegangen sei und bald darauf mit zerfetztem Gewand und blutigen Flecken wiederkommend berichtet habe, berittene Räuber hätten sie beide dort drüben am Waldrand überfallen, ihn mißhandelt und sein Weib geraubt. Dies war den Bauern bei der Unsicherheit der Gegend nicht unwahrscheinlich vorgekommen. Gewundert habe es sie nur, daß der Fremde, trotzdem er über Schmerzen und eine Wunde am Schenkel geklagt, sogleich das Nachtlager bezahlt, sein Pferd bestiegen habe und in schärfster Gangart davongeritten sei.

Das ist die Geschichte von Jahja und Schirin. Sie teilt, wie ihr seht, die Moral mit dem herrlichen, alten deutschen Nibelungenliede, das vor nicht langer Zeit nach einer St. Galler Handschrift gedruckt worden ist, und das mir ein Freund aus Deutschland gesandt hat: ‚wie liebe mit leide ze jungest lonen chan'."

Alle waren, von dem grausigen Ende der Geschichte gepackt und erschüttert, aufgestanden und drängten zum Heimweg, als wollten sie, auseinandergehend, den Eindruck abschütteln, und auch, als wollten sie so rasch wie möglich den einsamen Heimweg hinter sich haben. Man sprach im Aufbruch noch dies und das von der Geschichte. Gmelin fiel

ein, wie seltsam das Verschwinden von Zwergers Ring dahineingekommen sei; er leuchtete unten noch einmal neben der Hausmauer hin, ohne etwas zu finden. Dann trennte man sich. Gmelin und Lucia hörten, wie sie auf dem Dache zusammenräumten, die Fortgehenden noch eine Weile lebhaft sprechen. Dann wurden die Stimmen entfernter und verhallten nun, offenbar hinter Mauern und Gartengebüsch. Lucia umarmte plötzlich jäh und heftig ihren Geliebten, der erst erstaunte und sie dann innig an sich zog. Das Schicksal von Jahja und Schirin hatte sie erschüttert, hatte ihr für den Augenblick den Glauben an alles Glück der Liebe zerstört; vielleicht war auch sie zur Liebe erst gekommen, als sie wie Schirin schon in Schicksal verflochten war. Gmelin schob seinen Arm in den ihren und ging noch einige Male mit ihr auf und nieder, sprach liebe, gute Worte zu ihr, strich ihr über die Stirn, scherzte — und hatte bald die Freude, erst schüchtern, dann immer voller einen heiteren Ausdruck auf ihr Gesicht wiederkehren zu sehen. Und nun küßte sie ihn herzhaft und wieder fröhlich. Die andere Gesellschaft war inzwischen auch in ihre Behausungen gelangt. Als sie sich getrennt hatten und Zwerger mit seiner Frau und Anna Fernow, die bei Zwergers wohnte, um die letzte Straßenecke zu seinem Hause bog, da bemerkte er, was ihm am Tage vielleicht nur nicht aufgefallen war, einiges niedrige Baugerüst und einen angeketteten Wagen neben dem Grabstein des Vincenzo Trappola, des alten Abenteurers. Man schien die Steine schon gelockert zu haben, denn einige seitliche Fugen waren so weit auseinandergetrieben, daß bequem ein Arm hineinging.

„Es ist also wahr," sagte Zwerger zu den Frauen, „sie brechen hier die Straße durch den schönen alten Garten mit

seinen Zypressen, Oliven, Zedern, Kastanien und zerstören die Nische mit dem Grabmal."

Die drei sahen sich, ehe sie ins Haus traten, im Schein ihrer großen Handlaterne den Stein noch einmal an: er war mit barocken Zutaten antiken Grabmälern nachgebildet, eine Art ganz verkürzten Obelisks. Auf dem sich schwach nach oben verjüngenden Unterbau quadratischen Grundrisses erhob sich, rechts und links eingerückt, ein Würfel kleinerer Basis, mit griechischem Giebel gedeckt. Barockvoluten leiteten von den Seitenschrägen des Unterbaus zum Giebelansatz über. Das Giebelfeld trug allegorisch-mystische Zeichen in leichter Eingrabung als Umrahmung einer Sonnenuhr, die freilich seit mindestens hundert Jahren nicht mehr ging, da der den Grabstein überwölbende Kastanienwipfel sicher schon ein Jahrhundert jeden Sonnenstrahl von dem Grabmal fernhielt. Das durch zwei zierende Seitensäulchen in Halbrelief eingeengte und zum Oblong gewandelte Würfelfeld trug die Schrift, von der die späten Betrachter noch den Namen Vincenzius Trappola, die Schüler und Verehrer des Verewigten als Ersteller des Steins und die unter dem Namen stehende Zeile:

QUI TEMPUS FREGIT

entziffern konnten.

„Sein Name hat also gut in den Anfang unseres heutigen Geschichtenabends gepaßt, ohne daß wir es ahnten," sagte Frau Zwerger.

„Oder er selbst hat unser Thema angeregt," lachte Anna Fernow; „da man ihn in seiner Grabesruhe stört, fängt er wieder unter den Lebendigen zu wirken an!"

Zwerger warf ein: „Wenn der Satz nicht ganz etwas anderes bedeutet, das wir so ohne weiteres nicht erkennen

können. Nun, Uhden wollte ja die Geschichte des alten Zauberers nachlesen und wird uns berichten. Mir fällt mein verlorener Ring wieder ein. Ob er sich wohl finden wird?" Von dem Zwischenfall weitersprechend und sich noch einmal den ganzen Vorgang vergegenwärtigend, traten sie in ihr Haus.

Am nächsten Tage sah Zwerger von seiner Wohnung aus, wie Bauarbeiter unter Leitung eines Architekten, der die vorsichtig gelösten einzelnen Steine numerierte und gleichzeitig die Ziffern in einen großen Riß eintrug, das Grabmal abbrachen. Der Architekt saß auf einem Erdhaufen und hatte den Riß auf seinen Knien. Gegen Mittag kamen dazu noch einige Herren, unter denen Zwerger den Direktor der vatikanischen Museen erkannte. Dann sah er Gmelin auf sein Haus zukommen, verließ das Fenster und ging ihm entgegen — um zu hören, daß der Ring sich trotz eifrigsten Suchens nicht gefunden habe.
Zwerger verschmerzte den Verlust, auf dessen Abwendung er kaum mehr gehofft hatte, nicht allzu schwer. Um so mehr aber kam ihm und den anderen, Gmelin, Frau Zwerger, Anna Fernow, durch dieses Mißergebnis des Suchens wieder das Unheimliche des Geschehnisses zum Bewußtsein. Trotzdem es jetzt heller Tag war, konnten sie sich eines Unbehagens nicht erwehren.
Draußen war man mit dem Abräumen des Steins nun so weit, daß das Innere der Gruft frei wurde. Die Freunde sahen vom Fenster aus, wie der Museumsdirektor einige offenbar in der Gruft gefundene Gegenstände in eine Metallkassette legte, die er sorgfältig verschloß und mit einer Schnur umsiegelte.

„Was mögen sie da für Raritäten gefunden haben," sagte Gmelin; „nun, man wird es ja erfahren!"

Man erfuhr es in der Tat wenige Tage später. Die Gegenstände wurden unter einem Glassturz im Museum zur Schau gestellt.

Als Zwerger an dem Tage der Ausstellung, des Nachmittags, von einem Spaziergange heimkommend, an der schon wieder eingeebneten Stelle, auf der das Grabmal gestanden hatte, stehen blieb, kamen Gmelin und Frisch von der anderen Seite raschen Schrittes auf ihn zu.

„Freue dich!" rief Gmelin schon von weitem, „dein Ring ist wiedergefunden!"

Sie begrüßten sich.

„Wo hast du ihn? Gib ihn mir!"

„Du wirst dich doch noch etwas gedulden müssen und ihn vielleicht auch gar nicht wiederbekommen. Zurzeit ist er im Museum ausgestellt."

„Was heißt das? Wo hast du ihn denn gefunden?"

„Ich?" sagte Gmelin, „ich? Ich habe ihn nicht gefunden."

„Rede endlich! Wer hat ihn denn gefunden? Und wo ist er gefunden worden!"

„Hier," antwortete Frisch.

„Hier? Macht keine Scherze!"

„Ja, hier," sagte Gmelin jetzt ernst und achselzuckend, „in der Gruft des Trappola. Und er ist zusammen mit ein paar Stoffresten, einem beschriebenen Pergamentblatt und einem römischen, goldplattierten Kronband im Museum ausgestellt."

„Es wird ein ähnlicher Ring sein. Solche Gemmen sind ja doch keine Einzelstücke."

Gmelin erwiderte, das habe auch er gedacht. Aber, soweit

man das durch das Schutzglas beurteilen könne, sei der Ring in allem dem verlorenen gleich. Er rief Frisch zum Zeugen an, der es bestätigte, und sagte noch, auch Uhden sei derselben Meinung.

„Wo ist Uhden?" fragte Zwerger.

„Wir haben ihn eben in die Bibliothek begleitet. Er ist höchst erregt, weil er, wie ihr wißt, ja in der Geschichte von dem Trappola auch von einem römischen Stirnband etwas gelesen hatte. Er hofft, die handschriftliche Aufzeichnung bald zu finden, und schlägt vor, daß wir heute abend zur gewohnten Stunde in Frischs Werkstatt zusammenkommen; er will uns erzählen, was er gefunden hat."

„Einverstanden," sagte Zwerger, „auch im Namen der Frauen, die ich gleich verständige. Dann gehe ich aber erst rasch noch ins Museum, um meinen Ring anzusehen."

Die Werkstatt Frischs lag in einer engen Gasse der alten Stadt. Das Haus, in dessen obersten Stock ein für damalige Verhältnisse großes Atelierfenster nach Norden eingebaut war, war höher als seine Nachbarn. So hatte der Maler einen freien Blick über die sich ineinanderschiebenden Dächer und auf vier von den sieben Hügeln, auch auf die Peterskuppel.

Durch das offene Fenster dämmerte die blaue Stunde, strich kühle, wohltuende Abendluft in den großen Raum, der durch zwei Kerzen erleuchtet war. Sie steckten in hohen, silbernen Barockleuchtern, den Prunkstücken des Malers. Die paßten freilich nicht zu den Möbeln und dem übrigen Hausrat, schlicht bürgerlichen Empirestücken, und nicht zu den Bildern, die an den Wänden hingen und auf drei beiseite geschobenen Staffeleien standen oder an deren Fuß

lehnten. Die Gemälde verrieten das Vorbild des damals hochverehrten Cornelius und die nahe, freundschaftliche Beziehung Frischs zu Overbeck; sie gehörten der strengen, nüchternen, nazarenischen Richtung an, erfreuten aber da und dort durch einen feinen, Raffael abgelauschten Zug. Der Schein der beiden Kerzen drang in dem großen Raum nicht wirksam bis zu ihnen hin und erleuchtete voll nur die vor dem behaglichen Sofa stehende, mit Früchten, Blumen, Weinflaschen und Gläsern besetzte Tafel, an der sich der Maler eben noch wartend freute und die Schalen, die Gläser und langhalsigen Flaschen zurechtrückte.

Bald versammelten sich seine Gäste, die rasch in ein lebhaftes Gespräch gerieten und alle auf Uhdens Mitteilungen neugierig waren, dessen Kommen noch immer anstand. Mehrmals wurde das Gespräch unterbrochen; man öffnete die Tür zur Treppe — endlich hörte man Schritte heraufkommen, und bald trat der Erwartete mit Charlotte Wagner ein. Man bestürmte ihn gleich mit Fragen; denn die seltsame Gleichheit der Ringe, die auch Zwerger bestätigt hatte, beschäftigte alle aufs höchste. Uhden deutete mit lächelnder Schweigegebärde auf einen Aktenumschlag voll beschriebener Blätter, den er im Arm hatte, und sagte: „Gleich, gleich! Die Geschichte ist sehr interessant. Ihr werdet sehen, daß wir uns bei Gmelins viel näher an unser Thema, die Zeit, gehalten haben, als wir damals ahnen konnten. Setzen wir uns! Ich erzähle euch gleich alles. Ich habe mir Auszüge gemacht, da der alte handschriftliche Foliant, der die Geschichte des Trappola enthält, mir nicht mitgegeben wurde."

Es dauerte nicht lange, so hatte die Gesellschaft sich gruppiert, Uhden die beiden Leuchter in die Nähe seines Lehn-

stuhls gerückt, Gmelin sich mit Lucia vor das offene Fenster gesetzt, dessen Lufthintergrund schon aus Blau in Dunkel überzugehen begann, und die anderen hatten auf dem Sofa und ein paar Gartenstühlen Platz gefunden.

„Ein merkwürdiger Kerl, dieser Trappola," fing Uhden seine Erzählung zu bevorworten an; „Gmelin hat mir schon das Wort aus seiner Grabschrift berichtet: QUI TEMPUS FREGIT, der die Zeit überwand, über dessen Sinn Zwerger, Gmelin und ich lange nachgedacht haben, ohne etwas Greifbares zu finden. Nun habe ich's heraus: es ist ganz einfach wörtlich zu verstehen. Der Erzähler seines Lebens, seiner Lehren und seiner Wundertaten — anders kann man nicht sagen —, übrigens ein Schüler von ihm, der sich bescheiden auf der Handschrift, mit Anlehnung an den päpstlichen ‚servus servorum dei', ‚tiro tironum et indoctus' nennt und dem nur seinen Vornamen Marcellus beischreibt, behauptet schlechtweg, für seinen Meister habe in ganz irdischem Sinne die Zeit nicht existiert; der höhere Teil seines Wesens sei schon auf Erden zeitlos gewesen. Er bringt einige ihm wichtige Belege dafür, die uns nicht mehr viel sagen, da sie sich alle auch in der Zeit erklären lassen — wie Prophezeiungen, die eingetroffen sind, aus der Vergangenheit herangebrachte, längst vergessene Geschehnisse, deren verborgene Spuren er aufdeckte, so den Beweis für seine Behauptungen erbringend; und erzählt dann gläubig, aber dies nicht so hoch bewertend, weil für ihn noch nicht der volle Beweis damit verbunden sein konnte, Vincenzos letzte Überwindung der Zeit, die zu seinem Tode führte und in der Trappola seine höchste Leistung erblickt haben muß —, wenn auch nur im Augenblick des Geschehens, denn wenige Minuten darauf war er

tot. Sie ist für uns das Wesentliche, denn für uns hat diese Wundertat, zusammengehalten mit dem, was wir erlebten, so etwas wie Beweiskraft — wir müßten denn einer argen Täuschung zum Opfer gefallen sein.

Aber der Reihe nach!

Vincenzo Trappola war ein Vertreter der namentlich im achtzehnten Jahrhundert nicht seltenen Aberteurerart, der Art von Männern, die, ohne einen bestimmten bürgerlichen Beruf auszuüben, ohne einem Lande, einer Sippe, einem Stande anzugehören, bald da, bald dort, an Höfen, in reichen Bürgerschaften, in Klöstern, selbst im Vatikan auftauchen, Gold machen, Porzellanerde brennen, mit Geheimlehre, Alchimie, Astrologie, Wahrsagerei, auch mit Diensten in den galanten Angelegenheiten der Fürsten ihr Leben fristen, oft durch einflußreiche Frauen, die sie berücken und verführen, Macht gewinnen, manchmal, zur Macht gekommen, höchste Herrscherfähigkeiten entwickeln und meist niedrig und gering, so vergessen und gering wie sie begannen, oder im Kerker, durch den Strang, auf dem Schafott enden; Männer, die die Woge des Lebens hoch emporträgt und dann wieder fallen und sinken läßt; Männer der Gegenwart, des Augenblicks, der ganz ihnen gehört, aber ohne Vergangenheit, ohne Zukunft, ohne Verwurzelung, ohne Heimat; kluge Köpfe oft, Forscher, Philosophen, Erfinder, Genies darunter, aber herausgelöst aus allen Zusammenhängen und so mehr glänzend als wärmend, flüchtig und unbeständig; Männer, die aus dem Wesen ihres Gegenwartslebens wohl zu dem Wunsche, die Zeit aufzuheben, kommen konnten. So einer war Trappola. Er soll in irgendeinem Neste der Lombardei geboren worden sein. Das ist wahrscheinlich. In dem lombardischen Stamme

ist noch viel germanisches Blut wirksam. In Trappolas heißes, echt italienisches Abenteurertemperament sind so schwere, mystische, ethische, metaphysische, grüblerisch-nordische Züge eingesprengt, daß man den Gedanken, manchmal eine deutsche Seele in ihm aufleuchten zu sehen, nicht los wird.

Wie oft bei diesen Männern, war er jung zum Priesterstande bestimmt, der ihm nachher nicht mehr gefiel, der ihn aber mit der ganzen spekulativ-jenseitigen Vorstellungswelt der Religion vertraut machte und ihn mit dem gedanklichen Rüstzeug versah, das er nachher als Einkleidung für seine Taschenspielereien wie für seine philosophischen Künste, seine Wunder, gebrauchte. Er floh, erst etwa einundzwanzig Jahre alt, aus dem Kloster, soll als Offizier Dienst getan, als Räuber gelebt haben und dann jahrelang mit einer bildschönen Sizilianerin als Gaukler und Taschenspieler umhergezogen sein. Das sind offenbar gärende Zeiten für ihn gewesen, in denen sein unersättlicher Sinnen- und Seelendurst sich an allem zu stillen suchte, was es im Leben an Genüssen und Lüsten, Gefahren, Schicksalen, selbst Sünden und Verbrechen gab; in denen er sich ziellos treiben und sein Leben durch Zufälle, Begegnungen, durch die Fülle des Fremden widerstandslos bestimmen läßt — vielleicht aber schon von einem genialen Sicherheitsgefühl erfüllt ist, daß all das einst aufhören und er selbst, erstarkt, erfahren und erwacht, selbst sein Leben leben und bestimmen werde.

Jedenfalls ist der Moment höchst packend, der seine Umkehr einleitet. Er ist damals noch bewußter Taschenspieler und Betrüger. Er will mit Gaukelei den Doppelgänger eines Abwesenden herbeschwören, den er sich natürlich genau

hat schildern lassen; er hat sich schon alles zur Verkleidung und zum Maskemachen bereitgelegt, um gleich selbst als der Doppelgänger aufzutreten; er phantasiert, um die Zuschauer in furchtsame, leichter täuschbare Stimmung zu versetzen, wie er den zu Beschwörenden sieht: im Reisemantel, auf ein Haus zugehend, in dem er erwartet wird, vor dem er angefallen wird und in das er sich rettet; er spricht die Beschwörung — da hört man Rufen und Degengeklirr vor der Tür, sie wird aufgerissen, und der Beschworene, nicht der Doppelgänger, sondern er selbst, steht da, und alles ist so, wie es Trappola eben geschildert. Alle erschrecken, aber Trappola am tiefsten.

Seine Spur scheint dann eine Zeitlang verloren gegangen zu sein. Als er in Rom auftauchte, war er etwa fünfunddreißig Jahre alt und ein von Kopf zu Fuß veränderter Mensch, eine Faustgestalt — aber doch schon dem Faust überlegen: er macht einen viel zielsichereren Gebrauch von seinen magischen Gaben. Er scheint metaphysischer Erkenntnisse voll, ja eines metaphysischen Weges gewiß. Er macht den Großen keine Kunststücke vor, um sie als Brotherren und Geldgeber zu gewinnen wie Faust, der dabei noch, wie einstmals der junge Trappola, tappend und tastend den Sinn seines eigenen Lebens sucht. Er gewinnt den Einfluß auf die Großen, seine Stellung, das geringe Geld, das er, jetzt gänzlich bedürfnislos, braucht, anscheinend durch nichts anderes als durch eine starke, ihm immer zu Gebote stehende Hellseher- und Prophetengabe, mit der er die Großen in schwierigen Angelegenheiten, in Gefahren und staatsmännischen Unternehmungen, vielleicht auch in Liebeshändeln berät. Und den Sinn seines und alles Lebens hat er gefunden in einer metaphysischen Idee, einer Lehre, für die er

Schüler um sich sammelt, die zu jedem Opfer für ihn bereit sind: er lehrt die völlige Unwirklichkeit der Zeit, die nur Täuschung der Sinne sei. Es ist fast eine Philosophie zu nennen, was er da vorträgt und ausbreitet. Es ist aus den Aufzeichnungen des Marcellus freilich nicht ganz klar zu ersehen, wie er diese Leugnung der Zeit begründet; wohl aber, welche Wirkungen er dem Überwinden dieser seit Jahrtausenden ererbten Täuschung zuschreibt: das Eintreten einer ungeheuren, von allen Quellen des Lebens erfüllten Gegenwart; die Wiederkehr alles Gestorbenen, Vergangenen; das Aufhören aller und jeder Zukunft; das Finden des Weltherzens, des Daseinsmittelpunktes, auf den zu das Leben aller Jahrhunderte in Strahlen heranströmt. Dieser gewaltige Umschwung aller Dinge, der das Ziel des Kosmos sei, sein höchster Gipfel und vielleicht sein Untergang im sich schließenden Eins aller Dinge, die Ewigkeit, werde durch menschliche Medien herbeigeführt, die durch Lehre und Einwirkung andere Menschen, Schüler und Jünger, mit Zeitlosigkeit erfüllen, bis das Werk vollbracht sei und die Welt in ihre unerschütterliche Ruhelage einmünde. Er nennt sich selbst solch ein Medium, einen Menschen, der mit seinem Wesentlichen schon außerhalb der Zeit stehe, der gewissermaßen mit seinem irdischen Leib nur leicht und flüchtig über sich dahin, ja von sich fortlebe, mit der Seele, der sinnlich erfaßbaren, der sinnlich wirkenden Seele aber in alle Zeiten hineinstoßen könne, die es jemals gegeben habe oder jemals geben werde.

Trappola muß eine große Gewalt der Rede und besonders der zwingenden Bildsprache gehabt haben, von dem berückenden Ton seiner ‚aus einer unendlichen Ferne kommenden und wie unter seinem Auge neu erklingenden

Stimme' und der fesselnden Macht seines ‚durch Zeiten wie durch beliebige Steinwände dringenden Blickes' — die Marcellus nicht müde wird zu schildern — ganz abgesehen. Seine Schüler werden fast seine Sklaven und würden sich alle auf sein Geheiß getötet haben, wenn er ihnen etwa gesagt hätte, daß sie dadurch in sein Wesen eingehen könnten.

Nur für eines sucht er immer wieder ein besseres Bild, einen besseren Ausdruck: für die dicht unter der leichten Decke der Zeitlichkeit liegende Zeitlosigkeit, Ewigkeit, zu der man ‚mit dem Arm durchstoßen' könne, wenn man nur wolle, in die der unachtsame Fuß oft unabsichtlich, ‚wie durch eine dünne Eisschicht hineintrete, daß ein Kälteschauer des Ungewohnten den ganzen Körper durchfließe'. Er nennt diese trennende Decke ‚eine dünne Glaswand in der Luft', einen ‚schattenden Vorhang, der leicht wegzuziehen sei' — und widerspricht sich dann energisch immer wieder: diese leichte Scheide sei nicht zwischen den Dingen, sondern in den Dingen selbst, sei in der Haut des Menschen und in seinem Auge, in seinem Blut und seinem Herzen, in seinem Geiste und seiner Seele. Man fühlt, er ringt da um das letzte Wort, das er nicht findet — aber, setze ich hinzu, das er auch nicht zu finden brauchte, weil er die letzte Tat fand.

In seine metaphysische Lehre hinein spukt das indische Gespenst der Seelenwanderung, der Wiederkehr des Menschen in neuem Leib auf die Erde, das auf Gott weiß welchem Wege damals schon zu ihm gedrungen sein mag. Als während seines vierzigsten Jahres Krieg, Pest und Hungersnot alles verwüstet und eine unentrinnbare, üble Lage schafft, in der sich selbst ein findiger Kopf nur schwer Lebensunter-

halt und Möglichkeit des Wirkens zu sichern vermag, da sagt er lächelnd zu seinen Schülern, die wehklagen, jammern und seine ruhige Fassung nicht begreifen: ‚Es überrascht mich nicht. Es findet mich nicht unvorbereitet. Ich bin es gewohnt. Immer in meinem vierzigsten Jahr kommt das allgemeine Elend. Ganz ohne Not und Trübsal reift kein Geist aus der Zeit hinweg. Ich habe meine Geburten stets so bestimmt, daß ich fest und erstarkt bin, ehe die Jahre des Elends hereinbrechen, und sie mannhaft und sicher durchlebe.‘

Noch Ungeheuerlicheres wird berichtet. Er hat in einem früheren Leben einen Sendbrief — Marcellus will ihn selbst gesehen und entziffert haben —, einen Sendbrief an sich, den jetzigen, geschrieben, in dem er an alles Wichtige von damals, ‚falls er es im Tode vergessen haben sollte‘, erinnert wird. Der Brief, dessen Echtheit als aus dem sechzehnten Jahrhundert stammend, von einem florentinischen Kanonikus verfaßt, beweisbar gewesen sein soll, trägt seinen Namen und die Bezeichnung des Hauses, in dem er wohnte, als Aufschrift. Freilich hat ihn nicht die Post bestellt. Er ist von Trappola in der Bibliothek des Klosters von San Marco in Florenz, in welchem er noch nie war, im Beisein seiner Schüler aufgefunden worden. Er lag in einer alten, unbeachteten, immer verschlossenen Eisentruhe, deren Erbrechung Trappola durch ein beträchtliches Geldgeschenk an das Kloster von dem Abt erreichte. In dem Briefe fand er neben allem anderen die Mahnung zur sofortigen Rückkehr nach Rom — wohin er gerade noch rechtzeitig kam, um einen von seinen Widersachern angezettelten Prozeß wegen Zauberei, der ihn leicht auf den Holzstoß bringen konnte, mit Hilfe seiner zahlreichen Anhänger niederzuschlagen.

Von Trappolas Verhältnis zu den Tieren, die er seine ‚stummen Genossen' nannte, erzählt Marcellus kleine Züge. Trappola bewohnte in Rom ein paar große ehemalige Festräume in einem leerstehenden Palazzo, für dessen Erhaltung der Besitzer nichts mehr tat. Die beiden Säle waren düster, weit, leer. Trotzdem kamen durch das fast immer offene, hohe Fenster die Vögel oft zu ganzen Scharen und umflogen zwitschernd den Meister. Eine Fledermaus hauste bei ihm und hing sich an die Rücken der Bücher. Ein Bücherskorpion war ihr Genosse und schien wie ein winziges Hündchen die Bände der Bibliothek zu bewachen. Er kam immer, wenn Trappola ein Buch holte, hervor, lief auf dem Bord bis zu dem blätternden Mann hin und wartete dort, bis Trappola mit dem Buch zum Tisch ging. Trappola sprach mit allen, und es schien so, als ob sie ihm antworteten. Einmal biß ihn ein Hündchen an einer Haustür, das er streicheln wollte und das vor seiner Gebärde erschreckte, in die Hand. Er sah es mit leichtem Tadel an; und als er Tage darauf über den Marktplatz ging, lief es plötzlich von der anderen Seite des Platzes, wo es mit seinem Herrn an einem Verkaufsladen stand, zu Trappola hin, umwedelte ihn, bellte, sprang vor Freude an ihm auf und versuchte, seine noch verbundene Hand zu lecken, als wolle es seine Ungeschicklichkeit wieder gutmachen und seine Liebe aussprechen.

Der merkwürdige Mann scheint von einem gewissen Punkt seines Lebens ab in einer so rasend schnellen Entwicklung begriffen gewesen zu sein, daß kein Morgen seinem Gestern glich, und daß, wenn er seine Lehren vortrug, sie eigentlich für ihn schon veraltet waren. So erklärte er eines Tages seinen Schülern, daß er bisher auf dem Irrwege

gewesen sei – zwar nicht mit dem Inhalt seiner Lehren, wohl aber damit, daß er noch irdische Gedanken und Ziele damit verbunden habe. Aber auch dieser Ausdruck ‚Irrweg' sei falsch. Er hätte so handeln müssen, wie er gehandelt und getan, hätte Schüler haben und seine Lehren in Jünger ausäen müssen. Aber nun sei die Zeit dafür vorbei, der Weg, auf dem er bis jetzt gegangen, würde zum Irrweg werden – das sei das richtige Wort! –, wenn er auf ihm noch weiterschritte. Er fühle, daß er von seiner Seele verliere, wenn er so fortfahre; er spüre deutlich, daß seine Seele auf ihrem Wege zur zeitlosen Ewigkeit zurückgehalten würde durch alles äußere Wirken. Er dürfe jetzt niemanden mehr überzeugen, nur noch zuschauer- und hörerlos ins Ewige hineinschreiten. Der Zeitpunkt der Trennung, wo er sich ganz von ihnen und aller Welt zurückziehen müsse, rücke heran. Bis dahin sollten sie noch seiner Gesellschaft teilhaftig sein, aber er würde nichts mehr lehren. Dann wolle er festlich und feierlich von ihnen Abschied nehmen, und sie würden ihn nicht mehr sehen. Sie ließen mit inständigen Bitten, sie weiter zu lehren, nicht nach. Da sagte er:

‚Setzt euch um mich, meine Freunde, und vernehmt, warum es nicht sein kann! Ich muß der Anerkennung und Bewunderung entgehen, die um mich, den Vergangenen, wirbt zum Schaden des Künftigen, Dauernden, die meinen Weg zur Zeitlosigkeit aufhalten möchte, indem sie mich heißt, weiter zu sein, was ich bisher war, oder besser, was eine abfallende Seele von mir ist, die meine wesentliche Seele bedeckte und verhüllte. Gelänge es der Verehrung und Bewunderung, ja selbst der Liebe und Treue, mich jetzt zurückzuhalten von dem Abgrund, in den ich ver-

sinken muß, so würde ich Sünde begehen wider meinen heiligen Geist, so würde ich auch mit diesem Leben noch nicht in die Zeitlosigkeit finden, der ich seit tausend Leben zuwandre, so würde ein jäher Tod mich vernichten, der kein Ende der Zeitlichkeit ist, kein Ende, nach dem ich mich sehne — statt daß ich langsam aufsteige aus mir, dem ins Zeitgrab Versinkenden. Ihr versteht mich noch nicht und dürft mich noch nicht verstehen. Lehre darf nur bis dorthin führen, wo jeder allein ist, wo der Lehrer von ihm fortschreitet oder hinter ihm zurückbleibt — wie mein Lehrer hinter mir zurückblieb, wie ich von euch fortschreite. Lehre darf nur entkleiden von den angehäuften Gewanden der Jahrhunderte. Seinem Leibe schon muß jeder allein entsteigen; mehr noch seiner Seele. Ich schädige euch, wenn ich bleibe, ich schädige mich, wenn ich bleibe. Aber glaubt nicht, daß ich leicht von euch gehe, daß ich leicht meine Lehre verlasse! Ich hänge an ihrer Wahrheit, an meinem Namen und seiner Dauer noch festgekettet. Und eben, weil ich das fühle, muß ich um so rascher handeln, um so unerbittlicher. Denn es ist mir, als sei ich schon in Sünde verfallen.'

Er schwieg und versank unter den gleichfalls schweigenden, den betroffenen Schülern still in sich. Er saß wohl eine Stunde fast reglos da; nur manchmal ein leichtes Schütteln des Kopfes, manchmal ein Glanz der Freude auf seinem Gesicht verrieten, daß er noch innerliche Zwiesprache hielt. Dann fuhr er auf. Er stand unter ihnen, wie von einem neuen Geist und Wesen erfüllt:

‚Einmal noch wollen wir zu meinem Abschiede festlich versammelt sein zur Stunde, wenn man die Kerzen entzündet, morgen. Aber hört, was ich euch bitte: richtet keine Frage mehr an mich! Ihr könntet mich verführen. Noch ist Leiden-

schaft in mir, und die gefährlichste aller Leidenschaften, die der Wahrheit, die Leidenschaft der Hand, das Ewige zu greifen und in andere Hände weiterzugeben. Diese Leidenschaft ist heiß und verführerisch — er legte den Arm um den Hals des jüngsten, schweigendsten seiner Schüler — wie Liebe zum Weibe; überkommt die Leidenschaft zur Wahrheit den Geist, kämpft er noch; aber er erliegt doch allem, will gern sterben selbst, um dies Köstliche zu genießen: seine Wahrheit darzutun, daß sie sich als ein Feuer weiterzündet, daß sie leuchtet. Darum fragt mich nicht mehr, wenn wir zusammen sind und Abschied feiern! Denn wenn ich jetzt noch dartue, was ich weiß, was in meine Macht gegeben ist, werde ich über eine Schwelle zurückgerissen, die ich überschritt, und finde sie vielleicht nicht wieder.'

Die Nachricht, daß Trappolas Verschwinden nahe, verbreitete sich rasch in Rom. Vielleicht hatten seine Schüler sich nicht zurückhalten können, klagend darüber zu sprechen. Sie drang auch zu Trappolas Widersachern, die durch einen neuernannten, einflußreichen Kardinal mächtig geworden waren, und denen alles daran lag, den Magier als Ketzer zu entlarven, ehe er verschwand. Ich gewann aus den Aufzeichnungen des Marcellus sogar eine Zeitlang den Eindruck, als ob Trappolas Absicht, sich zurückzuziehen, auf einer Warnung seiner hohen Freunde beruht haben kann, daß neue Anschläge gegen ihn im Werke seien.

Der Abend des Abschieds kam. Im Scheine weniger Kerzen waren die Schüler in dem weiten Saale bedrückter Seele um den Meister versammelt. Er saß unter ihnen in einem schweren Stuhl, um den sie auf niedrigen Schemeln saßen oder am Boden gelagert waren. Er sprach:

‚Meine Freunde, es gibt kein schöneres, reineres Fest, als

Abschied zu feiern. Im Abschied allein leuchtet ein einziges Mal hell und voll auf alles, was in einem Menschenbunde lebendig ist, alles Gute, alles Edle, alles Wertvolle. Was trennend ist zwischen Menschen — und stets ist zwischen Menschen Trennendes — geht unter in dem Bewußtsein des Auseinandergehens. Alles Bindende — und viel Bindendes war zwischen uns — tritt ins Herz als liebendes Leid; und das Herz wird warm, und das Herz frohlockt; denn nun besitzt es wandlungslos. Nun wird der eine des anderen Eigentum wie nie zuvor —' Er wollte weitersprechen, als an die Tür gepocht wurde. Alle fuhren auf. Einen Augenblick war atemlose, horchende Stille.

Dann pochte es zum zweitenmal.

Trappola, mit der erhobenen Hand das Zeichen zum Stillbleiben gebend, ging zur Tür, öffnete sie und trat hinaus. Man hörte ihn und eine fremde Stimme leise und ruhig draußen sprechen. Dann kam er zurück, von einem Manne in dunklem Mantel begleitet. Ein feindlicher, spöttischer Zug lag um Trappolas Mund, als er die jetzt aufgestandenen Schüler anredete:

‚Der Herr Kardinal Grimaldi wünscht unserem kleinen Feste beizuwohnen, um es auf Befehl Seiner Heiligkeit zu überwachen. Man hat mich verleumdet und der Irrlehre bezichtigt, die gegen die heilige Kirche gerichtet sei.'

Ein Gemurmel erhob sich unter den Schülern.

Der Kardinal, der jetzt Mantel und Hut ablegte, sagte begütigend: ‚Nicht also. Trappola! Niemand hat Euch verleumdet. Nur wünscht Seine Heiligkeit nicht, daß vor ihm irgendeine Lehre, die in junge Herzen gesät wird, ein Geheimnis sei. Er wünscht teilzunehmen an den Wahrheiten,

die Ihr fandet, und von denen Wunderdinge berichtet werden! Deshalb sendet er mich. Ich soll und will Euch nicht stören. Fahrt nur fort!'

Mit gesenktem Kopfe antwortete der Magier: ‚Es ist heute kein Tag der Lehre, nur eine kleine Feier des Abschieds, weil ich der Lehre entsagen und mich in die Einsamkeit zurückziehen will!'

Der Kardinal verhehlte sein Erstaunen nicht. Dann aber lächelte er fein und sagte: ‚Wie schade, daß ich dann zu ungeschickter Zeit gekommen bin. Aber Eure Urbanität ist sicher so groß, mir, da ich nun einmal hier bin, ein wenig von Eurer Lehre zu erzählen.'

‚Ich werde nie mehr von meiner Lehre sprechen!' erwiderte Trappola.

‚Ich bitte Euch doch darum. Es ist besser, wenn Ihr Euch nicht weigert!'

Leise flüsterte Trappola: ‚Ich weiß, daß Ihr den Eingang mit Schweizern besetzt habt.'

Laut der Kardinal: ‚Das ist kein Argument dagegen, daß Ihr tut, was ich wünsche!'

Wieder leise Trappola: ‚Und wenn ich dennoch schweige?'

Nun auch leise der Kardinal: ‚Ihr werdet sprechen. Ich fordere es zu Eurem und Eurer Schüler Besten.'

Trappola wandte sich ab, während der Kardinal sich setzte und den Schülern, die teils auf ihn, teils auf ihren Meister starrten, ein Zeichen gab, sich auch niederzulassen. Trappola drehte den Kopf und winkte ebenfalls, um dann in seine sinnende Stellung zurückzukehren. So stand er lange.

‚Ein wenig freilich', begann der Kardinal, jetzt wieder ganz höflich, ‚ist von Euren Lehren zu Seiner Heiligkeit gedrungen, und wenn Ihr nicht von Euren Lehren sprechen

wollt, so würde es heute wohl auch genügen, wenn Ihr für das, was von Euren Lehren bekannt geworden ist, ein Beispiel oder, sagen wir, einen Beweis geben möchtet, der sie uns klarer machte.'

Ein Zucken ging durch den Körper des noch immer abgewandten Magiers.

Der Kardinal fuhr fort: ‚Könnt Ihr leugnen, daß Ihr lehrt, es gäbe keine Zeit?' Der Abgewandte schüttelte den Kopf. ‚Nun wohl, die Heilige Schrift lehrt anderes, nennt die Zeit, die Gott gebraucht habe, die Welt zu schaffen, die Zeit, die vom Tode Christi bis zu seiner Himmelfahrt verging —'

‚Lehrt auch,' fuhr Trappola herum, ‚daß es vor Gott keine Zeit gibt, daß tausend Jahre ihm sind wie ein Tag, daß er auf Josuas Bitte Sonne und Zeit anhielt.'

‚Ich will keine Disputation über die Schrift, Meister!' sprach der Kardinal freundlich, ‚ich möchte Eure Lehre begreifen, nicht nur mit Ohren hören, sondern auch mit Augen sehen. Wir kennen Eure Lehre genau.' Er lachte ein wenig. ‚Klopft Eure Wände ab, ob sie nicht Stellen haben, wo sie Ohren sind! Wir kennen Eure Lehre. Wir wollen gerne Beweise sehen.'

‚Ich gebe sie nicht!' sagte Trappola finster.

Da stand der Kardinal auf, nahm Mantel und Hut und lächelte wieder: ‚Das ist schade. Aber ich habe es so erwartet. Ich wußte es. Ich gehe denn zu Seiner Heiligkeit und melde ihm, daß es keine Gefahr mit Euch hat, daß Ihr nur metaphysische Spekulation treibt, die der Kirche gleichgültig ist. Lebt wohl!'

Trappola ließ sich hinreißen, zu erwidern. Und nun hatte ihn der Kardinal da, wo er ihn wollte, in der Leidenschaft.

Nun begann der Magier zu glühen, sah, wie seine Schüler an seinen Lippen hingen, denen es dünkte, als hätten sie noch nie so tief seine Weisheit geschaut, in deren Gesichtern er schon seinen Triumph sah, den sie kommen fühlten; doch er sah nicht, wie sein Lieblingsschüler sich an ihn schmiegte und bittend den Finger an den Mund legte, um Schweigen zu erflehen. Trappola schob ihn von sich, trat vor den Kardinal und schloß seine Rede: ‚Denn meine Lehre ist Tat. Ich gebe Euch den Beweis, den Ihr verlangt! Ich werde die dünne Scheidewand der Zeitlichkeit jetzt durchstoßen ins Dauernde, Zeitlose, und aus ihm in fremde Zeiten, die Ihr die Vergangenheit und Zukunft nennt, und Euch Zeugnisse schaffen.‘

In wilder Leidenschaft, wie ihn seine Schüler noch nie gesehen hatten, stand er in dem Bogen von Dunkel, der sein Gemach teilte. Er streckte den rechten Arm in die Luft, während seine Augen sich wie in innerlichem Krampf schlossen. Da sahen der Kardinal und die Schüler schaudernd, wie erst seine rechte Hand verschwand und Luft wurde, dann der Arm fast bis zur Schulter, von der es wie ein Stumpf aufragte. Dann geschah das gleiche mit seiner linken Hand, mit seinem linken Arm. Erstarrt und reglos stand der hochaufgerichtete Torso des Mannes. Der Kardinal, der rasch seine Fassung wiederfand, umschritt ihn, während die Schüler zurückwichen, und griff nach den verschwundenen Händen, griff hindurch, griff Luft. Er holte eine der Kerzen vom Tisch und leuchtete in das Gesicht des Erstarrten. Da ging ein Zittern durch den Leib des Magiers. Und mit noch mehr Schauder als das Verschwinden sahen alle jetzt das Wiederkehren der ins Ewige hinausgestreckten Arme: es war, als wüchsen, als schnellten

sie aus den beiden Stümpfen hervor. In jeder der beiden zurückgekehrten Hände blitzte es beim Schein der erhobenen Kerze auf. Die Linke hielt ein römisches, goldplattenbesetztes Stirnband, die Rechte einen Ring von fremder, unbekannter Art.

Der Ausdruck einer sieghaften, doch stillen Freude lag auf dem mit geschlossenen Augen lächelnden, dem wie ein friedliches Totenantlitz lächelnden Gesicht des Magiers, als er mit leiser Stimme sagte: ‚Hier ist das Kronband des Diokletian, das ich von des Kaisers Haupt gestreift, da er nun dem Thron entsagen und in die Alterseinsamkeit gehen will — und hier der Ring von der Hand eines Zukünftigen, der an meiner erbrochenen Gruft steht.'

Seine Augen blieben dabei geschlossen, er sah die Gegenstände nicht an, während er noch ganz leise hinzufügte: ‚Ihr saht noch keinen Ring in dieser Zeit wie den, den ich hier halte.'

Dann kam wieder das Zittern in den Körper des Magiers, wuchs, wurde zum Schüttern, zum Krampf. Ohne die Augen zu öffnen, brach er zusammen. Und ehe sie ihn auf sein Lager betten konnten, war er still — und tot.

Die beiden Schmuckstücke — die von Marcellus genau geschildert werden als ein goldplattenbesetztes Kronband aus spätrömischer Zeit und als ein Ring in Fassung fremder Art, mit länglicher Gemme, die einen Chronos mit der Sense darstellt — waren so fest in der Umklammerung der Leichenhände, daß man sie nicht entfernen konnte und sie dem seltsamen Manne ließ, als man ihn ins Grab legte. Das ist das für uns Wesentliche aus den Aufzeichnungen des Marcellus."

Die Gesellschaft blieb still, als Uhden geendet hatte.

Erst nach langer Pause fragte Anna Fernow: „Und die Schmuckstücke, die man fand und die jetzt ausgestellt sind —?"

„Gleichen vollkommen denen der Erzählung und denen, die wir kennen," antwortete Gmelin mit einer Stimme, in der es vor Erregung zitterte.

Das Zwiegespräch zwischen ihm und Anna Fernow ging weiter, während die anderen, noch immer in stummer Ergriffenheit, schwiegen.

„Ist keine Täuschung, kein Irrtum möglich? Müssen wir nun wirklich glauben, daß es einen Menschen gegeben hat, der die Zeit überwand?"

„Natürlich ist Täuschung möglich, ja wahrscheinlich, ja vielleicht sicher. Ein römisches Stirnband wie das des Diokletian kann auf höchst natürliche Weise in die Hände des Trappola gekommen und mit Taschenspielerei von ihm hervorgezaubert sein. Meine Datierung des Ringes, die ihn in wesentlich spätere Zeit als die vom Tode des Trappola setzt, werde ich auch eher bezweifeln, als daß ich an eine wirkliche Überwindung der Zeit glaube."

„Und das Verschwinden der Arme?"

„Ist wunderbar an sich, beweist aber doch nichts dafür, daß der Magier aus der Zeit herauszutreten vermochte, wie er behauptet."

„So ist also doch deine Meinung, daß das Ganze nur eine romantische Sage und ein seltsamer Zufall, daß nichts Wahres daran ist?"

„Nichts Wahres — vielleicht im gemeinen Sinn. Aber eine aus verborgener Seele oder aus dem tief erregten Spiel der Geschehnisse stammende Täuschung kann mehr vom Wesen des Daseins aufschließen als alle bewiesenen Wahrheiten!" —

Die Warnung

Ein kleiner Bruch an der Lokomotive, der ein längeres Halten des Zuges auf freier Strecke nötig machte, führte in einem Abteil zu Gesprächen über Fahrtstörung, Eisenbahnunfälle, deren Verhütung, über zufällige wunderbare Errettung Reisender, von denen der eine, plötzlich erkrankt, einen darauf verunglückenden Zug sehr wider seinen Willen habe verlassen müssen, jener kurz vor einer Entgleisung aus dem gefährdeten Wagen in einen anderen gegangen war, wo niemand verletzt wurde, während wieder ein anderer, der unbedingt mit dem Unglückszug hatte reisen wollen, aus irgendeinem geringfügigen Anlaß den Anschluß versäumte und dadurch am Leben blieb. Es scheine doch für manche Menschen unbewußte Ahnungen und Warnungen zu geben. Da begann ein älterer Herr, der sich bis jetzt noch nicht am Gespräch beteiligt hatte:

„Lassen Sie mich einen solchen Fall erzählen, den ich selber erlebt habe: Ich war auf einer längeren Reise in Kanada. Der Zug fuhr durch einsame Gegenden, in die ich selten hinaussah. Ich hatte mich in einen Roman vertieft, der mich spannte und mich für ein paar Stunden in fremden, erdichteten Schicksalen festhielt. Es waren nicht viel Mitreisende im Zuge. Mit mir war nur noch eine Dame im Abteil, die mich von meinem Roman nicht abzog. Sie saß ziemlich entfernt in einer Ecke und las wie ich. Da ich noch bis zum nächsten Morgen zu fahren hatte, achtete ich nicht auf die Stationen, an denen wir hielten.

Die Dämmerung brach früh herein, es war ein grauer Herbsttag. Bis der Schaffner kam, die Lampen anzuzünden, mußte ich mein Lesen unterbrechen. Ich sah ins Graue hinaus; eine dunkle nasse Böschung glitt gerade am Fenster vorbei. Dann sah ich zu der Dame hinüber und begegnete ihrem Blick, der sich gleich wieder wegwandte und auf das zugeklappte Buch hinabsank. Ich merkte jetzt, daß sie jung und hübsch war, und begann mich für sie zu interessieren. Ich empfand ein Bedauern darüber, daß sie irgendwo aussteigen und ich sie gewiß nicht wiedersehen würde. Ich will Ihnen aber keine Liebesgeschichte erzählen, und um Ihnen jede Spannung von vornherein zu nehmen, erwähne ich, daß die junge Dame später meine Frau geworden ist. Das Gefühl, mit dem ich sie damals ansah, scheint mir aber schon mit zu meiner Geschichte von solch einer merkwürdigen Warnung zu gehören, von solch einer Rettung, die außerdem zwei Menschen fürs Leben verband.

Als ich so zu ihr hinübersah, um dann wieder in meine Gedanken zu versinken, stieg eine wehmütige Heimatlosigkeit in mir auf, der ich nicht wehren konnte und die bald die Bilder bestimmte, die vor meinem inneren Auge vorüberzogen. Ich mußte an das unstete, ruhelose Leben denken, das ich seit meiner Jugend drüben in Amerika geführt, an meine Erlebnisse im Kriege der Nord- und Südstaaten, an meine vielen einsamen Reisen. Unmerklich kam ich immer wieder in Zukunftsbilder hinein und malte mir immer wieder sehnsüchtig ein Heim mit einer lieben Frau und Kindern aus. Ich war schon ein nicht mehr junger Kerl und wollte den Rest meines Lebens nicht ganz verlassen zubringen. Und dabei hatte ich plötzlich ein ängstliches Gefühl, als ob dieser Rest meines Lebens vielleicht

nur noch sehr kurz sein könne. Das hatte ich im Sezessionskriege öfter in unruhigen Stunden vor Gefahren gehabt, während es in drangvollen, wirklich gefährlichen Augenblicken stets einem unerhörten Anspannen und einem merkwürdigen Sicherheitsgefühl wich. Jetzt konnte ich es kaum abschütteln und griff deshalb, sobald die Lampen angezündet waren, wieder zu meinem Roman, zwang mich in die Lektüre hinein und schaute auch kaum auf, als auf der nächsten Station ein Herr einstieg und sich nach flüchtiger Begrüßung mir gegenüber auf den Eckplatz setzte. Beim Umblättern sah ich einmal zu ihm hinüber. Er rauchte und las mit starrem Blick, der immer auf dieselbe Stelle gerichtet schien, in einer Zeitung. Mir kam vor, als sei ich ihm einmal irgendwo begegnet; ich konnte mich aber nicht besinnen, wann und wo. Es mußte wohl vor langer Zeit gewesen sein. Vielleicht, dachte ich, ist es nur eine zufällige Ähnlichkeit, und las weiter, als während der Fahrt noch zwei Herren ins Abteil kamen, die sich neben mich und mein Gegenüber setzten, so daß ich den Buchumschlag, den ich auf das Polster gelegt hatte, wegnehmen und ins Gepäcknetz legen mußte. Dabei sah ich sie an und auch sie kamen mir bekannt vor, während ich ihnen ganz fremd und gleichgültig zu sein schien. Mir ward unbehaglich, ohne daß ich mir einen Grund wußte. Die Herren machten den Eindruck, etwa zehn Jahre jünger zu sein als ich und sich untereinander zu kennen; denn einer von ihnen gab dem Zuerstgekommenen ein Zeitungsblatt hinüber, ohne etwas dazu zu sagen. Der nahm es und hielt es so, daß ich den Kopf des Blattes sehen konnte. Mechanisch sah ich hin und las erst den Namen einer hier in Kanada fast gar nicht verbreiteten Zeitung aus den westlichen Freistaaten, las

dann ein mehr als zehn Jahre zurückliegendes Datum und die Überschrift eines Artikels ‚Sieg der Nordstaaten'. Sie werden es begreiflich finden, daß mir das merkwürdig vorkam. Da wandte einer der Herren, die noch immer kein Wort gesprochen hatten, seinen Kopf zum Gangfenster und wies mit der Hand auf den Artikel, dessen Überschrift ich eben gelesen hatte. Ich folgte seinem Blick und bemerkte nun einen Kopf, der zu den anderen Herren hereinsah und auf die Bewegung des Herrn mit der Zeitung flüchtig nickte.

Ich war aus meinem unbehaglichen Gefühl jetzt ganz aufmerksam geworden und glaubte im nächsten Augenblick, ich sei heute in meiner seelischen Verfassung etwas gestört, daß ich fortwährend Bekannte zu sehen mir einbildete; bei dem Herrn am Gangfenster wiederholte sich dies Gefühl. Aber bei ihm wußte ich allerdings sofort, daß ich mich nicht täuschte, daß ich ihm vor zehn Jahren im Sezessionskrieg begegnet war. Ich stand auf, um ihn zu begrüßen, von ihm zu erfahren, wer die anderen seien und dadurch aus der unbehaglichen Lage erlöst zu werden. Wie ich auf die Tür zuging, verschwand er, und als ich auf den Gang hinaustrat, war die ganze Länge des Wagens vor- und rückwärts kein Mensch zu sehen, außer einem Schaffner, der in der Nähe der Außentür verschlafen an der Wand lehnte. Ich fragte ihn, ob nicht eben ein Herr durch den Gang gekommen sei; er verneinte. Während ich noch mit ihm sprach, traten die drei anderen Herren aus meinem Abteil heraus und gingen in den anschließenden Wagen. Jetzt hörte ich sie sprechen, verstand aber nur, wie der eine sagte: ‚Natürlich aussteigen!' Ich besann mich währenddessen auf den Namen des Herrn, der am Gang-

fenster gestanden hatte. Da fiel mir plötzlich ein, wie ich mit ihm zusammengekommen war. Er hatte eine Meldung an unser Bataillon zu bringen und blieb eine Nacht bei uns. Wir tranken zusammen und waren guter Dinge, bis er im Morgengrauen fortreiten mußte. Ja — hatte es denn nicht geheißen, daß er gleich darauf gefallen sei? Wie falsch, dachte ich, doch manchmal solche Nachrichten sind. Er schien, wie mir jetzt klar wurde, nicht einmal im mindesten gealtert zu sein. Er sah in seinen Zivilsachen ebenso jung aus, wie damals als Offizier. Während ich mich noch über das einstige Zusammensein mit dem vermeintlichen Toten besann, kam ich darauf, daß die anderen auch solch flüchtige Bekanntschaften aus dem Kriege sein müßten. Und wieder schreckte es in mir auf, unheimlicher und nachhaltender: waren denn diese drei nicht auch gefallen? Ja, ich wußte es bestimmt.

Ich ging unruhig und beklommen in mein Abteil zurück, wo mir sogleich die junge Dame mit der Bitte entgegentrat, daß ich ihr beim Herabheben ihres Gepäcks behilflich sein möchte. Ich fragte, ob sie schon am Ziele ihrer Reise sei? Nein, aber sie wolle beim nächsten Halten, wo es auch sei, unbedingt aussteigen und einen Gasthof aufsuchen. Seit einer halben Stunde fühle sie sich, offenbar von dem langen Fahren, elend. Sie müsse für die Nacht ihre Reise unterbrechen. Ihr Blick war, wie sie das sagte, unstet und suchend, so daß ich auf die Vermutung kam, sie möchte noch einen anderen, schwererwiegenden Grund haben, den sie nicht sagen wolle. Mir fiel jetzt auf, wie hübsch sie war. Ich sagte, mein eigenes Unbehagen bezwingend und eigentlich froh, vor mir selbst nun einen Grund zum Aussteigen zu haben — ganz unbefangen zu ihr, ob ich ihr meinen

Schutz anbieten dürfte; ich hätte auch etwas Unangenehmes erlebt und würde ebenfalls gern erst morgen weiterreisen; sie möchte übrigens meinen Vorschlag nicht mißdeuten. Sie sah mich einen Augenblick voll an, fand mich, wie auch späterhin bei anderen Gelegenheiten, vertrauenswürdig und nahm an. Wir traten mit unseren Handgepäckstücken auf den Gang, es dauerte etwa noch eine halbe Stunde, dann stiegen wir aus.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie wohl mir die kühle Herbstluft tat, wie ich aufatmete, mit welcher Befriedigung ich dem davonfahrenden unheimlichen Zug nachsah. Er verschwand mit seinen Lichtern in einem Tunnel. Ich nahm mir vor, jetzt gar nicht mehr an die toten Bekannten zu denken und mich ganz meiner neuen Bekanntschaft zu widmen. Wir gingen in ein nahe am Bahnhof gelegenes Hotel, wo wir uns Zimmer anweisen ließen, und trafen uns dann gleich im Speisesaal zum Abendbrot. Natürlich kamen wir bald wieder auf unsere Flucht aus dem Zuge zu sprechen, erst etwas förmlich und scherzend, wobei sie leicht errötend sagte: ‚Vielleicht wollte das Schicksal, daß wir uns beide näher kennenlernen und die tagsüber versäumten Gespräche nachholen sollten!‘ Dann sprachen wir ernst, und da gestand sie mir, daß es ihr unheimlich geworden sei in dem Zuge, weil der Herr auf dem Gange einem verstorbenen Bruder ihrer Mutter — der übrigens, wie ich nachher feststellte, nie im Kriege gewesen war — so sprechend ähnlich gesehen habe. Worauf ich denn nun auch mit meiner Entdeckung, daß die vier Herren mir als gefallene Kameraden erschienen seien, nicht mehr zurückhielt. Über den ersten Moment eines peinlichen und aufregenden Eindrucks halfen wir uns gleich mit einem Lachen hinweg und

erklärten das Ganze für einen Spuk, der jetzt eben auch modern geworden sei und sich nicht mehr an verfallene Gebäude und dergleichen halte, sondern einfach den nächsten Expreßzug besteige.

In diesem Augenblick kam ein Bahnbeamter eilig herein und trat ans Büfett, wo er hastig etwas erzählte. Leute aus der Küche, die Kellner und einige in der Nähe sitzende Gäste liefen zusammen und ein erregtes Sprechen begann. Der Beamte ging gleich wieder hinaus. Ein Kellner trat an unseren Tisch heran: ‚Der Zug, mit dem Sie kamen, ist eben verunglückt.‘

Noch in derselben Nacht langten die paar geretteten Reisenden an. Die vier Herren waren nicht darunter. Ebensowenig waren sie unter den Verwundeten und Toten, die wir beide am nächsten Morgen alle aus dem Tunnel heraustragen sahen. Ich forschte der Sache noch weiter nach, weil ich an etwas Übersinnliches nicht glaube, es war aber nichts festzustellen: von den überlebenden Reisenden wollte niemand die Reisenden gesehen haben, und der Schaffner, mit dem ich gesprochen hatte, war tot. So blieb die Angelegenheit unaufgeklärt, doch die Tatsache bestehen, daß meine jetzige Frau und ich wie durch ein Wunder gerettet waren; denn der Wagen, in dem wir gesessen hatten, war völlig in Stücke gegangen. Erwähnen möchte ich noch, daß sich in dem Zuge ein junges Hochzeitspaar befand, dessen Leichen umschlungen aus den Trümmern gezogen wurden. Dasselbe Ereignis, das zufällig ihr Leben zerstörte, begründete ebenso zufällig das unsere. Denn ohne die Ahnungsgefühle vor dem Unglück, die wir uns beim Abendessen erzählten und die uns, als das Unglück gleich darauf bekannt wurde, plötzlich wie mit einer

dunklen Schicksalskraft verbanden, wären wir gewiß nicht miteinander bekannt geworden und uns nähergekommen. Seitdem ist uns nie wieder etwas begegnet, worin man eine übernatürliche Fügung hätte sehen können."

Die Frau mit dem Muttermal

Einen meiner Freunde hat jahrelang ein geheimnisvolles Begegnis verfolgt, das ihn ein gut Teil seiner Ruhe und Nervenkraft kostete. Ich will es erzählen, obwohl es sich nie aufgeklärt hat.

Er war Junggeselle zur Zeit, als die seltsame Verfolgung, unter der er zu leiden haben sollte, begann, etwa dreiundvierzig Jahre alt, lebte von einem ausreichenden Vermögen seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Liebhabereien, aus deren Ergebnissen er gelegentlich einmal veröffentlichte, war ein Bergwanderer, der sein Lebensgefühl oft hinauftrug in die Gebirgshöhen, um es da oben in Sonne und Wind klären und ruhig werden zu lassen, und überhaupt ein Gern-Reisender, der sich fremden Städten und Landschaften mit Genuß, Inbrunst, ja einer gewissen Leidenschaft hingab. Und gerade diese Leidenschaft sollte ihm mit Unruhe und Aufregung gestört werden.

Im Jahre 1902 begann es, ohne daß es ihm zuerst auffiel. Er hatte die Wohnung gewechselt, war aus einer Stadtstraße, in der er sich seine mystische Einsamkeit durch dichte Vorhänge, dicke, schalldämpfende Teppiche und die von Wohnungstür und Flur möglichst entfernte Lage seines Arbeitszimmers geschützt hatte, in den ersten und einzigen Stock eines kleinen Landhauses der Vorstadt gezogen, das einem herrschaftlichen Park benachbart lag. Dort übernahmen nun die dichten Wipfel des verwilderten Gartens den Schutz seiner Einsamkeit. Außer ihm wohnte dort, im

Erdgeschoß, nur noch die Familie eines Gärtners. Der Mann war tags zur Arbeit fort, die Frau besorgte die Aufwartung des Mieters, die drei Schulkinder störten ihn nicht. Als er am Tage nach seinem Umzug von einem Besorgungsweg heimkam, sagte ihm die Frau, daß während seiner Abwesenheit eine Dame nach dem Herrn Doktor gefragt habe. Sie, die Gärtnersfrau, sei gerade Einkäufe machen gewesen, aber ihr ältester Junge habe die Dame gesprochen. Sie würde wiederkommen. Sonst hätte sie nichts gesagt, auch keinen Namen. Wie sie ausgesehen habe? Unauffällig, gut angezogen, blond und mit einem kleinen, aber deutlichen roten Mal an der Schläfe dicht neben dem rechten Auge. Der Doktor fand niemand aus seinem Bekanntenkreis, der es hätte sein können, und wunderte sich, daß schon jemand von seinem Umzuge wußte, zumal er ihn einige Tage vor dem Quartalsersten bewerkstelligt hatte, dachte aber nicht weiter darüber nach, sie würde ja wiederkommen, und ging ans Auspacken seiner mitgebrachten Dinge und ans weitere Einräumen seiner Zimmer. —

Das war in den letzten Tagen des März. Die Dame fragte nicht wieder nach, und der Doktor vergaß die Sache bald ganz. Für den August mietete er sich in einer kleinen Pension an Gebirgssee und Wald ein. Er war eingetroffen, hatte sich nach dem Aussteigen aus dem Stellwagen am offenen Fenster seines Zimmers über die Aussicht auf das blaugraue, schneeig in den Himmel ragende Felsgebirge, den Tannenwald am Fuß der Berge und ihr wie ein Farbenhauch über das klare, durchsichtige Wasser gelegtes Spiegelbild gefreut, als es ihn auch schon lockte, hinauszugehen und erst einmal den weiten See zu umwandern. Er aß schnell und brach auf. Als er abends, müde und doch

erfrischt, voll von reichen, landschaftlichen Einzeleindrücken, die er in sich gesogen: einem Wegstück, das weit ausrundend eine jäh herabkommende Schutthalde umwanderte, die sich in dem grünen Wasser verschwindend fortsetzte; einem gleich aus undurchsichtiger Tiefe auf-, ja überragenden Felsblock mit ärmlichen Sträuchern an seinem Gewände, der den Weg ein Stück vom Ufer abdrängte und hinter sich etwa zwanzig Meter hinaufzwang; hinter dem einer Tannenwaldhalle, unter die die Seefläche hereinhellte und -spiegelte; einem aus Wolkenhöhen herabgerissenen wilden und wirren Steinschrund, in dem ein Bächlein rieselte; niederkommenden, glatten, da und dort vorgeneigten Wänden, neben denen der schmale, wasserangespülte Pfad fast wie aufgeschüttet erschien und unter denen im ganz stillen Wasser ein Boot hinfuhr, daß die Ruder bis an die Steinplatten des Weges wellende Trichter in die Seefläche gruben; einer engen seichten Bucht; einem Stück Flachufers mit Schilf und mehreren Holzstegen; einem Badehaus; einer Bootslände — als er mit dieser Fülle von Bildern, in deren jedem er nun während seiner Sommerwochen einmal ganz leben würde, heimkam, sagte ihm der Wirt sogleich, daß eine Dame nach ihm gefragt habe, und zwar den Kutscher, der, um wieder zur Station zu fahren, vor dem Hause hielt. Die Beschreibung war die gleiche wie damals im März; auch das kleine rote Mal neben dem rechten Auge wurde erwähnt; auch: daß sie keinen Namen gesagt habe und wiederkommen würde.

Der Doktor erinnerte sich jetzt und hatte einen Augenblick das unangenehme Gefühl, verfolgt zu sein, schüttelte es aber gleich wieder ab und sagte sich: hier muß es sich ja nun aufklären, wer die Person ist und was sie will, hier

kann man sich ja nicht entgehen wie in der Stadt. Ihm fiel jetzt auch ein, daß er daheim seine Hausleute nie mehr gefragt, ob sie wiedergekommen sei, überhaupt an die ganze Sache nicht mehr gedacht hatte. Jetzt fragte er die nächsten Tage, bekam aber immer ein Nein zur Antwort, fragte nicht mehr und vergaß die Geschichte schließlich wieder, machte seine Wanderungen, las, schrieb Briefe, ruderte, schwamm und ging Mitte September frisch und gestärkt, braun und winterfreudig in die Stadt zurück.

Im November hatte er in Nürnberg zwei Vorträge zu halten. Er nahm eine kleine Freundin, mit der er seit Monaten ein Verhältnis hatte, mit auf die Reise und stieg als „Herr und Frau Dr. . . ." im Fürstenhof ab. Er wollte mit ihr ein paar Tage in den alten Gassen, den hohen Kirchen, dem Germanischen Museum zubringen, um sie mal ganz ohne Rücksichten auf die Leute, unter denen sie gewöhnlich lebten, für sich zu haben. Sie waren spät abends nach einer kalten Fahrt angekommen, hatten ein sehr schönes Zimmer bereit gefunden und sich gleich noch vor dem Schlafengehen für die Tage häuslich eingerichtet, was im Hotel bei den wenigen Sachen, die man mithat, leichter ist als in der eigenen Wohnung. Die Koffer waren rasch ausgepackt, die Kleider in den Schrank gehängt, der saubere Waschtisch eingeräumt; und der Doktor hatte auch schon den Schreibtisch an einen Platz geschoben, wo er tags wie abends ihm bequem stand. So konnte es für einige Tage gut sein. Dann gingen die beiden schlafen, oder ich will lieber sagen: zu Bett. Sie standen am nächsten Morgen ziemlich spät auf. Während der Doktor sich seiner Gewohnheit gemäß rasch ankleidete, um ein paar Zeitungen und Zigarren zu holen, blieb seine Freundin noch liegen, er solle gleich unten das

Frühstück bestellen und es durch das Mädchen aufs Zimmer bringen lassen; sie würde im Bett frühstücken, und er müsse sich nachher zu ihr setzen.

Als er zurückkam, war der Tee eben gebracht worden, und seine Freundin empfing ihn schalkhaft drohend, ob er denn nie genug bekommen könnte und hier, wo sie ihn doch noch gar nicht aus den Augen gelassen, schon wieder mit einem weiblichen Wesen angeknüpft hätte. Und nun berichtete sie auf seine Frage, wie das Mädchen gemeldet, habe so früh schon eine Dame nach ihm gefragt. Jetzt erschrak der Doktor — und so sichtbar, daß seine Freundin, plötzlich ernst, ihn fragte, was ihm sei. Er erzählte ihr kurz, daß nun schon zum dritten Male, immer wenn er in ein neues Quartier komme, diese rätselhafte Dame nach ihm frage, und immer, wenn er ausgegangen sei: sie lasse sich nie wieder im selben Hause blicken und würde immer gleich beschrieben. Er ahne nicht, wer sie sei, und was sie mit ihm zu tun habe. Er klingelte nach dem Mädchen. Die Beschreibung stimmte mit den beiden früheren völlig überein.

„Das ist unheimlich!" sagte die Freundin; aber der Doktor polterte jetzt: „Ach was! Unheimlich! Das ist irgendeine verrückte Person, die mir nachreist. Na ja, du hast recht, nicht gerade sehr angenehm. Aber schließlich auch nicht das Schlimmste. Und was die Hauptsache ist, da sie konsequent nur einmal kommt, wird sie uns die schönen Tage hier nicht stören."

„Du mußt unbedingt herausbekommen, wer sie ist und was sie will," sagte seine Freundin, die neugierig geworden war. „Das will ich auch," erwiderte er, „für hier ist's verpaßt. Aber in meinem nächsten Hotel gleich!"

Der Nürnberger Aufenthalt blieb, wie er vorausgesagt hatte, ohne jede weitere Störung. Die beiden genossen ihn auch recht von Herzen; aber manchmal wurde der Doktor doch bei ihren Wegen und Mahlzeiten unaufmerksam, nachdenklich und sagte unvermittelt irgend etwas auf die Rätselhafte Bezügliches, die ihn mehr und mehr beschäftigte; etwa: „Ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, daß ein vernünftiger Mensch das gerade immer so abpassen kann, daß er mich nie selbst trifft, auch das Vergnügen daran kann ich mir sehr wenig erklären!" Oder: „Ich bin heute morgen wieder alle meine Bekannten durchgegangen, die Beschreibung paßt auf niemand." Er und seine Freundin sprachen die ganze Angelegenheit auch noch des öfteren von Anfang an durch, ohne auf einen Gedanken zu kommen, was dahinter sein könne.

Ich hatte den Doktor, da ich auf Reisen im Ausland war, in dieser Zeit nicht gesehen. Als ich ihn etwa ein Jahr später besuchte, hatte die Geheimnisvolle noch ein weiteres Mal im Hotel nach ihm gefragt. Er erzählte mir alle vier Fälle mit den Einzelheiten. Bald nach dem Ereignis in Nürnberg war er, nur um eine Aufklärung zu versuchen, wieder verreist, ich glaube nach Bamberg, und war dort den ersten Tag überhaupt nicht ausgegangen. Niemand kam. Dann hatte er am nächsten Tage sich auf die Straße begeben, doch so, daß er die Hoteltür im Auge behielt. Einmal ging eine Dame, die er nicht genau sehen konnte, hinein. Er eilte nach. Es war eine Bewohnerin des Gasthofs. Die Geheimnisvolle war offenbar nicht zu täuschen. Er verfiel dann auf das Mittel, daß er vor dem Weggehen den Hotelpförtner anwies, in dem vermuteten Fall zu sagen, daß er zu Hause sei, und die Dame auf sein

Zimmer zu führen, ihn aber gleich aus dem gegenüberliegenden Kaffeehaus zu holen. Auch diese List mißlang. Der Pförtner mußte gerade telephonieren, als die Dame kam, und hatte vergessen, dem Oberkellner, der auch am Eingang stand, Bescheid zu sagen. Alles stimmte: sie war dagewesen, und ohne ihn angetroffen zu haben, mit dem für meinen Freund jetzt fast wie eine Drohung klingenden Versprechen wiederzukommen, gegangen.

Ich beriet mit ihm, und wir beschlossen, zusammen irgendeine Reise zu machen. Ich würde dann zu Hause bleiben, wenn er ausginge, und versuchen, die Dame festzuhalten. Auch das mißlang. Ich hatte mich, nach einigem Auf- und Abgehen in der Halle des Hotels, gerade in einen Klubsessel niedergelassen, von dem aus ich den Eingang im Auge hatte, als ein Ausgeher hereinkam, der meinen Freund hatte weggehen sehen, und den sie vor dem Eingang auf der Straße gefragt hatte.

Nun wollte es der Doktor mit gutem Zureden versuchen, schrieb einen Brief, in dem er bedauerte, den Besuch stets verfehlt zu haben, und um briefliche Angaben bat. Er schrieb scherzend, sie möchte seine Neugier, die ja doch sehr begreiflich sei, entschuldigen, und ihn die Dame, die sich nun schon so lange für ihn interessiere, doch auch einmal von Angesicht zu Angesicht sehen lassen.

Der Brief wurde von der Dame mitgenommen und das nächste Mal — ein Vierteljahr später — uneröffnet wieder abgegeben. Jetzt tat der Doktor ein Übriges; er ließ den Umschlag auf Fingerabdrücke untersuchen. Man fand feststellbar die seinen und einige ersichtlich männliche, offenbar von Hotelbediensteten.

Jetzt gab der Doktor das weitere Forschen auf. Er hatte

sich an die Sache, die ja ungefährlich schien und weiter keine Unannehmlichkeiten mit sich brachte, gewöhnt, und beachtete die regelmäßige Meldung von dem Besuch in jedem neuen Quartier nicht mehr. Er wurde von den paar nahen Freunden, die um die Sache wußten, manchmal sogar geneckt, daß ihn ein unglücklich liebendes Mädchen verfolge und sich ihm doch nicht ganz zu nahen wage, daß er offenbar in den Träumen dieses Wesens ein sehr leidenschaftliches Verhältnis mit ihr habe, und was dergleichen mehr war. Er lachte dazu und schien sich alle Mühe zu geben, nicht mehr an die Sache zu denken.

Da führte ihn der Zufall auf eine Fährte, die vielleicht falsch war und keinesfalls eine Erklärung, eher ein neues Rätsel; aber die doch eine neue Beziehung hereinbrachte und die Fremde bei dem Doktor wieder in den Mittelpunkt des Interesses rückte. Er kramte einmal unter alten Papieren und fand da einen kurzen Liebesbrief und das Bild von einem Mädchen, mit dem er vor mindestens zwanzig Jahren ein Liebesverhältnis gehabt haben mußte, offenbar ein ganz kurzes; und auf dem Bilde, einer Liebhaberaufnahme, war deutlich der dunkle Fleck neben dem rechten Auge, der immer in den Beschreibungen wiederkehrte.

Der Doktor war nie ein Verächter des weiblichen Geschlechts gewesen, und die Zahl der Frauen und Mädchen, mit denen er in tieferer oder flüchtiger Beziehung gestanden hatte, war groß. Er war eigentlich nie allein gewesen; selbst in Zeiten, in denen ihn irgendeine große Arbeit, irgendeine Sorge, ein Berufswechsel oder derlei beschäftigte, ganz konzentrierte und für die meisten Dinge, die ihn sonst angingen, unempfänglich machte, brauchte er ein weib-

liches Wesen neben sich. In solch einer Zeit der gänzlichen Ablenkung, in der ihm die Frau so notwendig, aber auch so unbeachtet wie die Luft war, die er atmete, mochte ihm das Mädchen mit dem Muttermal nahegestanden haben. Denn er hatte sie völlig vergessen. Er saß lange vor dem mit „Martha" unterschriebenen Brief, der um das unaufgezogene Bild lag, und vor dem Bilde, ohne daß ihm irgendeine bestimmte Erinnerung auftauchte. Sein Zustand war wie das Sicherinnernwollen an einen Traum oder etwa: wie wenn man sich an einen vor Jahren einmal im elterlichen Hause gewesenen Dienstboten zu erinnern sucht, den man nur beim Vornamen kannte und an den zu denken nie wieder ein Grund gewesen war. Erst beim zweitenmal, als er Brief und Bild betrachtete, kam ihm das unbestimmte Gefühl, als läge unter dem Schutt von zwei voll durchlebten Jahrzehnten hier etwas Wirkliches verborgen, zu dem er nur den Zugang nicht fand. Und schließlich, als er einen lebendigen Menschen und bildhafte Vorgänge vor sich sah, wußte er wieder nicht, ob er sich die vielleicht nur einbilde. Dabei glaubte er übrigens bestimmt, daß es sich nur um eine zufällige Ähnlichkeit des netten Mädchens von damals mit der so oft gleich beschriebenen Dame handeln könne, da die Dame stets als jung, etwa achtundzwanzig, bezeichnet wurde, und die Heldin der vergessenen kleinen Liebesepisode jetzt einige Vierzig alt sein mußte. Er steckte die beiden vergilbten Pfänder in seine Brieftasche, um gelegentlich Nachforschungen nach dem Verbleib des Mädchens anzustellen, was freilich gleich aussichtslos erschien, da der Brief weder einen Nachnamen, noch die damalige Adresse enthielt.

Er war in dieser Zeit mit wichtigen anderen Dingen

beschäftigt, so daß er sich die Nachforschungen auf später aufbehielt. Da entdeckte er bei seiner nächsten Reise zu seiner nicht geringen Freude eine gewisse talismanartige Wirkung der in seiner Brusttasche befindlichen Erinnerungszeichen: die Dame fragte nicht nach ihm. Es war in Hamburg. Er war mit einer geschäftlichen Angelegenheit, an der ein Teil seines Vermögens hing, so beschäftigt, daß er die ersten Tage seines Aufenthaltes gar nicht an seine Unbekannte gedacht hatte. Erst kurz vor seiner Rückreise, nach Erledigung aller seiner Geschäfte, fiel sie ihm ein. Und nun fragte er zum erstenmal nach ihr. Der Pförtner verneinte; wenn jemand dagewesen wäre, das wäre ihm sofort gemeldet worden.

Damit war der Bann gebrochen. Ich riet ihm, als er's mir erzählte, noch zur Gegenprobe: er solle wieder einmal ohne Brief und Bild reisen. Er tat's. Jetzt blieb die Unbekannte auch da fort; und die Gegenprobe hatte kein klares Ergebnis.

Ernsthaft und scherzend sprachen wir noch manchmal von der nun auch schon wieder einige Jahre zurückliegenden Episode. Er brachte einmal einen ähnlichen Fall, den er in seiner okkultistischen Literatur gefunden hatte, zur Sprache. Da hatte sich ein Mädchen vom Moment ihres Todes ab, der jahrelang nach der völligen Trennung ihres einzigen Liebesverhältnisses eintrat, ihrem treulosen Geliebten mehrfach unzweideutig kundgetan. So deuteten wir nun auch sein Erlebnis: das Mädchen mit dem Muttermal hatte ihn trotz der kurzen Dauer der äußerlichen Beziehung wahrhaft und tief geliebt, was er bei seinem nur flüchtigen Gefallen an ihr nie bemerkt hatte, so daß er sie ganz vergaß. Sie aber behielt ihn in ihrem Herzen und, als sie

1902 starb, fand ihre Seele Mittel und Wege — und mochte es auch nur sein, indem sie sich wie ein Dämon in einer ihr ähnlichen Frau festsetzte und sie zu einer vorsichtigen Verfolgung antrieb, aus der sich die Nichtidentität der beiden Frauen nie ergeben konnte —, ihn, den Treulosen, wieder an sich zu erinnern. Als ihr das gelungen war, fand sie Ruhe und verschwand.

Wir lachten, als wir diese Erklärung gefunden hatten. Der Doktor sagte: „Warum könnte das nicht auch sein? Die Menschen versteifen sich lebend auf soviel törichte Dinge, die ganz nichtig sind, wenn sie sie erreicht haben. Wenn wirklich die Seelen der Toten noch irgendwo in halb irdischen Verhältnissen herumirren, warum sollten sie gleich viel gescheiter geworden sein?"

Er behielt übrigens Bild und Brief immer in seiner Brusttasche.

Die Nähe

Der Student der Philosophie Martin H. saß eines Abends um elf Uhr noch arbeitend in seinem möblierten Zimmer in der Amalienstraße zu München, in Ciceros Schrift „de senectute", Über das Greisenalter, vertieft. Er kam sich bei diesem Studium abwechselnd wie ein das Leben überschauender, friedlich das ganze vergangene Leben besitzender Greis vor — so, wie man sich in der Jugend das Greisenalter eben vorstellt und es vorausfühlt, wie es sich selbst aber nie empfindet — und dann wieder doppelt jung und frisch, trotz der Überarbeitung der letzten Wochen, gerade im Gegensatze zu dem, was er las und was unmerklich aus seinem fast philosophischen Lesen des Textes, aus den wiederkehrenden alten Worten, alles vielleicht Frühalte in seinem Wesen aus ihm heraus und in ein abstraktes Gedankenbild hinüberzog.

Das spätabendliche Arbeiten war bei Martin noch keine sehr langdauernde Gewohnheit und erst seit einigen Monaten eingeführt, erst seit das Examen näherrückte. Früher hatten die Abende, und besonders die der guten, noch sommerlichen Jahreszeit seinen Freunden gehört; auch wohl einmal einer kleinen, nicht tief gehenden und platonischen Liebschaft. Martin war ein schlanker großgewachsener Mensch, hatte ein kluges offenes Auge und gefiel, wo er hinkam; manches Mädchen hätte sich ihm gewiß gern, ganz wie es war und ohne Verkleidung, an den Hals geworfen. Aber das einzige Mal, wo er fast dazu kam, ein

Mädchen, eine niedliche, blonde, etwas leichte Verkäuferin, nach einem Tanzabend mit zu sich zu nehmen, hatte ihn plötzlich eine Scheu und ein Ekel zurückgerissen. Das ärgerte ihn zwar gleich darauf, aber er grübelte nicht weiter darüber nach. Als dann Zwang und Muß die Bücher an die erste Stelle bei ihm setzten, ging eine Veränderung mit ihm vor, über die er sich keine Rechenschaft gab, die aber einschneidend genug wirkte. Sein Leben wurde auf einmal reicher und innerlicher. Je mehr er sich von dem, was die Wirklichkeit ihm geboten hatte, entfernte, je mehr er ohne Vergnügen, ohne die kleinen Liebesabenteuer, selbst ohne Genossen, nur mit den Büchern lebte, um so voller und beglückender fühlte er das Dasein, das jetzt in Fülle auf ihn zuzukommen schien; um so seltener wurden die leeren und gelangweilten Stunden. Es war, als hätte das Wort „Leben" jetzt einen anderen Sinn für ihn bekommen. Er lebte, leise berührt von unendlich viel unsichtbarer Wirklichkeit, gleichzeitig leidenschaftsloser und viel mehr in sich selber daheim. Vielleicht hätte da in ihm eine sehr glückliche Entwicklung einsetzen können, wenn er nicht in dem neuen Eifer des Studiums etwas zuviel getan und sich bei seiner nicht sehr starken und widerstandsfähigen Veranlagung überarbeitet hätte. Das geschah um so leichter, als er es nicht eigentlich gewahr wurde.

An jenem Abend hatte Martin etwa von sechs Uhr an, mit kurzer Abendbrotpause, über den Büchern gesessen, gelesen, kurze Auszüge gemacht, war öfters nachdenkend, das Gelesene in bildhaft gestalteten inneren Besitz verwandelnd und zu seinem eigenen Dasein in Beziehung setzend, auf und nieder gegangen; er fühlte sich durchaus befriedigt und wohl. Es war ein sonnenklarer, nicht zu heißer Tag

gewesen, dem ein kühler Abend folgte, wie es im September häufig ist. Sein Fenster, das auf einen geräumigen, mit ein paar Bäumen bestandenen Hof hinausging, war zugehängt; der Vorhang wehte manchmal in der Nachtluft ein wenig vor und zurück. Die Lampe brannte gelblich hell und machte unter ihrem Pappschirm seinen Platz am Schreibtisch mit den aufgeschlagenen weißen Büchern zu einer Insel wissenschaftlicher Behaglichkeit.

Als es gegen elf Uhr ging, fing er an müde zu werden, beschloß, nur noch zwei Absätze zu lesen, und lehnte sich, ehe er den zweiten begann, wieder einmal nachdenklich im Stuhl zurück, so daß sein Kopf ganz in den Schatten des Lampenschirms eintauchte. Da hatte er ganz plötzlich und unerwartet das bestimmte Gefühl, daß noch jemand mit ihm im Zimmer sei. Er war sich keines Zeichens einer fremden Anwesenheit, eines Lautes, den er gehört hätte, oder auch nur einer Bewegung der Luft bewußt, sein Gefühl war etwa dem zu vergleichen, das von einem ungesehenen, einige Zeit auf uns gerichteten Blick ausgeht. Trotzdem also kein äußerer Grund für seinen Eindruck in sein Bewußtsein gekommen war, tat er doch, was wir alle tun, wenn uns etwas Unvermitteltes aufstößt: er reihte es in den Zusammenhang der Dinge ein, wandte sich und sah nach der Tür, ob etwa seine Wirtin leise eingetreten sei, was er in seiner Arbeit überhört haben könnte. So unkritisch sind oft unsere Urteile, daß wir einen Gedanken, ohne ihn beim Auftauchen zu überprüfen, selbst dann zunächst annehmen, wenn auch nur ein Augenblick des Nachdenkens uns sagen würde, daß wir im Irrtum sind, daß wir noch gar nicht nachgedacht haben: seine Tür ging nicht so leise, daß er ihr Öffnen hätte überhören können; es war drinnen

und draußen ganz still; nichts hatte sich merklich gerührt. Und der Student war sich auch schon, noch ehe er den Kopf gewendet hatte, bewußt, daß die Person, die mit ihm im Zimmer sein mußte, ihm ihre Anwesenheit ohne Laut, kaum durch eine Bewegung der Luft kundgetan haben könne. Es war ihm schon wie eine Bestätigung, als er die im Schatten liegende Tür zugemacht sah und nichts von der Wirtin, die, den Bruchteil einer Sekunde früher, für ihn neben der Tür stand, daß er sich nicht erinnerte, sie sich je willkürlich so deutlich haben vorstellen zu können; er hätte sie zu zeichnen vermocht mit dem etwas schief gehaltenen Kopf, dem alten freundlichen Gesicht und der kleinen gebückten Gestalt. Er sah mit seinem vom Licht geblendeten Auge ins Dunkel des Zimmers und horchte jetzt, ob sich irgend etwas rege. Nichts. Nur der Vorhang schwellte sich vom Luftaustausch zwischen draußen und drinnen wie von einem leisen aber gewaltigen Atem. Das Gefühl einer fremden Anwesenheit hatte sich dem Studenten noch nicht im geringsten vermindert, obschon er es jetzt selbst auf Einbildung oder beginnenden Traum schob, der ihn bei dem Augenblick müden und sinnenden Zurücklehnens unmerklich überschlichen haben mochte. Aber er leuchtete doch alle Ecken und Winkel des Zimmers aus, hob den Vorhang auf, sah in den stillen dunklen Gartenhof hinaus — in dem nur gegenüber noch ein verhangenes Fenster des obersten Stockwerkes mattes Licht hatte, öffnete selbst die Tür und ging mit der Lampe zwischen Schränken und Kommoden bis zum Stiegenhaus. Nichts. Alles war still und ruhig.

Als er ins Zimmer zurückkam, war dies eben noch fast zwanghafte Spüren eines fremden Daseins in seiner Nähe

nicht mehr da. Er lächelte über die Sinnestäuschung, in der er befangen gewesen war, und begann sogleich sich auszukleiden. Er pflegte dabei auf und ab zu gehen, den Tag in seinem Geiste nachleuchten oder Pläne, Absichten, Zukunftsbilder durch sein Vorstellen spielen zu lassen. Heute beschäftigten ihn zunächst Teile seiner Prüfungsarbeit, die er — durch das eben Erlebte einen Augenblick abgelenkt — plötzlich besser zu überschauen begann. Es währte aber nicht lange, so fand er sich schon wieder beim Nachdenken über das seltsame, ihm neue und unbegreifliche Vorkommnis und spürte jetzt, daß es ihn erschreckt hatte. Es gibt leise, langsam wirkende Schrecke, die das Bewußtsein nicht gleich als solche erkennt, nicht anmerkt, und die doch den ganzen Körper und die ganze Seele durchdringen. Er fühlte sich matt, furchtsam und fröstelte etwas. Er verschloß, ehe er sich zur Ruhe legte, gegen seine Gewohnheit, die Tür zum Flur.

Als er im Bett lag, konnte er lange nicht einschlafen. Das Spiel von eben wiederholte sich. Erst hielten ihn in unregelmäßigem Wechsel Gedanken aus seiner Arbeit wach, die ungerufen auftauchten und ihn einmal sogar veranlaßten, nochmals Licht zu machen, aufzustehen und einiges aufzuschreiben, was ihm eingefallen war — dann das mehrmalige immer genauere Wiedervergegenwärtigen seines Erlebnisses in der Erinnerung; dann blieb das Erlebnis allein in seinem Bewußtsein und sank schließlich mit in seinen Schlaf hinab. Sein Nachdenken — aber Nachdenken ist wohl nicht das richtige Wort; besser: sein Weitersuchen nach der fremden Anwesenheit, die er im Raum der greifbaren Dinge nicht hatte finden können, jetzt in seinen Vorstellungen und Gefühlen hatte ihn zunächst zu der Frage

geführt, ob hier nur eine ganz gleichgültige Täuschung seiner etwas überreizten Nerven vorliege oder ob es wohl Wesen, Existenzen, unkörperliche Daseinsarten gäbe, die sich nur so bemerkbar zu machen vermöchten. In der Seele des Menschen ist der Gedanke vielfach zeugend. Die Frage, ob es solche Existenzen geben könne, mag man sie bejahen oder verneinen, beginnt schon, sie in unserer Vorstellung zu erschaffen. Der Student hatte bei seinem, von einsinkendem Schlaf und aufschwebendem Traum leicht verwirrten und sozusagen: von ihm fortgeführten Sinnen ein geistiges Gefühl der fremden Anwesenheit, wie er vorher ein körperlich-nervenhaftes gehabt hatte. Und das letzte, was er vor dem Einschlafen dachte, war, daß solche Art Berührung in den Nerven und im Geiste doch viel tiefer in den Menschen eindringe als jede sinnliche Begegnung in der äußeren Wirklichkeit; das verband sich ihm, seltsam genug, mit einem ganz traulichen und behaglichen, wenn auch traumhaft unbestimmten Bewußtsein von Anschluß, Gesellschaft, Zusammensein, Umhegtheit, Ausruhenkönnen. Er war sich nie so klar geworden darüber, wie einsam und menschenarm er im Grunde immer gewesen war und besonders, seit er sich ganz seiner Arbeit zugewandt. Nur noch dämmernd und als kaum greifbares Gefühl sank es mit in seinen Schlaf hinab, daß er bisher immer eine menschliche Nähe und Wärme entbehrt habe und daß er nun nicht mehr so allein sei. —

Am nächsten Morgen war alles verflogen. Er wandte kaum noch einen Gedanken darauf; höchstens, daß es ihm unangenehm war, sich auf einer anscheinenden Überreizung seiner Nerven ertappt zu haben. Er ging in seine Vorlesungen,

zu seinem Mittagstisch und machte am späten Nachmittag einen Spaziergang, arbeitete im übrigen energisch weiter. Abends, als er wieder bei der Lampe saß, kam ihm ein paarmal flüchtig der Gedanke, ob sich das Vorkommnis des vergangenen Tages wohl wiederholen werde, und er horchte jedesmal dabei auf. Aber es schien, als ob durch diese Aufmerksamkeit das zarte, ganz absichtslose Nähegefühl von etwas Fremdem verscheucht sei. Sein Zimmer blieb ganz leer von allem Geheimnisvollen. Er war froh darüber, hatte keineswegs mehr irgendwelche unbehaglichen Gefühle, wenn er an den gestrigen Abend dachte, und verdoppelte seinen Arbeitseifer. Er schlief gleich fest und ruhig ein, als er sich zu Bett gelegt hatte.

Nachts träumte er, wußte aber am Morgen kaum noch etwas von seinen Traum zu erinnern, obwohl er in der halben Stunde, die dem Tagwerden vorangeht, manches aus dem Traum so klar vor sich gesehen hatte, daß er glaubte, er müsse es, voll erwacht, ganz bestimmt festhalten können. Dennoch war es verflogen, als er sich nachher besann — und auch wieder nicht verflogen: der Traum blieb als ein aus dem Bewußtsein gesunkenes oder besser: in ihm untergesunkenes, aber lebendig fortwirkendes Erlebnis da; er lag für den Studenten wie hinter einer undurchdringlichen Mauer, hinter der er selber eine kurze Zeit war und zu der ihn, ohne daß er wußte, was er dahinter erlebt, eine tiefe und aufwühlende Sehnsucht immer wieder zurückführte. Es war wie ein unerklärbares und unvermitteltes Jugend-, Kindheitsgefühl, das aus diesem Traum noch über ihm schwebte. Nicht ein Zurückdenken, nicht die Erinnerung an irgendein bestimmtes Erlebnis, sondern ein augenblicksweises Zurückkehren in seine damalige unent-

wickelte Persönlichkeit, sein damaliges viel reineres, volleres, aufnehmenderes Daseinsgefühl. Es war das fast gleiche Wiederauftauchen eines sehnsuchtsvollen und doch ganz gesättigten Augenblickes seines Selbst und seines Daseins, das damals wahrscheinlich gegenwartsbeglückt in die Zukunft eilte und jetzt, wahrscheinlich nicht minder sehnsuchtsvoll und gegenwartsbeglückt, Vergangenes wiedererlebte — so, als seien ein früherer und ein jetziger Augenblick seines Lebens durch einen unter dem Gebirge vieler durchlebter und verdeckender Jahre hinführenden Tunnel verbunden, an dessen Mündung er ungewollt vorüberkam. Es war dabei nicht minder unwillkürlich und fast wesenlos, wie die Erinnerung an einen Duft, den man einmal geatmet, einen Geschmack, den man einmal geschmeckt. Und ebenso flüchtig.

Am Nachmittage mußte er einmal ganz unvermittelt an ein hübsches blondes Kind denken, das er als kleiner Knabe geliebt hatte und dessen Züge ihm ganz fern verschwommen wiederkehrten. Er erinnerte sich, daß seine Mutter ihm zuletzt den Verkehr mit dem Mädchen, das wohl ein Nachbarskind war, verboten hatte. Wie er länger daran dachte, kam es ihm vor, als ob das irgendwie mit seinem Traum zusammenhinge. Aber er schob es fort, um wieder an seine Arbeit zu gehen, und vergaß diese Dinge in den nächsten Wochen ganz.

Gegen Ende Oktober etwa war er mit seinen Vorbereitungen zum Examen fertig. Er hatte sehr gründlich geschafft und seine Doktorschrift mit größter Genauigkeit nach allen Seiten ausgebaut. Er betrachtete die zwanzig Bogenlagen der enggeschriebenen Arbeit mit stiller Freude, besonders

seit er den Schlußstrich darunter gesetzt. Er wollte vor dem Einreichen nur das Ganze noch einmal durchsehen. Dies tat er an einem regnerischen Sonntagabend Anfang November, da er am Montag morgen die Arbeit der Fakultät vorzulegen hatte. Seine Wirtin war ins Theater gegangen. Er war allein zu Hause. Er hatte vor, nach Beendigung der Durchsicht noch zu einem Glase Bier in ein nahes Wirtshaus zu gehen, wo er wahrscheinlich einen seiner Studiengenossen treffen würde. Da wiederholte sich sein Erlebnis vom September in einer viel zwingenderen und schreckhafteren Form.

Er war gerade dabei, auf einer der wichtigsten Seiten seiner Abhandlung die Fußnoten nachzuprüfen, und hatte den Blick auf den unteren Rand der Seiten gesenkt, als er fühlte, wie sich eine Hand auf seine Schulter legte — ganz leicht —, ein Kopf neben seinem Kopf über den Tisch beugte und ein Augenpaar, seine Wange streifend, mit ihm auf die Schriftzüge niedersah. Diese Entdeckung ging als ein deutlicher Schreck über ihn hin, so daß er zusammengezuckt einen Augenblick erstarrt dasaß, ehe er sich vorsichtig und langsam nach der Seite der Berührung umwandte. Das Gefühl schwand nicht vor seinem Blick; aber es glitt, so daß er das Streifen der Hand auf der Wolle seines Rockes zu hören meinte, leise hinter ihn. Es trat, als er aufsprang und sich ganz umwandte, wieder hinter ihn und jetzt weiter ins Zimmer zurück. Der Eindruck war so unmittelbar und stark, daß er, ohne zu überlegen, rief: „Wer sind Sie? Was wollen Sie?" Worauf die fremde Gegenwart so unvermittelt, wie sie gekommen war, erlosch. Es war dem Studenten, als ob sie an ganz bestimmter Stelle der Stube, ein unsichtbarer Körper, in sich zusammenfiel und auf dem

Boden zerging. Er trat rasch hinzu, wobei er sich einbildete, noch einen menschlichen Atem gespürt zu haben.
Es konnte trotzdem kein Zweifel sein, daß das, was ihn eben berührt hatte, fort war. Es blieb dem Studenten aber in anderer Weise als das erstemal gegenwärtig, indem ihm gerade jetzt, als der unmittelbare Eindruck aufgehört hatte, die fremde Gegenwart deutlichere Wesenheit annahm. Er wußte plötzlich mit unerschütterlicher Bestimmtheit — für die er nie andere Gründe angeben konnte als eine ganz unwiderlegliche innere Gewißheit —, daß das rätselhafte Wesen eine Frau sei oder ein Mädchen, daß sie ihn mit Liebe suche und an ihm Anteil nehme. Es bildeten sich, während er noch an derselben Stelle seines Zimmers stand, nicht allzufern von einem großen Stehspiegel in der Tür des Kleiderschrankes, vor seinem inneren Auge ganz unbestimmte Züge einer weiblichen Gestalt und eines Gesichtes, aus dem ihn als Erstes, ganz Greifbares der Blick eines klaren dunklen Auges ansah, ein Blick, der, wie er ihn faßte und hielt, immer auf ihn gerichtet zurückzuweichen und schließlich wie hinter Schleiern zu verschwinden schien. In diesem Augenblicke hatte er den Gedanken, ohne ihn vor sich selber bestimmt behaupten zu können, daß diese Erscheinung mit seinem damaligen Traume zusammenhänge.
Martin H. war nicht entfernt abergläubisch, hatte sich wenig mit okkulten Fragen beschäftigt und für den Spiritismus immer nur ein Lächeln gehabt. Er ward auch jetzt nicht etwa anderer Meinung. Aber er kam über die Sonderbarkeit des Vorgangs, der für ihn so zwingend wirklich und doch so außerhalb all seiner bisherigen Erfahrungen war, nicht hinweg. Er begriff und verstand nichts, war sich völlig

klar, daß er über dieses Erlebnis, wenn es ihm ein anderer erzählte, ungläubig lachen würde, und stand doch gebannt unter dem Eindruck einer Wirklichkeit; einer Wirklichkeit, die ihm, je länger er über sie nachdachte, um so unheimlicher und schreckhafter wurde.

Das Gefühl der fremden Nähe, die sich weder in den weiteren Stunden dieses Abends noch in den nächsten Wochen wieder bekundete, die er aber immer fürchtete, wenn er in sein Zimmer trat, als müsse sie ihn erwarten, oder wenn er abends in seinem Zimmer allein war, als müsse sie darin versteckt sein, beschäftigte ihn unausgesetzt, regte auch die Absicht in ihm an, einen Arzt zu befragen — die er allerdings vorerst nicht ausführte —, und brachte ihn schließlich dahin, daß er mit dem bestandenen Examen, obwohl er noch mindestens ein volles Semester in München bleiben wollte und keine weitere Störung seiner Ruhe vorgekommen war, auszuziehen beschloß. Die alten Volksmeinungen und Aberglauben, die sich noch kein halbwissenschaftliches Mäntelchen umgetan haben, sind offenbar auch in Menschen von klarem, geschultem Denken irgendwie eingewurzelt und können, ohne geglaubt zu werden, doch einflußreich und bestimmend sein; sie sind es in ihrer schlichten Einfachheit vielleicht sogar mehr als spiritistische Lehren und Theorien, die von denselben Dingen handeln. So wurde Martin das Gefühl nicht los, daß der rätselhafte Vorgang an sein Zimmer gebunden sei, daß es in seinem Zimmer spuke, und beschloß zu kündigen.

Die Kündigung auszusprechen, war ihm sehr unangenehm und seiner guten alten Wirtin gegenüber höchst peinlich — unangenehm besonders, weil er ja noch in München bleiben wollte und sein jetziges Zimmer in allem so bequem

war. Aber der Grund auszuziehen war für ihn zwingend genug. Er bedurfte auch eines Entschlusses, eines gewichtigen Entschlusses einfach an sich, als seelischer Heilung, wie es ihm vorschwebte. Immerhin brachte er es nicht über sich, seiner Wirtin mündlich zu kündigen, sondern schrieb einen Brief, den er auf seinem Schreibtisch liegen ließ, als er zu einem feierlichen Akt in der Universität, der Antrittsvorlesung eines neuen Professors, auf ein paar Stunden fortging. Er zog die Wohnungstür mit einem tiefen Aufatmen, einer Erleichterung ohnegleichen zu und wurde von dem Gefühl getragen, befreit in ein neues Leben einzugehen. Ja, er war sogar übermütig in der hellen, von frischem Wind durchwehten Sonne seines kurzen Weges bis zum Universitätsgebäude, machte absichtlich einen Umweg über die Ludwigstraße und begrüßte bald lachend einen Kommilitonen, der gleich ihm zu der Antrittsvorlesung ging. Er erzählte ihm sogar, daß er nächstens umziehen würde.

Da waren sie schon im auditorium maximum, in das Professoren, Studenten und Studentinnen in großer Zahl strömten, das sich bald bis auf den letzten Platz füllte, ja noch mit einer Ehrenwache stehender Zuhörer umgeben hatte, ehe der neue Hochschullehrer seine mit Spannung erwartete Vorlesung über ciceronianische Texte begann.

Martin H., dessen Ziel auch der Universitätsdozent war, interessierte sich für das Thema, das seinen eigenen Forschungen nicht fern lag, und für den Mann, den er in einer akademischen Gesellschaft flüchtig kennengelernt hatte. Die klare, besonnene, ruhige, tief zusammenhangvolle Art des trotzdem lebhaften Vortrags fesselte ihn stark, er folgte gespannt den Gedankengängen, die zu neuen Sicherheiten

über die bisher unsicheren Lesarten führten. Er folgte so gespannt, daß er es nicht merkte, wie sozusagen ein heller Teil seines Bewußtseins immer mehr aus der gedrängten Menge heraus zu dem Vortragenden hingezogen wurde und ein anderer, dunklerer, willenloser weit hinter dem vorschwebenden zurückblieb, sich von ihm ablöste und ohne Führung und Kontrolle durch das Ich in der gedrängten Menge versank und verfloß. Er merkte es nicht, wie in ihm gleichzeitig neben seinem angespannten Hören — diesmal im Gegensatz zu den beiden ersten Malen ganz langsam und allmählich — wieder das Gefühl der fremden Nähe, der er schon durch seinen Entschluß ganz entronnen zu sein wähnte, aufwuchs und immer stärker wurde. Es war mit ihm so, wie es mit uns allen manchmal kurz vor dem Einschlafen geht: daß wir einem Gedanken aus dem Tage noch nachgehen und ihn wach verfolgen, während schon der Traum in uns seine Bühne aufgeschlagen hat und die ersten seiner buntphantastischen Szenen spielt, in die dann das kleine helle Nachdenken über dem Abgrund plötzlich, wie in einen farbig strudelnden Wirbel, hineingezogen wird, und nur noch spukhaft da und dort mit zusammenhanglosen Stükken, in die wir selbst mit zerbrochen sind, auftaucht. So folgte der Doktor immer noch der Auseinandersetzung über die ciceronianischen Texte und wurde des tiefen innigen Gefühls von Umschlossen- und Umfaßtsein nicht gewahr, das ihn doch schon in Armen hatte wie ein magischer Lehnstuhl, in den zurückgelehnt die Seele in alle Abgründe sinkt. Während die Worte des Sprechenden für Martin erst den ganzen Raum erfüllt hatten, alle Hörenden zusammenfaßten und das Wesen des ganzen Saals bestimmten, glitten sie mit dem Zuhören Martins allmählich immer

mehr nach vorn, wurden kleiner, klangen schließlich wie aus einem Phonographen, an dessen Schalltrichter das Ohr des Doktors vordrängte; und rings um ihn wurden die Köpfe, die Körper immer losgelöster, immer selbständiger in ihrer Regellosigkeit, wie die hinter allen Bildern lauernden zahllosen Seelen des Traums. Und so wie die Seelen des Traumes hinter den leicht verwandelbaren oder zerstörbaren Bildwänden der inneren Welt hervorkommen und plötzlich fast unmerklich da sind, so daß sie längst da waren, so war schon geraume Zeit die Nähe der fremden Wesenheit stark wie nie in Martin, als sein Bewußtsein noch der immer ferner und kleiner werdenden Stimme des Vortragenden nachzog und sich von dem dunklen Leib seiner Seele entfernte. Und sein vorgeflogenes Bewußtsein kehrte nicht — wie oft, wenn wir uns verloren hatten — mit einer leichten Erschütterung und einem Schrecken in sein dunkleres umfassenderes Ich zurück; sondern es war wieder wie manchmal beim Einschlafen: daß das Wachen wie eine abgelöste Flamme über der dunklen Glut im Rauch hochfliegt und erst droben erlischt. Mit der Schrecklosigkeit, mit der wir im Traum unserem eigenen Leichenzug zusehen können, gab er sich dem Gefühle der fremden Nähe jetzt ganz hin. Während er sie, als er allein in seinem Zimmer war, zuerst unwirklich, gespensterhaft, aufregend empfunden hatte, war sie ihm jetzt, wo er im hellen Saal unter Menschen saß, nichts Beunruhigendes mehr, sondern einfach wirklich. Er wußte, daß die Frau irgendwo hinter ihm im Saal war, vielleicht — ja — in der Nähe der Tür stand, daß sie ihn auf seinem Sitzplatz sehen konnte, während er sich in der Enge nicht soweit umzudrehen vermochte, sie auch zu sehen. Aber sich umzudrehen, das war bei ihm

auch erst nur ein ganz flüchtiger Reiz gewesen. Er sah sie nämlich jetzt unter dem Gefühl des von seit-rückwärts auf ihn gerichteten Blicks halbgeschlossenen Auges innerlich deutlich vor sich, so deutlich, daß er sie sicher sofort erkennen würde, wenn er ihr begegnete: ein großes schwarzes, etwas flackerndes Auge, das auf ihm indessen mit ruhiger, milder Liebe lag, sonnenbraune Gesichtsfarbe, schwarzes, gelocktes Haar; jung, aber das konnte täuschen, selbst den Seidenfilzhut von unbestimmtem Grau und das blaugrüne, locker fallende Seidenkleid glaubte er zu erkennen. Er verlor sich ganz in das Auge, saß Blick in Blick, sprach Blick in Blick — so daß, wenn dies nicht nur innerlich gewesen wäre, er sie im nächsten Augenblick hätte umarmen können; es fehlte an der gegenseitigen stummen Aussprache nichts. Da näherte sich ihm das innerlich gesehene Gesicht, das ihn so festhielt wie er es, allmählich, jetzt schneller — und gleichzeitig schlugen, die um ihn eingetretene Stille plötzlich zerstörend, die Worte des Vortragenden wieder an sein Ohr. Er schrak leicht auf, wußte, daß er sich in Traum verloren hatte — aber ebenso bestimmt wie vorher, daß die fremde Frau im selben Raume sei. Die Stimme des Vortragenden hatte ihn gerade rechtzeitig erreicht, mit den letzten Worten. Alles trampelte und stand auf.

Martin versuchte, sich schnell zur Tür durchzudrängen, konnte aber seine Sitzreihe nicht rasch genug verlassen, daß nicht schon viele hinausgegangen waren, ehe er in die Nähe der Tür kam; er fand die dunkle Frau, deren Dasein er keinen Augenblick bezweifelte, nicht mehr. So schnell er dann eifrig spähend durch die langen Flure den Hinausgehenden voreilte — nichts. Die Fortgehenden teilten sich bald in verschiedene Gänge, Treppen, Ausgangseiten, daß

er enttäuscht sein Suchen aufgeben mußte — sein augenblickliches Suchen; es stand aber jetzt plötzlich ganz fest in ihm, daß die Frau oder das Mädchen irdisch-wirklich existiere, daß er sie und sie ihn liebe. Das hatte die Stunde im Hörsaal vermocht. Martin machte, ehe er zu Tisch ging, noch einen Spaziergang im englischen Garten und dachte fortwährend absichtlich und ohne jedes Gefühl mystischer Nähe an die Frau, stellte sich Gesicht und Auge, das ihm in dem Halbtraum während der Vorlesung erschienen war, lebhaft vor — was ihm freilich nicht so deutlich gelang, wie es ohne sein willkürliches Zutun im Auditorium geschehen war. Er ging gesenkten Blikkes, in einer leicht und glücklich erregten Stimmung, von der Veterinärstraße zum Monopteros, von dort bis zu dem voll und ölig strömenden Kanal, der zu den kleinen Wasserfällen führt, ging an ihm entlang, ganz versunken, aber doch bei jedem weiblichen Wesen, das ihm begegnete, aufschauend. Er war zwar mit seinen Gedanken noch durchaus nicht im reinen über die Angelegenheit, wollte sich manchmal einen Narren schelten, unterlag aber doch gleich immer wieder der seltsamen Verlockung eines Abenteuers, das freilich des Unbegreiflichen genug hatte, dessen Wirklichkeit sich in ihm aber doch so stark kundtat, daß er es nicht länger für eine Folge seiner überreizten Nerven halten konnte.

Es pflegt meist so zu sein, daß Dinge, mit denen wir uns wie zufällig zu beschäftigen anfangen; die Art eines Erlebnisses, das uns begegnet, bald immer mehr damit Verwandtes, Erlebnisse anderer, die wir erfahren, Erzählungen, selbst Bücher auf uns zuzieht, sich ergänzt, wiederholt, spiegelt. So hatte Martin noch nie so viel von okkulten

Phänomenen, Erscheinungen der Telepathie und des Hellsehens und ähnlichen Dingen zu hören bekommen, als seitdem er die fremde Nähe empfand. Die Fragen begannen ihn zu beschäftigen, und es ist natürlich, daß ihm im Zusammenhange mit solchen wunderbaren und doch gut sich in die Erfahrungen einreihenden Berichten sein eigenes Erlebnis nicht mehr ganz unmöglich vorkommen mochte.

Er nahm die Kündigung seiner Wohnung zurück, wobei er sich vor seiner Wirtin recht schämte, und lebte die nächste Zeit wartend hin, was sich wohl begeben würde. Er wußte aus den ersten Berührungen mit der Unbekannten, daß stets mehrere Wochen zwischen ihrem Wiederkehren lagen. Dennoch hielt er sich fast jeden Abend allein zu Hause, blieb bis spät lesend auf – immer gewärtig, immer horchend, immer sozusagen mit dem Gefühl hinter sich zurücktastend. Bei jedem Brief, jedem Besuch dachte er an die Unbekannte und empfand es jedesmal schon als Enttäuschung, daß noch immer kein neues Zeichen der fremden Nähe, vor allem immer noch kein reales, wie er es jetzt bestimmt erwartete, sich zeigen wollte. Er begann erneut nachzudenken über die Sache und kam zu dem Schluß, daß es nun wohl an ihm sei, die geheimnisvolle Geliebte zu suchen, die ihm schon so weit entgegengekommen. Sie müsse ja in dem nicht sehr weiten Umkreis seines Daseins zu finden sein. Wie hätte sie sonst auf ihn aufmerksam werden und ihn mit ihren seelischen Kräften berühren können? Er hatte sich schon gleich nach der Vorlesung gewöhnt, in der Universität, in der er noch einige Seminare weiter besuchte, aufmerksam Umschau zu halten, ebenso auf seinem Wege von und nach Hause, auf seinen Spaziergängen, in der Wirtschaft, in der er zu Mittag aß. Daß das bisher

ohne jeden Erfolg geschah, schreckte ihn nicht ab, kam sogar einer gewissen untätigen, unentschlossenen, lieber träumenden Eigenschaft seines Wesens entgegen. Er liebte die Gefühle unbestimmten Suchens, Sehnens, Wartens und fand in ihnen eine angenehm träumerische Ausfüllung seiner Zeit. Er schrieb, was er früher nie getan hatte, aus diesen Gefühlen heraus sogar ein paar Gedichte „An die unbekannte geliebte Seele" und führte ein Tagebuch.

Das war einige Wochen so hingegangen, da fuhr er eines Nachts aus unruhigem Schlaf von einem Rufe auf, der so deutlich und laut gewesen war, daß Martin, in die Stille tiefer Mitternacht emporgerichtet, nicht glaubte, dieser Ruf könne nur in ihm gewesen sein. Während er noch horchend im Bette saß und alles still blieb, tauchte das letzte Stück seines Traums ins Wachen. Hinter oder unter seinem auf dem Kissen liegenden Kopf war ein ganz heller strahlender Schein gewesen, der Decke und Wände seines Zimmers erleuchtete — er hatte noch jetzt das Gefühl, durch den Hinterkopf von dem Licht geblendet zu sein — sein Schatten war groß und verzeichnet an der Decke erschienen, und er glaubte gleichzeitig seinen Namen von einer ihm irgendwie ganz fern bekannten Stimme gerufen und die Worte gehört zu haben: „Suche mich!"

Er legte sich wieder um, konnte aber nicht mehr einschlafen, trotzdem er sich sehr matt fühlte, beschäftigte sich mit der Unbekannten, die ihm nun schon eine ihn sehr lange dünkende Zeit nicht mehr, und auch jetzt nicht eigentlich, das unmittelbare Gefühl ihrer Nähe erweckt hatte, wonach er sich sehnte, und sann auf Wege, wie er sie suchen könne. Er entwarf eine Anzeige für die Zeitung, die ihm aber am Morgen toll und unsinnig erschien, einen Anschlag am

Schwarzen Brett, in welchem er behaupten wollte, daß sie in der Kleidung und dem Aussehen, die er wach geträumt, damals in der Antrittsvorlesung des neuen Professors gewesen sei und irgend etwas verloren habe, was sie in seiner Wohnung abholen möge, verwarf auch das und war eigentlich ratlos, was er tun solle, stand ganz in vergeblichem Sinnen und Spekulieren am Fenster, als die Wirtin ihm seinen Morgenkaffee brachte. Da entfuhr ihm — er wußte selbst nicht, wie es kam — die Frage, wer vor ihm dies Zimmer bewohnt hätte. Die Wirtin schien auf diese Frage nachdenken zu müssen und nannte schließlich einen weiblichen Namen; es sei eine Malerin gewesen, die vor drei Jahren, kurz ehe er gekommen, in das Atelier an der Ecke der Barer- und Georgenstraße gezogen sei. Sie hätte nichts wieder von ihr gehört. Damit ging sie, unfreundlicher und wortkarger als sonst, was nachwirkender Ärger über die Kündigung sein mochte, hinaus.

Martin war es einen Augenblick ganz seltsam zumute. In seinem ihm selbst immer wieder in die Wesenlosigkeit des Traums entgleitenden Erlebnis stand auf einmal ein wirklicher Name, der Name eines Mädchens. Vielleicht hatte dieser Name ja nichts damit zu tun, vielleicht war es ein bloßer Zufall, daß er gerade diesen Namen erfuhr in dem Augenblick, als er ratlos nach einer Fährte suchte; vielleicht war diese Fährte ganz falsch. Das sagte sich Martin gleich. Aber er fühlte doch eine Lockung, hier weiter zu fahnden — er brauchte, über sich selber ein wenig lachend, den Vergleich, daß er vielleicht wie Kolumbus ein Indien suchen müsse, um ein Amerika zu finden — und beschloß noch am selben Tage in dem ihm genannten Atelier nachzufragen. Als er am Nachmittage dahin auf dem Wege war, verlang-

samte er plötzlich seinen Schritt, stockte, blieb stehen: es ging ihm durch den Kopf, was er sagen solle, wenn er die Vorwohnerin nun fände – er entdeckte, daß er bis jetzt eigentlich ganz bestimmt mit einem negativen Ergebnis seines Weges gerechnet hatte. Er fand bald einen Ausweg: er wollte lachend erzählen, daß es manchmal in seinem Zimmer nicht geheuer zu sein scheine, daß er derlei zwar für baren Unsinn halte, aber doch bei seiner Vorgängerin einmal nachfragen wolle, aus Interesse, ob sie irgend ähnliche Beobachtungen gemacht, da er der Sache nachzugehen beabsichtige.

Damit war er bis an das Haus gekommen, sah es von unten an, fand oben das große Atelierfenster, stieg nicht ohne Herzklopfen die alte ausgetretene Stiege hinauf, fand, was ihn etwas beruhigte, einen anderen weiblichen Namen an der Tür und klingelte. Ein Mädchen in einem langen Malerkittel, das er in der Flurdämmerung nur undeutlich sehen konnte, öffnete: was er wünsche. Er fragte, ob hier nicht Fräulein – und nun nannte er den Namen, den ihm die Wirtin gesagt hatte – wohne oder gewohnt hätte. Zurzeit habe sie das Atelier, seit etwa einem Jahr, antwortete die Malerin; wer früher hier gewohnt, wisse sie nicht. Der Hausmeister würde aber gleich heraufkommen, den könne man fragen. Sie lud Martin ein, so lange in dem Atelier Platz zu nehmen. Er folgte etwas zögernd der Aufforderung, stellte sich, als er hinter der durch einen vollgestellten Flur vorangehenden Führerin die helle Werkstatt betrat, der Malerin vor und entschuldigte sich wegen der Störung, die er verursache. Sie wehrte freundlich ab und lud ihn zum Sitzen ein. Während sie einige verlegene Worte von häufigem Umziehen, der Schwierigkeit, Adressen zu

ermitteln, von dem raschen Wechsel der Jugend in einer Großstadt und den Schicksalen, die in mancher dieser Mietswohnungen durchlebt und wie rasch, oft schon wenn der nächste Mieter eingezogen sei, vergessen würden — während sie so die ersten Worte wechselten, hatte Martin die Malerin betrachten können, was er unter einer ausgesprochenen Sympathiewirkung ihrer klaren, klangvollen Stimme tat, die ihm wie ein in Ton umgewandeltes Altgold erschien. Eine natürliche Einheit zwischen Stimme und Erscheinung bewies genugsam, daß nichts an ihr gekünstelt sein konnte. Sie war rötlichblond, blau- oder grauäugig, hatte eine schlanke Figur und ein ausgesprochen norddeutsches Gesicht, mochte Offizier- oder Beamtentochter sein und war etwas jünger als Martin. Es ging von ihr der gewisse Reiz aus, den junge Damen sonst sehr förmlich und abgeschlossen lebender Gesellschaftskreise haben, wenn sie durch ihren Beruf, durch Stellung und Selbständigkeit ohne ihre gewöhnliche Behütung und Einengung sind und ihr Menschliches stärker hervorkann. Junge Männer empfinden diesen Gegensatz stark; er wirkt erregend auf sie, fesselnd und beunruhigend. Außerdem hatte sie den festhaltenden, entgegenkommenden, aufnehmenden Blick, der anders als das oberflächlich flüchtige, gedankenlose Sehen und rasche Weitersehen vieler jungen Frauen besonders wohltut, der, mag er immerhin gleich ein wenig mit Liebe und Begehren spielen, doch vor allen Dingen geistiges Leben, bewußte Anteilnahme am anderen Menschen und ein eigenes, nicht nur das konventionelle Verhältnis zu Welt und Dingen spiegelt, eigene Seele, Möglichkeiten des Verständnisses und gegenseitigen Gefühls. Dieser Blick, in den sich lebendiger innerer Reichtum drängt, nicht nur zu empfangen, auch zu geben bereit,

hat immer eine rasch gewinnende und anziehende Wirkung auf Männer, die darin die verstehende Genossin und, ohne es sich klarzumachen, den höchsten sinnlichen Genuß, das Untertauchen mit einem geistig und seelisch ebenbürtigen Wesen in die Vergessenheit der Lust, vorausspüren – auch wenn eine so schauende Frau nicht so hübsch ist wie Friede R. Auch war alles, was sie sagte, klug, einfach, ohne Redensarten und von starkem Gefühl für das Leben erfüllt, das sie sicher nicht von kleinlichen Gesichtspunkten aus ansah. Während sie erst harmlos und heiter geplaudert hatte, wurde sie ernst, als beide auf die menschlichen Schicksale in diesen, ihre Inhaber so rasch wechselnden Mietswohnungen zu sprechen kamen, und sagte nach einer Weile des Schweigens, in der eigenes Erleben ihr durch den Kopf gehen mochte: Einsamkeit, Öde und Verlassenheit sei wohl das häufigste Schicksal, das an diesen Zimmern und Werkstätten hänge. Es sei ihr oft schmerzlich, wenn sie mit dem Frühjahr nicht mehr heize, daß dann das einzige Leben um sie, das spielende Feuer im Ofen, sie verlasse. Das sei ein guter Freund und wärme wohl die Seele mehr als den Körper. Jetzt sei es wieder so weit, daß dieser Freund schwinde und der Ofen kalt und leblos im leeren Abend dastehe. Sie könne es dann kaum zu Hause aushalten, und doch sei die Fremde draußen am Abend ja noch größer. Solch ein Wort, von einem jungen Weibe zu einem jungen Manne gesprochen, bindet beide wohl immer ein wenig. Das Gespenst der Einsamkeit wachrufen, heißt dem nächsten Lebendigen nahekommen. Der Doktor hatte den Zweck seines Besuches bald vergessen, als sie so sprach, und bat nach einiger Zeit höflich, ihre Bilder ansehen zu dürfen. Da entstanden neue Beziehungen zwischen den beiden: durch Landschaften, die Martin auch durchwan-

dert hatte; Naturgefühl wurde wach, Schwärmerei für die Berge, und bald lebte eine Fülle des Gemeinsamen um die Unterhaltung der beiden jungen Menschen.

Immer noch war der Hausmeister nicht zum Holen der Kiste gekommen, und die Malerin sagte in einer Pause des Gesprächs, sie wolle ihn jetzt rufen gehen. Aber da wehrte der Doktor, fast ängstlich, so kam es ihr vor: die ganze Angelegenheit sei ja durchaus nicht eilig. Wenn sie gestatte, daß er nach einiger Zeit wieder einmal käme — es hätte gut Zeit bis dahin — und vielleicht dürfe er einmal einen gemeinsamen Ausflug in Vorschlag bringen, er hätte gerade im Gebiet des eben aus der Hochebene sich mehr und mehr erhebenden Gebirges ganz prachtvolle landschaftliche Motive gesehen und im Gedächtnis behalten, die sie vielleicht zu Zeichnungen oder Radierungen anregen würden.

Friede sagte heiter und freundlich zu und gab ihm herzhaft die Hand. Er schrieb ihr seine Wohnung auf und ging — ohne beim Herabsteigen auf der Treppe auch nur entfernt mehr an die Absicht zu denken, mit der er vor einer Stunde das Haus betreten hatte. Es war jetzt Spätnachmittag und noch ein wenig, von Straßen- und Hauswänden zerschnittene, Sonne — dort auf den spiegelnden Fenstern höherer Stockwerke, hier an der Straßenkreuzung sogar auf einem Stück Fußsteig und Fahrdamm, die auf Martins Wege gleich wieder in dem reinen kühlen Widerschein der schmalen, dächerbegrenzten Bahn von Himmelsblau eines Frühlingsabends lagen, der, so hell er ist, sich schon leise von den Steinen zu lösen und aufzuschweben scheint. Es war lebhafter Verkehr, und viele Kinder spielten auf der Straße. Martin ging mit einem seltsam neuen Gefühl da hindurch — wieder nach dem englischen Garten zu; denn er konnte

sich noch nicht entschließen, schon nach Hause zurückzukehren. Er mußte ausschreiten, mußte auch äußerlich in die Bewegung kommen, die sein Herzschlag, sein Atem, die sein Gefühl und davor hinschwebend oder zurückeilend seine Gedanken gingen.

Er war sich mit einer gewissen Freude deutlich bewußt, daß er verliebt war. Wenn er sich im lautlosen Sprechen seiner Gedanken alles klarmachte und auseinanderlegte, dann sagte er sich mit Entschiedenheit, daß die ganze Geschichte mit der Unbekannten, mit der gefühlten Nähe Unsinn, nichts als eine krankhafte Überreizung sei, die jetzt hoffentlich ganz aufhören würde. Während er fast über sich zu lachen begann, wie er sich von so etwas Unwirklichem überhaupt habe bestimmen, beeinflussen lassen können, sprach dann doch gleich wieder in ihm die Erinnerung an das völlige Wirklichkeitsgefühl insbesondere jener ersten noch unpersönlichen Berührung gegen diese Selbstberuhigung lebhaft auf. Gleichzeitig war während seines Ganges der Hirschau zu langsam die Dämmerung gekommen; und je tiefer sie wurde, je mehr sie zwischen Büschen und Bäumen Schatten häufte und die Luft wie ein Schleier von Rauch durchzog, um so mehr schwand die blonde Malerin ins kaum noch Erlebte, noch nicht Wirkliche, verflüchtigte sie sich zu einem bloßen Traumbild, und tauchte die Geheimnisvolle wieder aus ihrer Überdecktheit auf; so daß beide, als er umkehrte und den Heimweg antrat, etwa gleich stark in seiner Seele waren und er aus der ersten freudig erhobenen Stimmung seines Spazierweges in einen richtigen Gefühlskonflikt zwischen den beiden Frauen geriet und sich beiden gegenüber treulos vorkam. Dabei wirkte jetzt gar keine krankhafte Überreizung seiner Nerven unmittelbar mit,

keine mystische Nähe tat sich ihm ahnend kund; lediglich aus der Erinnerung standen beide Frauen in ihm einander gegenüber. Es war ihm dabei unbehaglich zumute, und er bog möglichst bald nach rechts ab zur Stadt, um in belebte, erleuchtete Straßen zu kommen.

Zu Hause fand er eine Rolle auf seinem Tisch liegen, die offenbar während seiner Abwesenheit gebracht worden war. Er öffnete sie und fand eine kleine Landschaftsradierung, die ihm bei Friede R. besonders gefallen und ihm eine sehr schöne Wanderung ins Gedächtnis zurückgerufen hatte; ein paar fröhliche herzliche Zeilen lagen dabei: der Hausmeister sei gleich nach seinem Weggehen gekommen, eine Malerin des Namens, den er genannt, habe nie in dem Hause gewohnt, obwohl der Hausmeister glaube, den Namen früher einmal in der Nachbarschaft gehört zu haben. Sie freue sich jedenfalls, durch diesen Zufall mit ihm bekanntgeworden zu sein, und habe große Lust auf den in Aussicht genommenen Ausflug. Damit er die löbliche Absicht nicht vergesse, sende sie ihm hier das kleine Landschaftsbild, für das er so schmeichelhafte Worte gehabt habe.

Während er noch las, kam die Wirtin herein und sagte ihm, daß ein Mann — offenbar war es der vorhin erwartete Hausmeister — die Rolle gebracht habe. Dann fragte sie, während sie den Waschtisch zurechtmachte, so ganz beiläufig, ob er denn über die frühere Bewohnerin des Zimmers irgend etwas gehört habe, daß er heute früh plötzlich nach ihr gefragt. Der Doktor verneinte kurz; es widerstrebte ihm, das Thema von heute früh wieder aufzunehmen. Es war ihm jetzt in der Freude über den Gruß seiner neuen Bekanntschaft sogar sehr lieb, daß er offenbar in einem falschen Hause gesucht und nichts — oder vielmehr, sagte er

sich, vielleicht alles gefunden hatte. Als die Wirtin hinaus war – er hatte ihr Gehen gar nicht bemerkt – öffnete er das Fenster, sah in den schlafenden Hof mit den verstreuten zugehängten vielen Fenstern oben und der dunklen Gartentiefe unten, atmete ein paarmal tief, schloß wieder und setzte sich an den Schreibtisch, um gleich einen Dankbrief zu verfassen.

Da geschah nach den ersten einleitenden Zeilen seines Briefes etwas Merkwürdiges. Als er, seine neue Freundin sich immer lebhafter vorstellend, wärmer, herzlicher zu schreiben begann, wurde seine Hand erst schwerer und schwerer, um dann, als er den ersten Ausflug vorschlagen wollte, still liegenzubleiben: so, als ob sie von einer anderen Hand gefaßt und angehalten würde. Er konnte gegen diesen Druck zunächst nicht weiterschreiben. Er dachte in diesem Augenblick, auch noch nach dem Stilliegen der Hand, nicht entfernt an die eben wiederkehrende und sich bemerkbar machende Nähe der Unbekannten, war ganz mit seiner neuen Freundin beschäftigt, fragte sich sogar, ob er etwa plötzlich so ermüdet sei, daß ihm der Satz nicht gelingen wolle – aber er wußte ihn ja, es war die Hand, die gehemmt wurde. Sonderbar. Er war noch immer nicht auf den Gedanken an die Unbekannte gekommen und zwang sich zum Weiterschreiben, was erst mühsam, dann besser gelang, so daß er den Brief fertigbrachte. Jetzt erst, als er ihn verschlossen und adressiert hatte, fiel ihm die kurz vorher gewesene fremde Berührung an seiner Hand als unnatürlich auf. Er sah an der Aufschrift des Briefes noch eine gewisse Schwere und Gedehntheit der Schriftzüge.

Die Müdigkeit schien von der rechten Hand aus rasch den ganzen Körper, besonders auch das Auge zu erfüllen, daß

sich Martin fast schon schlafend auszog und ins Bett sank.

Als er am nächsten Morgen den Brief in den Kasten werfen wollte, kam die alte lähmende Müdigkeit, fast Unbeweglichkeit, wieder in seine rechte Hand, und als er ihn darauf — jetzt schon selbst aufmerksam und interessiert — in die Linke nahm und sie zum Schalter hob, glitt die Lähmung auch in sie hinüber; und hier fühlte er einen Augenblick neben der Lähmung die fremde Gegenwart. Es war ihm, als werde er gewarnt; er glaubte nachher sogar ein dicht an seinem Ohr gesprochenes, leise abmahnendes Wort gehört zu haben, das er dann aber doch wieder für eine Erinnerungstäuschung hielt; jedenfalls hatte er die Empfindung einer von außen kommenden Warnung, verbunden mit dem geheimnisvollen Nähegefühl, ganz deutlich. Es lag in seinem Wesen, daß er außerordentlich schwer von etwas einmal Vorgenommenem abließ; selbst wenn es etwas Unwichtiges und Gleichgültiges war und gute Gründe dagegen sprachen, kostete es ihn Mühe, sich anders einzustellen, und seine Stimmung war gewöhnlich nachher verdorben. So warf er, die Hand hochzwingend, den Brief doch ein. Aber von der fremden Nähe, obschon sie weniger eindrücklich war als früher, diesmal unangenehm berührt, führte er seine lange gehegte Absicht, einen Arzt aufzusuchen, nun sofort aus.

Er hatte einmal bei einer Psychologenzusammenkunft, zu der ihn ein Freund mitnahm, einen noch jungen Nervenarzt kennengelernt, der nachher im kleinen Kreise interessante Grenzfälle aus seiner Seelenpraxis erzählte. Der in seinem an Arbeit und Aufregungen reichen Beruf frühzeitig leicht ergraute Arzt und Forscher hatte auf Martin Eindruck

gemacht. Sein ruhiges, klares Auge, das nicht aufhörte, tätig zu sehen, solange es auf einen Menschen, einen Gegenstand gerichtet war, hatte neben eindringender Schärfe sichtlich beruhigende erlösende Kraft. Seine leise, helle Stimme klang wie aus einem Beieinander vieler durchforschter und durchdachter Erfahrungen auf. Dieses Mannes erinnerte sich Martin jetzt und ging zu ihm.

Der Arzt, dem der junge Philologe, der damals so eifrig zugehört und durch einige Fragen gutes Verständnis für das Gebiet der seelischen Behandlungsweise gezeigt hatte, in sympathischer Erinnerung geblieben war, begrüßte Martin herzlich und war nicht wenig erstaunt, als Martin ihm sagte, daß er als Patient käme. Sein Gesichtsausdruck, der erst nur eine freundliche Begrüßung zwischen wissenschaftlichen Kollegen gespiegelt hatte, wurde ernst und aufmerksam, als er Martin nun zum Sitzen einlud und ihn aufforderte, zu berichten, was ihn herführe. Martin erzählte mit der Folgerichtigkeit und Genauigkeit, die jedem Wissenschaftler zur Gewohnheit wird, das ganze noch immer fortdauernde Erlebnis, das er in einigen Zusammenhängen und Beziehungen erst jetzt während dieser Erzählung sich ganz klarmachte, verschwieg nichts, suchte nichts voreilig zu erklären, indem er nur kommentarlose Tatsachen und Beobachtungen gab, und brach bei dem Schwerwerden der Hand am Briefkasten als dem gegenwärtigen Stande der Angelegenheit ab. Den Namen der jungen Malerin hatte er natürlich nicht genannt, wohl aber seinen Eindruck von ihr, seine beginnende Verliebtheit und seine noch bestehende Absicht, mit ihr in nähere Beziehung zu kommen, erwähnt.

Als er geendet hatte, stellte der Arzt zunächst einige Fragen

nach Krankheiten in seiner Familie. Martin wußte nichts zu sagen. Nach seinen Eltern. Sie waren früh gestorben. Martin erinnerte sich noch gut an seinen Vater, der etwa in Martins fünfzehntem Lebensjahre gestorben war, doch kaum mehr an seine Mutter, die er schon, erst etwa sieben Jahr alt, verloren hatte. Er erwähnte dann seine übersteigerte Arbeit vor dem Examen. Aber der Arzt schüttelte nur den Kopf und schien nicht an Überarbeitung zu denken. Er ließ sich das tägliche, gewohnheitsmäßige Leben des Patienten berichten, untersuchte dann sein Herz, seine Lunge, prüfte seinen Knie- und seinen Pupillarreflex und erklärte nach noch einigen weiteren Untersuchungen, daß Martin körperlich völlig gesund sei und eine rein psychische, nicht im Zentralnervensystem liegende Störung bei ihm vorhanden sein müsse, der man schon auf die Spur kommen werde, was gleichbedeutend mit Heilung sei. Er, der Arzt, wolle sich den Fall, der ihm ganz neu und noch unerkennbar sei, erst einige Zeit durch den Kopf gehen lassen, Martin solle genau auf alles ihm Begegnende achten und, sobald etwas vorgekommen sei, wiederkommen und berichten. Der Arzt setzte dann noch lachend hinzu, abergläubische Leute würden in dem letzten Vorgang gewiß eine Schicksalswarnung vor dem Liebesverhältnis sehen. Er solle sich aber durchaus nicht von der Dame, die nach seiner Erzählung sehr nett zu sein und gut zu ihm zu passen scheine, und von der weiteren Verfolgung seiner Absicht abhalten lassen. Vielleicht liege hier schon seine Heilung. Martin dankte ihm und verabschiedete sich. Er fühlte sich etwas befreit und erleichtert. Er konnte sich wenigstens sinken, fallen lassen, entspannen. Ein anderer wachte, dachte für ihn; er fühlte sich geschützt, umsorgt.

Er ging zwei Tage später zu dem verabredeten Ausflug an den Chiemsee pünktlich zur Bahn, wo seine Partnerin, die ihn schon von fern frisch und lustig begrüßte, in leichtem Wanderkleid, mit Stock und Rucksack wartete. Sie fuhren bei herrlichstem Frühlingswetter nach Prien, dann auf dem kleinen Dampfboot zur Schloßinsel, nach Frauenchiemsee, wo sie übernachten wollten, nahmen abends im Mondschein noch ein Boot und ruderten auf die ganz stille Seefläche hinaus.

Schattenhaft im Dämmer standen südlich die Berge und verschwammen ohne Grenze, wie eintauchend, mit dem dunklen, doch lichtüberhauchten Spiegel. Die beiden waren weit hinausgerudert und fühlten die atmende, den unsicheren Nachtschimmer in sich trinkende Wassertiefe unter sich. Sie sahen den niederen nördlichen Schilfstrand vor silbernem Wasser- und Wiesendunst kaum. Erst die Fraueninsel, von der sie herkamen, war noch nah genug, daß sie sich mit Kirche, Klostergebäuden, Fischerhäusern und einigen Bäumen sichtbar flach über den Monddust des Sees hob.

Rings umschimmert wie eine kleine Insel lag das Boot auf der Fläche. Die beiden jungen Leute waren abgetrennt von allen anderen und allein. Sie waren die einzigen Menschen weithin. Sie fühlten diese Inselhaftigkeit so stark, daß sie lange nichts sprachen, nur manchmal zueinander sahen und dann den Blick wieder spielend in die Weite oder hinab in die Tiefe gleiten ließen.

Stille und Frieden, Einsamkeit und Schönheit dieser Stunde öffneten ihre Seelen ganz, daß es ihnen beiden einmal war, als verflössen sie im Mondschimmer miteinander. Das hatte Martin mit leiser Stimme gesagt,

und Friede hatte es, von der Gleichheit ihrer Gedanken seltsam berührt, noch leiser bestätigt. In Martin wurde dabei das Gefühl der unmittelbaren Gegenwart des geliebten Mädchens so stark, so wollüstig süß und berauschend, daß er einen Augenblick fürchtete, die Unbekannte könnte jetzt störend auftauchen: aus dem Wasser, in dem der hart am Bootsbord im Mondschatten tief hineinsinkende Blick undeutlichen Grundschimmer und Spiegelungen zu Gestalten zusammensehen konnte; oder sie würde hinten am Steuer stehen, hochaufgerichtet, dunkel gegen den Mondhimmel oder die Nebelscheinberge. Seine Phantasie arbeitete dieses Bild der am Heck stehenden Schattengestalt so lebendig aus, daß er in die willkürlich hingeträumte Gestalt ganz versank. Sein Blick richtete sich so gebannt dorthin, daß es selbst in dem gemeinsamen Schweigen seiner Freundin auffiel und sie ihn fragte, ob er dort etwas sähe. Er kam zu sich, schüttelte den Kopf und meinte, es sei nun wohl Zeit zum Heimfahren. Sie nickte und fühlte sich wie im Vorüberstreifen von etwas Fremdem in seinem Wesen angerührt. Das Boot glitt, von ihm kräftig gerudert, fast schwebend über die mondige Fläche der immer größer und dunkler auf dem Wasser liegenden Insel zu. Nach dem Anbinden, als sie auf dem für ihr Gefühl auch noch schwimmenden Boden der Insel standen, gaben sie sich, wie auf freundliches Geheiß eines Höheren, einen Kuß, der sie fester, als irgend Worte können, verband, und gingen dann schnell und ohne zu sprechen, doch bis in die Nähe des Gasthauses untergefaßt, heim.

Bald war sein zweiter Besuch in ihrer Werkstatt und dann der erste gemeinsame Theaterabend, zu dem Martin froh

und angeregt die Karten besorgte, verabredet. Und da Friede offenbar mit niemandem in näherer Beziehung stand und ganz unabhängig schien, wurden die beiden auf häufigen gemeinsamen Wegen, Gängen in die Sammlungen und Ausstellungen und auf einigen Tagesausflügen rasch vertraut und fanden zu ihrer Freude, über dem herzlichen Gefallen aneinander, noch viel Gemeinsames in ihren Interessen wie in ihren kleinen Liebhabereien. Friede nahm teil an Martins philologischen Studien, was ihn beglückte; und er wiederum ließ sich von ihr der bildenden Kunst näher bringen, aus der ihm bald neues Lebens-, Daseins- und Weltgefühl zuströmte. Er sagte ihr dabei oft lachend, dieses Einsaugen von Leben aus Bildern und Werken der Plastik werde immer sein einziges Verhältnis zu ihnen bleiben; weder kritische noch kunstgeschichtliche Betrachtung werde ihm irgendwie verständlich.

Erst einige Zeit nach dem Chiemsee-Ausflug sprachen sie zueinander von Liebe und küßten sie sich wieder. Aber da waren sie für ihre wenigen Bekannten, die sie beobachteten, längst ein Paar und wurden auch in ganz unabsichtlichen Gesprächen eigentlich immer zusammen genannt. Es ist so, daß kühle, leidenschaftslose Beobachter viel früher rasch und richtig die notwendige Entwickelung eines Verhältnisses erkennen, die sich für die zunächst Beteiligten unter Widerstreben mit Stockungen und mit dem Gefühl, noch Entschlußfreiheit zu haben, wenn sie längst verloren ist, nicht deutlich so unerbittlich vollzieht, wie die anderen sie sehen und wie sie ist. Nicht nur das junge Mädchen glitt oft unvermittelt von dem neugewonnenen Liebhaber zurück, hatte Tage, wo sie ihn mied, wo sie ganz mit sich und ihren Gefühlen uneins und zerrissen war. Seltsamer-

weise hatte auch Martin, der sie ehrlich liebte, der in der Lage war, sie heiraten zu können, wenn es notwendig werden sollte, und der diesen Gedanken an baldige Heirat immer häufiger erwog, dem ihre tägliche Gegenwart fast schon unentbehrlich geworden war, bedenkliche Stunden.

In jeder Liebe sind Hemmnisse. Treten sie nicht im ersten Anfange auf, so kommen sie später um so sicherer. Die Verbindung zweier Menschen, selbst die flüchtigste, ist keine so leichte, einfache Sache, daß sie sich ohne Schwankungen und Widerstände der Charaktere, die oft fast unüberwindlich erscheinen, vollziehen könnte. Ist doch das Eingehen eines Liebesbundes eine völlige Veränderung jedes der beiden Menschen, die ihn schließen: Aufgabe und Neugewinnen, Opfer und Beschenktwerden, Teilwerden aus einem bisherigen Ganzen und Eintreten in ein schöneres und größeres Ganzes.

Friede hatte sich oft geschworen, nie zu heiraten, um ihrer Arbeit, ihrer Kunst, ihrer Freiheit willen; um dem Leben, das ihr zuströmte, immer unbehindert offen zu bleiben. Sie hatte nichts gegen den Gedanken, einmal einen Geliebten zu haben, sehnte sich sogar oft danach. Aber dagegen wieder erhoben sich in ihr Abkunft, Erziehung und ein Frauengefühl, das gegen ihre verstandesmäßigen Entschlüsse, doch zur Ehe, zu Kindern strebte. Dann aber hatte sie auch noch ein Besonderes gegen Martin, so innig sie ihn mit ihrer ersten Liebe liebte. Es kam ihr vor, als ob er ihr etwas verberge; sie empfand, ohne irgendeinen Gedanken, was es sein könne, sein Erlebnis mit der unbekannten Nähe. Ein Zartgefühl hielt sie dann wieder ab, ihn danach zu fragen, was sie oft schon gewollt hatte.

Es ist schwer, ganz deutlich zu machen, was in Martin

vorging, wenn er sich manchmal ein paar Tage fast nicht sehen ließ, fortlief und Arbeit auf der Staatsbibliothek vorschützte oder gar auf kürzere Reisen ging, von denen er allerdings immer sehr rasch reumütig zurückkehrte. Es war nicht nur das bei jeder Liebesverbindung sich wenigstens einmal aufreckende und gegen ihre Verfestigung ankämpfende Gefühl der sich verlierenden oder schon verlorenen Freiheit; es waren nicht nur die inneren rhythmischen Störungen seines Tagesablaufs, die sich bei jeder Verbindung zwischen zwei Menschen notwendig ergeben, weil die Lebensbewegung zweier, einander noch so sehr liebenden und ineinander aufgehenden Menschen viel schwerer in gleichen Gang zu bringen ist als zwei Uhren. Es war vielmehr auch noch ein Selbstvorwurf in ihm und ein Unrechtgefühl gegen die jetzt verscheuchte fremde weibliche Anwesenheit, deren Verschwundensein in Martins Seele oft eine unerklärliche Leere und Verlassenheit entstehen machte. Um sich selber klar zu werden, zu überwinden, sich wiederzufinden, ging er dann allein fort; oft nach einem kleinen nichtsbedeutenden Zank mit Friede oder an Tagen, wo sie plötzlich kühler und zurückhaltender war. Er suchte dann allein, wenn er noch ärgerlich bei schlechtem Wetter, oder bei Dunkelheit in den englischen Garten hineingegangen war, sich an die alten Erlebnisse zu erinnern, um Klarheit über seine Gefühle zu gewinnen, und redete sich ein, die leise geistige Berührung, die er da gefühlt und die ihn damals eigentlich mehr beängstigt als beglückt hatte, habe ihm wohler getan als ein Kuß seiner Geliebten. Er rief jetzt manchmal absichtsvoll die Täuschung jener fremden Nähe hervor, um zu erfahren, ob zwischen ihm und jenem empfundenen Wesen eine mehr als zufällige, eine tiefere seelische Beziehung bestehe. Auf

einem solcher einsamen dunklen Abendwege im englischen Garten, durch den matt das schwere Fließen des durch seine ebene Anlage geleiteten Wassers aufschimmerte, zwischen den undeutlichen feuchtschwarzen Stämmen, hatte er halbgeschlossenen Auges und sehr aufgerichtet das fast täuschende Gefühl aus sich heraufgezwungen, eine Frau, den Arm um seine Schulter gelegt, gehe neben ihm hin. Aber er erkannte bald, daß zwischen dem Suchen nach jenem verlorenen Erlebnis und diesem selbst eine undurchdringliche Scheidewand, daß es der Absicht und dem Willen ganz entzogen sei; denn er empfand diese vorgetäuschte Frau sogleich seiner Geliebten viel näher als dem fremden unbekannten Wesen. Da kehrte er mit doppelter Liebe zu Friede zurück.

Einmal hatte er beim Nachmittagsschlaf eine Traumtäuschung, die, obschon sie unabsichtlich kam, doch auch nicht ganz mit der Unbekannten verfloß, ebensogut mit Friede zusammenhängen konnte und unpersönlich blieb, von Martin aber dann endgültig mit Friede verschmolzen wurde. Er spürte, während er im ausgehenden Halbschlaf lag, ganz leicht und leise den Druck eines anderen Gesichts an seiner Wange, Druck und Wärme. Solange er sich nicht regte, blieb das Gesicht auch im Wachen noch und hob sich dann rasch wie ein Schleier von ihm fort.

Etwa vier bis sechs Wochen nach seinem Besuch bei dem Arzt ging Martin wieder zu ihm, eigentlich froh und guter Dinge, weil er nichts Neues zu berichten hatte und fast in dem Gefühl, geheilt zu sein. Er sagte dem Arzt auch gleich, sein Rat bezüglich des Liebeserlebnisses habe vortrefflich angeschlagen. Es habe sich nichts wieder gemeldet.

Aber der Arzt sah diesmal bedenklicher aus als wie bei der ersten Befragung und antwortete auf Martins Begrüßung: er dürfe sich dennoch durchaus nicht schon als geheilt ansehen; die Sache müßte ganz herausgebracht werden.
Ob er sich inzwischen ein Bild gemacht, einen Weg, eine Möglichkeit der Erklärung gefunden habe? fragte Martin.
Möglichkeiten sehe er mehrere, antwortete der Arzt ausweichend. Sie seien aber nur brauchbar zum Auffinden der Gewißheit, die allein helfen könne. Und die habe er noch durchaus nicht.
Wie er das meine?
Im Verschleppen der Sache, im Unterdrücken sehe er jetzt eine Gefahr, antwortete der Arzt, sichtlich mehr aus seinen weitergehenden Gedanken heraus als auf Martins Frage hin; es gefalle ihm nicht, daß sich so lange nichts gezeigt habe; es könne sich gestaut, sich angesammelt haben und dann nach längerer Pause nur schlimmer hervorbrechen.
„Ihr Liebesverhältnis, das ich unrichtigerweise begünstigt habe," fuhr er fort, „unterdrückt offensichtlich nur das Erlebnis, das Sie von innen heraus überfiel und aus Ihnen herauswollte. Ich hatte den Zusammenhang noch gar nicht, als Sie das erste Mal da waren, hatte Sie auch unter anderen Umständen kennengelernt und deshalb nicht so voll als Patienten im Gefühl, daß ich gleich auf den richtigen Weg gekommen wäre."
„Ich soll doch jetzt die Beziehung nicht etwa abbrechen?" fragte Martin erregt.
„Ich kann es Ihnen freilich nicht vorschreiben," lächelte der Arzt, „zumal ich ja selbst mit schuld bin, daß sie sich entwickelt hat. Aber ich frage Sie, ob Sie den Mut haben, sie um Ihrer Heilung willen aufs Spiel zu setzen?"

Martin antwortete erst nach einem Schweigen, daß diese Liebesbeziehung viel zu ernst und lebenswichtig für ihn geworden sei, als daß er sie um egoistischer Zwecke willen aufgeben könne.

„Das sollen Sie ja nicht! Es ist nur möglich, daß sie über der Heilung in die Brüche gehen kann. Besteht für Sie auch nicht der geringste Zweifel mehr, daß Sie in dem Mädchen Ihr Lebensschicksal gefunden haben?"

Martin schwieg und wollte dann die Frage bejahen.

Aber der Arzt antwortete schon auf sein Schweigen: „Wenn Sie nicht gleich ‚ja' sagen, so wird es nur zu Ihrem Besten sein, wenn durch das, was zu Ihrer Heilung mir notwendig erscheint, eine Prüfung sowohl Ihrer Gefühle wie der Ihrer Geliebten stattfindet. Ich glaube, das kann ich Ihnen jetzt schon sagen, an einen guten Ausgang. Aber Ihr seelischer Zustand, der ungefährlich scheint, nicht ist, kann bis zu ernstesten Störungen Ihrer geistigen Gesundheit führen. Ich halte es für unumgänglich, daß eine Krisis herbeigeführt wird, die uns zeigt, was da in Ihrem Unterbewußtsein rumort, wer die Frau ist, die Sie heimgesucht hat. Sie muß aus ihrer Verborgenheit heraus, wenn Sie gesund werden sollen. Und gesund werden müssen Sie, ehe Sie einen Lebensbund eingehen dürfen."

„Was soll ich tun?"

„Nur mir sagen, ob Sie bereit sind!"

Wieder entstand ein Schweigen, währenddessen der Arzt aufstand, an den Schreibtisch ging und einige Aufzeichnungen machte.

Über Martin war es, gerade im Gegensatze zu der zuversichtlichen Stimmung, in der er gekommen war, wie eine siedend heiße Welle zusammengeschlagen, daß er sich jetzt

auf einmal kränker fühlen sollte als vorher. Aber — er fühlte es schon. Er fühlte eine gesteigerte Angst, eine gesteigerte Unruhe, als seien die geheimnisvollen Begegnungen mit der Unbekannten, die ihm bei seinem Kommen schon Jahre zurückzuliegen schienen, erst gestern gewesen. Ja, seine Angst und Unruhe waren viel stärker als damals, wo die Begegnungen wirklich geschahen.

Der Arzt hatte sich ihm wieder zugewandt und fing nun an, Martin nach früheren Erlebnissen mit Frauen, nach Schulbekanntschaften, Erzieherinnen, auch nach etwa einmal gewesenem leidenschaftlichem Gefühl für irgendeinen Mitschüler zu fragen. Er erkundigte sich nach der frühesten Lektüre, an die sich Martin noch erinnern konnte, und suchte dort, wo Martin etwas ausführlicher antwortete, durch Fragen noch mehr Erinnerungen zu wecken. Aber soviel auch ans Licht kam, für die Hauptfrage war es scheinbar ergebnislos. Doch versank Martin, ohne daß er sich dessen klar bewußt wurde, immer tiefer in Kindheitserinnerungen und -gefühle. Eine Wolke einst unverstandener Leidenschaften umhüllte ihn, daß er schließlich nichts mehr deutlich sah. Er wurde müde, sank in den Klubsessel, auf dem er saß, tiefer zurück, wollte sich wieder aufraffen; was nicht mehr gelang, als er dem beruhigenden Auge des Arztes begegnete und seine Stimme hörte, daß er ein wenig schlafen solle. Das tat ihm wohl. Sein Bewußtsein schwand.

Als er wieder zu sich kam, wußte er nicht, wie lange er geschlafen hatte. Es konnte höchstens eine halbe Stunde gewesen sein. Seltsam. Er sah nach der Uhr. Nicht einmal eine halbe Stunde. Er mußte geträumt haben, glaubte unbestimmt Worte gehört und Personen gesehen zu haben.

Der Arzt, der jetzt wieder heiter und betreffs Martins ohne Sorge zu sein schien, empfahl ihm nur noch, sobald sich das geringste neue Zeichen der fremden Nähe melde, wiederzukommen oder zu ihm zu schicken.

Friede strebte trotz aller Bedenklichkeiten und zeitweiligen Rückzüge der endlichen Liebesvereinigung mit ihrem Geliebten zu. Sie war sich dessen fast klar bewußt. Es war das, was kommen mußte. Aber seit diese gefühlte Gewißheit über sie gekommen war, wurde es ihr ein seliges Spiel, den Tag, den sie wußte, immer wieder hinauszuschieben. Nur weil er ihr so gewiß war, weil sie längst so alle bürgerlichen Bedenklichkeiten überwunden und in sich abgetan hatte, konnte sie trotz ihrer Sehnsucht auch nach dem Leibe ihres Geliebten beglückenden, tausend Vorgenüsse atmenden Aufschub bereiten und ertragen. Und sie fühlte in diesem Aufschub und Spiel mit so seliger Sicherheit, daß sie einander unlöslich und für immer gehörten, daß gar keine Gefahr, ihn etwa zu verlieren, mehr darin lag. So hätte dies Spiel, welches den ersehnten Augenblick ganz nahe kommen ließ, um ihm dann doch immer wieder zu entschlüpfen, noch lange dauern können, wenn Friede nicht mehr und mehr auf die Seltsamkeiten in der Seele Martins aufmerksam geworden wäre, für die sie freilich nicht die richtige Erklärung fand. Sie konnte, zumal Martin nie von solchen Dingen sprach, natürlich nicht ahnen, was in ihm vorging, welche seltsame und gefährliche Nebenbuhlerin sie hatte. Sie hegte die Vermutung, daß ihr noch immer nicht ganz erfülltes Liebesverhältnis Martins Nervenruhe untergrabe, und sagte sich mehr als einmal, daß sie sich nun rasch ganz haben müßten, wenn ihr Glück

nicht in sich ersticken solle. So wurde sie recht eigentlich von ihrer unbekannten Nebenbuhlerin, deren Nähe sie nicht ahnte, ins Liebesbett geführt. Aber noch bis zuletzt kam auch immer wieder der Zweifel in ihr hoch, ob sie Martin, ob er sie auch wirklich liebe. Und wenn sie sich spielend eine Ehe mit ihm vorstellte — beglückend vorstellte, dann schreckte sie immer wieder ein wenig zurück; und jetzt nicht mehr aus ihren früher gefaßten Grundsätzen, sondern lediglich aus dem Fremdheitsgefühl, das manchmal von ihm ausging, und aus dem Gefühl, als ob ihre Liebe noch eine Beziehung mehr zu ihm brauche, als das, was beide bisher verband. Ihr war ganz deutlich, daß nur die Ehe sie beide ganz beglücken würde; und daß da, in dem Tätigsein für ihn, in dem Teilhaben an allem, auch den Sorgen, die er ihr jetzt noch nicht sagte, ihr volles Glück liegen würde.

Friede malte Martins Bildnis. Wieder war an einem kalten regnerischen Frühlingstage eine Sitzung in ihrer kleinen Werkstatt, die allein hoch oben neben dem Boden des Hauses lag, in der sie niemand störte. Er plauderte, während sie ihn immer wieder zur richtigen Haltung ermahnte — er durfte sie nicht ansehen, weil sie ihn von der Seite malte —, plauderte scherzend über ihren Beruf, über den sie dann und wann, langsam sprechend, so als ginge ihr Wort, ja ihr Gedanke genau mit dem Pinselstrich, oder sie sprach auch einmal mehr und schneller, wenn sie auf der Palette die richtige Farbe suchte, eine Bemerkung machte, die ganz aus dem Erfülltsein von der Arbeit kam. Dann trübte sich der Himmel in dem großen Fenster, das Licht verlor seine Farbkraft, ward stumpf; Friede legte das Werkzeug hin, und beide saßen sich in der beginnenden

Dämmerung, nachdem sie sich erst umarmt und geküßt hatten, bei einer Tasse Tee gegenüber. Es war, trotzdem das Feuer in dem kleinen eisernen Ofen nur noch wenig glühte, warm und still behaglich. Das Gespräch, das noch über Friedes Aussichten auf der Ausstellung, ihre Pläne, die Richtung ihrer neueren Arbeiten fortgegangen war, verebbte, verstummte. In beiden gingen noch eine Zeitlang Gedankenreihen aus dem Gespräch weiter, die dann umwendeten und einander in dem eingedämmerten Raum tastend suchten. Während ihr Schweigen erst leicht über ihren Gedanken lag, wurde es bald schwerer, drückender, verhaltener. Es füllte sich mit lagernden Liebes- und Erregungskräften, die aus beider Seelen und Körpern hineinströmten in den dunklen Raum. Es wurde zum schwülen Wissen der nächsten Stunde, es vollzog in sich schon die ineinanderstürzende Vereinigung der beiden, die einander noch immer unbewegt gegenübersaßen. Obwohl sie kaum mehr Auge und Auge in der vollen Dunkelheit sahen, machte Friede kein Licht. —

Plötzlich lagen sie sich in den Armen und küßten sich heiß wie noch nie, verzehrend, vergehend, die Seelen ineinandertrinkend. —

Jubelnd, wie ein Junge selig, hob Martin das Mädchen hoch und trug sie zum Bett, als er plötzlich zusammenzuckte, sie niedersinken ließ, einen Schritt in den Raum machte, die Arme ausgebreitet „Meine Mutter —!" schrie und ohnmächtig zusammenbrach.

Als er wieder zu sich kam, war es Nacht. Er lag auf dem Bett seiner Geliebten, sie saß neben ihm beim Schein einer Kerze. Er wußte nichts von dem, was vorgefallen war,

glaubte dann, mit Friede geschlafen zu haben, und war so matt, daß er bald wieder in Schlaf verfiel.

In den kurzen Minuten seines Wachseins hatte ihm Friede mit einem neuen unendlich innigen und hingegebenen Blick des Auges gesagt, daß er krank sei, und ihn gefragt, ob er einen Arzt habe, den er kenne und der ihn schon behandelt hätte. Er hatte darauf mit erstauntem Blick den Nervenarzt genannt.

Als er am nächsten Morgen kräftiger und wohler erwachte, saß statt Friedes der Arzt an seinem Bett. Er begrüßte Martin fröhlich, gab ihm die Hand und sagte lachend: „Seien Sie froh! Die Krisis ist überwunden. Sie werden gesund. Und Ihre Liebe ist auch nicht darüber in die Brüche gegangen. Im Gegenteil. Wenn noch etwas an Gefühl für Sie bei Ihrer Dame fehlte, jetzt besitzen Sie es ganz und für immer. Und nun stehen Sie schnell auf und kommen Sie mit!"

Martin verstand nicht, aber die Heiterkeit des Arztes ging auf ihn über. Er zog sich an.

„Schnell, schnell!" sagte der Arzt, „kommen Sie!"

Sie gingen in Martins Wohnung.

„Was nun?" fragte Martin.

„Haben Sie irgendein Bild und Briefe von Ihrer Mutter?"

„Ja."

„Zeigen Sie sie mir!"

Martin mußte lange im Schreibtisch suchen, ehe er ein umschnürtes Päckchen herausbrachte, in dem ein Bild seiner Mutter war. Auf dem Tisch stand nur ein Bild seines Vaters.

„Warum haben Sie kein Bild Ihrer Mutter auf dem Tisch?"

Martin schwieg erst und sagte dann leise: „Ich habe nie eins auf dem Tisch gehabt. Mein Vater stand offenbar schlecht mit meiner Mutter, die kurz vor ihrem Tode von ihm geschieden wurde. Mein Vater duldete kein Bild von ihr im Hause. Er duldete nicht, daß von ihr gesprochen wurde, und suchte jede Erinnerung an sie zu tilgen. Mein Vormund, sein Bruder, setzte diese Ausschließung meiner toten Mutter aus meinem Leben, offenbar nach den letzten Bestimmungen meines Vaters, streng fort. So schwand meine Mutter ganz aus meinem Gesichtskreis, ich dachte nie oder sehr selten an sie und behielt die Gewohnheit, ihr Bild nicht aufzustellen, bei — wenn Sie wollen, aus Aberglauben, um nichts an dem durch die Zeit Geheiligten zu ändern. Aber warum fragen Sie danach?"

„Ich verordne Ihnen nun," sagte der Arzt lächelnd, „daß Sie von jetzt ab dies schöne Bild Ihrer Mutter stets auf dem Tisch haben neben dem Ihres Vaters und dem Ihrer Geliebten, und daß Sie es recht oft und recht genau ansehen, daß Sie Briefe, die Sie etwa noch von Ihrer Mutter finden, recht oft lesen. Sehen Sie gleich jetzt einmal das Bild an!"

Martin nahm das Bild und betrachtete die schönen, dunklen, aber unruhigen und ein wenig harten Züge seiner jung gestorbenen Mutter andächtig: „Ich habe das merkwürdige Gefühl, als erinnerte ich mich meiner Mutter jetzt, obwohl ich nie —", hier stockte er und sah suchend vor sich hin, dann fragend zu dem Arzt, der seinen Blick ernst erwiderte und nickte.

„Meine Mutter —?"

„Ja. Ihre Mutter, die nun nicht mehr selbst zu Ihnen kommen wird, deren Schatten versöhnt ist, da Sie ihrer nun in Liebe gedenken!"

„Ja, aber wie —?"

Der Arzt lächelte: „Sie wissen noch aus unserer Unterhaltung damals, daß ich ein böser psychischer Materialist bin. Meine Erklärung behalte ich also für mich. Aber ich will Ihnen eine poetische geben, die Ihnen mehr zusagen wird: Ihre Mutter hat Sie, auf seltsame Weise freilich, zu Ihrer Geliebten geführt und Ihren Bund gestiftet, der vielleicht Ihr ganzes Lebensglück bedeuten wird. Dann hat sie, eifersüchtig und wohl wissend, daß Sie noch nicht sich an eine Frau binden durften, weil Sie krank waren, Sie wieder gewarnt, zurückgehalten. Frauen sind immer ein bißchen inkonsequent. Überängstlich fürchtete sie vielleicht auch die Krise, die für ihren Sohn notwendig war, wenn er frei und gesund werden sollte. Aber schließlich hat sie sich doch dieser Notwendigkeit einsichtsvoll gebeugt und hat selbst die Krise herbeigeführt, die Sie gerettet hat. Danken Sie Ihrer Mutter, lieber Freund!"

Da kam Friede herein —

Der Anzug in einem Stück

Der spätere fürstliche Hoflieferant, Strickwaren, feine Herren- und Damen-Unterkleidung, Philipp Barzun & Co., am Markt 7, hatte einen großen Lebensgedanken, der früh keimte, ihn durch mehrere Jahrzehnte seines sonst alltäglichen Daseins begleitete und etwa um seinen fünfzigsten Geburtstag zur Reife gedieh. Dieser Lebensgedanke, diese den schlichten Mann führende, seine Persönlichkeit gestaltende, für Angehörige und Freunde fast lästig werdende Idee war: einen Anzug in einem einzigen Stück zu schaffen, bei dem die alte, während des Anhabens kurze Zeit vorgetäuschte, allenfalls auch noch im Schrank auf dem Bügel künstlich gewahrte Dreieinheit von Hose, Weste, Rock; diese Scheineinheit, die für den wissenden Blick und Gedanken sofort in drei voneinander unabhängige Teile zerfällt, ein unzerteilbares Ereignis würde.

Lacht nicht über diesen Zielgedanken eines Mannes, der sein Leben lang mit Bekleidungsstücken zu tun gehabt hat, als ob der Gedanke seltsam und entlegen wäre! Derselbe große Einheitstrieb, der den Philosophen zwingt, alle Erscheinungen der Welt unter eine letzte zusammenfassende Erkenntnis zu beugen, der den Mystiker nach der Vereinigung der vom All abgespalteten Einzelpersönlichkeit mit Gott streben läßt, den völkisch gesinnten Politiker nach einer Bindung aller Teile seines Volkes in einem einheitlichen Staate; der Trieb, der im Gesetz unseres fortschreitenden Bildens neuer höherer Ordnungen besteht, um die Erscheinungen bewäl-

tigen zu können, der aus Bäumen den Wald, aus den Menschen die Menschheit macht, lebte auch in Philipp Barzun.

Er trat bei diesem schöpferischen Geist, gemäß seinem bürgerlichen Beruf, nur eben zuerst an einer anderen Stelle und in anderer Weise hervor als bei Philosophen und Mystikern. Aber er durchdrang ihn auch vom Anzug aus ganz, so daß Barzun stark der Einheitsphilosophie zuneigte, sich ein Büchlein über Spinoza kaufte, um sich später mit dem faßlicheren Haeckel zu beschäftigen; daß er das Wort „Einheit" nie ohne Bedeutsamkeit und Würde aussprach, daß er oft sinnend zum gestirnten Himmel aufsah und überhaupt ein höherer Mensch wurde. Auch seine politische Einstellung erwuchs zum großen Teil aus seiner schöpferischen Idee; denn so stellte sie sich ihm gesteigert dar: er wollte eine von aller ausländischen Mode unabhängige deutsche Männertracht schaffen, die erst ganz die Deutschen zum Volk verbinden konnte, wie sie jeden für sich in sein deutsches Wesen einhüllte und umschloß.

Auch das sichere Künstlergefühl lebte in Barzun: daß der einheitliche Organismus des menschlichen Leibes gemäß nur in einem einheitlichen unzerschnittenen Kleidungsstück, das diesen Leib als zweite Haut umschließt, ausgedrückt werden könne. Barzun war, ohne sich das ganz einzugestehen oder es mit seinem schlichten Geschäftsverstande — der hinter seiner Anzug- und Form-schaffenden Phantasie weit zurückstand — deutlich-bewußt zu erkennen, davon durchdrungen, daß die Übung, die Bekleidung des menschlichen Körpers aus mehreren selbständigen Stücken zusammenzusetzen, um der elenden Bequemlichkeit des An- und Ausziehens und einiger täglicher Verrichtungen willen,

eine Versündigung, zumindest ein Versäumnis von Jahrhunderten sei, die zu überwinden er auf die Welt und in ihr, unter sichtbarer Einwirkung des Schicksals, in einen der Schneiderei nicht allzufernen Beruf gekommen war.

Der Einheitsgedanke in der Bekleidung hatte, als Barzun noch jung war, in der Jaegerschen Normalkleidung, später in der Reformtracht der Frauen und einigen ähnlichen Bewegungen schon Gestalt anzunehmen versucht. Das mag Barzun angeregt haben; Einflüsse davon waren nachher auch noch in seinem, jetzt im Deutschen Museum zu München aufbewahrten, ersten Modell deutlich zu erkennen. Aber er ging über all das Bisherige weit hinaus, indem er erkannte, daß eine Normalkleidung — ob eine solche letzten Endes wünschenswert sei und aus welchem Grunde, untersuchte er nicht; hier fußte Barzun auf den Leitsätzen seiner Vorgänger und auf seinem völkischen Gefühl, das ihn, wie oben geschildert, vom Anzug aus durchdrungen hatte — nur durch die Schaffung eines einfachen, paradigmatischen, in einem einzigen einheitlichen Stücke bestehenden Gewandes gelingen könne. Zu dieser letzten Einheit des Anzugs führte ihn eben sein nicht weiter zerlegbares sicheres Gefühl, ein zwingender Instinkt mehr als ein kleinlich reflektierender Gedanke.

Barzun war, ehe er ein eigenes Geschäft kaufte, in einem Warenhause Leiter der Abteilung für weibliche Strickwaren gewesen. Dort hatte wegen seiner außerordentlichen Maßnehmebegabung, welche die aller weiblichen Angestellten seiner Abteilung übertraf, zu seinem Pflichtenkreis gehört, den Damen des Theaters, insbesondere des Balletts, die Trikots anzumessen — was er gerne tat, dabei, wie er sich selbst eingestand, ohne sein Verdienst der Welt des schönen

Scheins ganz nahe gerückt. Das Genie wird von häufig wiederkehrenden starken Eindrücken, die zufällig scheinen, es aber nicht sind, in seiner Wegrichtung, in seinen Eingebungen bestimmt. Bei seinen Maßnahmen mußte ihm die Einheitlichkeit des menschlichen Körpers lebendig bewußt werden; und er empfand stets ein schmerzliches Bedauern, wenn sich die Damen wieder anzogen und die schöne lineare Einheit ihres Körpers in ganz willkürlich zusammengesetzten Oberkleidern unterging, verschwand. Den bürgerlichen Damen verkaufte er häufig sogenannte Hemdhosen, die aus einem Stück bestanden und den weiblichen Körper, freilich unvollkommen, erstmals einheitlich bekleideten. Ich will damit die Ursprünglichkeit seines Lebensgedankens keineswegs leugnen oder auch nur verkleinern. Ist es doch wahrlich geniale Tat genug, diese nachher unter Blusen und Röcken verschwindende weibliche Unterkleidung in die männliche Oberkleidung für ein ganzes Volk zu übersetzen, wenn überhaupt die geschilderte Episode seines Lebens auf seine Schöpfung Einfluß gehabt haben sollte, was nicht sicher feststeht. Ich, als sein Geschichtsschreiber, mußte sie erwähnen, da sie Einfluß gehabt haben kann und um die Entstehung des Gedankens nach allen Seiten begreiflich zu machen.

Philipp Barzun war nicht groß, aber schlank, geschmeidig, von elastischem Leibesbau, ein guter Turner — alles Eigenschaften, die für die Ausführung seiner Idee höchst wichtig wurden. Er war leicht ergraut aber noch immer Vorturner seiner Männerriege im Turnverein „Vater Jahn". Er war gleichgültig verheiratet, jedenfalls mehr Turner als Ehemann, dagegen zärtlicher Vater eines schulpflichtigen Sohnes Emil. Emil litt unter dieser Sohnschaft, indem er von

den Klassenkameraden immer wegen seiner Anzüge verlacht wurde. Er mußte nämlich nacheinander alle die noch unvollkommenen, sich entwickelnden Modelle des Einheitsanzugs tragen, damit sein Vater an ihnen schließlich zum vollendeten letzten Entwurf vorschreiten konnte. Das hatte er bis zu diesem hohen Ziel etwa zehn von seinen damals fünfzehn Jahren mit bitterem Herzen getan. Es war dabei auch nicht ganz ohne aufregende Familienszenen abgegangen, da die Mutter, eine brave bürgerliche Frau ohne höheren Flug der Seele oder des Geistes, die an der bisherigen Männertracht nichts auszusetzen fand, stets die Partei ihres Sprößlings ergriff, wenn er gegen das Tragen eines „Anzugs in einem Stück" aufbegehrte. Barzuns Miene, die durch den langen Kundenverkehr in der Ruhelage stets einen verbindlich-gewinnenden Ausdruck hatte, der sich im Augenblick geschäftlicher Inanspruchnahme mit Leben füllte und nun je nach Rang und Stand der Käufer von Untertänigkeit, großer Hochachtung, Achtung über Wiedersehensfreude bis zu freundlicher, beratender Herablassung abstufte, Barzuns Miene nahm bei ausbrechenden Meinungsverschiedenheiten über seinen Lebensgedanken unerbittlichen, hoheitsvollen Ernst, willensvolle Strenge, manchmal mit einer Gabe verachtender Überlegenheit, an — wie er sie im Geschäftlichen nie Käufern, sondern nur gelegentlich lästigen Geschäftsreisenden gegenüber anwandte.

Barzun war sonst durchaus nachgiebig, ließ seine Frau schalten und walten, seinen Sohn tun, was er wollte. Er war ordentlich, aber nie übertrieben eifrig in seinem Geschäft, das auch zum guten Teil seiner Frau oblag. Alles, was in ihm von Persönlichkeit, Kraft, Willen, Ideal war, das hatte sich längst auf seinen Lebensgedanken gesammelt und war

aus seinen anderen Betätigungen gewichen. Es gab keinen Widerspruch gegen das „Du wirst ihn tragen!", mit dem schließlich jede häusliche Revolution endete — so daß man glauben muß, diese kleinen Empörungen seien von Sohn und Mutter mehr zur gelegentlichen Entlastung ihrer Seele, als um eines praktischen Zweckes willen unternommen worden.

„Du wirst ihn tragen!" — wenn dies Wort nach einem immer größer werdenden, ruhigen Anhören der Beschwerden als einzige Erwiderung fiel, worauf sich Barzun stets unerschüttert seiner Familie für einige Stunden entzog, dann war wieder einmal eine Verschiebung aller Macht in seinem Hause, oder richtiger: eine Rückwanderung aller in der Zwischenzeit auf Mutter und Sohn entglittenen Macht auf den Vater vollzogen. Rot und verweint erschien dann Emil im Einheitsanzug, verdrossen und gehorsam hinter ihm die Mutter; und beide sprachen von irgend etwas Gleichgültigem, worauf in Barzuns Gesicht der verbindlich-gewinnende Ausdruck der Ruhelage wiederkehrte und sein Blick nun freudig musternd, ganz von der Idee allein erfüllt, über seinen Sohn hinglitt. —

Menschlich würde Philipp Barzun am besten durch den Titel „Hoflieferant" bezeichnet worden sein, auf den er zustrebte. Auf den Hof und die zu ihm gehörenden Personen, einschließlich des fürstlichen Theaters, war sein erstes geschäftliches Augenmerk gerichtet, und wo es sich um den Hof und das Theater handelte, überließ er fast nie seiner Frau die Erledigung der Bestellungen und die Verkäufe. Aber auch über das Geschäftliche hinaus wirkte die Beziehung zum Hofe in ihm. Die Ereignisse in der Familie des Herrschers berührten ihn näher als die in seiner

eigenen Familie, ein Schnupfen der Fürstin machte ihn besorgter als ein Gelenkrheumatismus seiner Frau. Dem Fürsten zu begegnen und auf den Damm springend, sich vor ihm zu verneigen, war sein höchstes, ihm fast täglich gewährtes Glück, das nur dadurch etwas geschmälert wurde, daß er bei der turnerischen Tiefe seiner Verbeugung seinen Landesherrn und dessen gnädiges Danknicken nie sah, sondern nur am entblößten geneigten Scheitel vorübergehen fühlte. Sein Verhältnis zum Hof bestimmte auch seine politische Gesinnung mit, die, wie wir sahen, schon durch den völkischen Gehalt seines Lebensgedankens nur national-rechtsstehend sein konnte; einige demokratische Züge von Männerwürde, Bürgerstolz, von Aufrechtheit vor sich selbst waren ihr ebenso natürlich beigemischt. Was war begreiflicher, als daß es der höchste Wunsch seiner schöpferischen Seele wurde, einst sein vollendetes Modell des Einheitsanzuges dem verehrten Fürsten persönlich vorführen zu dürfen und um die Gnade zu bitten, dem Modell den Namen „Karl Heinrich" geben zu dürfen. Der Hoflieferantentitel mußte ein sicheres Nebenergebnis sein. Und das würde sicher für die nationale Einführung des Anzugs sehr wichtig werden. Soweit war die Ausführung des genialen Gedankens nun schon gediehen, daß seine möglichste Verbreitung, daß ein Patent, Geld und Ruhm in den Momenten der schöpferischen Erregung und des Schnittezeichnens Barzun umgaukelten und ihn noch energischer arbeiten ließen.

Der Weg, den sein Schöpfergedanke ging, war dieser: zuerst hatte er erkannt, daß die Weste im Wesen Unterkleid, nicht Kleid sei, daß sie normalerweise vom Rock verdeckt werde und, wenn sie auch für die Fälle des — wegen

großer Hitze, zur Bequemlichkeit und um in die inneren Taschen zu gelangen — nicht zugeknöpften Rockes vorn aus Oberstoff gefertigt wurde, doch als eine bloße unvollkommene Rockverdoppelung am Einheitsanzug keinen Teil beanspruchen könne. Er hatte nun also Rock und Hose, die noch geschieden waren. Bei der Hose wählte er die Form des Berliner Schnittes mit einigen kleinen, wie wir gleich sehen werden, praktisch notwendigen Abänderungen. Denn, wenn er sich auch für seine Person in der Zeit, da er selbst, nicht nur sein unglücklicher Sohn, die Modelle zu tragen begann, streng gewöhnt hatte, alle leiblichen Bedürfnisse früh — in der gewöhnlichen, in Hemd und Unterhose zerfallenden Leinenbekleidung — zu verrichten, ehe er in seinen Einheitsanzug gelangt war, so hatte er doch keinen Augenblick daran gedacht, eine solche strenge Regel allen Beziehern seines „Karl Heinrich" vorschreiben zu wollen — schon weil das seine Verkäuflichkeit mindern müßte. Es gab ja auch Fälle, in denen ein schleuniges Entblößenkönnen dieses oder jenes Körperteils notwendig war, worauf bei einem der ersten Modelle, das in dieser Beziehung noch unvollkommen war, der junge Emil Barzun gar einen tätlichen Angriff gegen die Lebensidee seines Vaters gewagt hatte, indem er — unter Hinweis auf die erwähnten Mängel und das Fehlen der nötigen Zeit seinerseits — den Anzug in einem augenblicklich unbenutzbaren, nicht ganz sauberen Zustand dem Vater zurückgab. Mutter und Sohn gestanden sich nachher, daß sie den Gesichtsausdruck des Familienoberhauptes in diesem Augenblick nie vergessen würden. Eines Wortes hatte er sie nicht gewürdigt.

Wie gesagt, Barzun hatte sich in dieser Frage, wenn er auch

selbst einen strengeren Standpunkt einnahm, nie getäuscht. Für den Rock, der wegen des Fehlens einer Weste ähnlich wie Jäger- und Uniformröcke bis zum Halse geschlossen sein mußte, hatte er eine Art Blusen- oder Litewka-Form gewählt, mit je einer Quetschfalte rechts und links, die an den Brusttaschen vorbei auf den Aquator eines Gürtels zustrebte, ihn unterlief und am unteren Rocksaum endete, dabei Richtungsgleichheit mit der mittleren Knopfreihe haltend, welche sich in der Hosenknopfreihe fortsetzte und die Einsteigstelle des Anzugs beliebig öffnete und schloß.
In der Höhe, die außen durch den Gürtel bezeichnet war, befanden sich die beiden von Barzun so genannten „Einheitsstellen": rechts und links über der Hüfte waren die Hosen etwa zwanzig Zentimeter breit durch feste Maschinennaht mit dem Rock verbunden, der sie so statt Hosenträgern — Barzun sprach dies Wort nie ohne höhnisches Lachen aus — selbständig hochhielt. Dadurch waren früher, als Barzun, um die Versuche nicht zu teuer zu machen, leichte billige Stoffe verwendete, unschöne Zugfalten entstanden; die aber hatte er jetzt bei der endgültigen Ausführung aus dickem kräftigem Lodenstoff von grünbrauner Farbe überwunden; sie zeigten sich, was gleichgültig war, nur noch manchmal bei rascherem Gehen, wurden aber nicht fest im Stoff. Die Rückseite der Hose und des Rockes bildete zwar auch eine „Einheitsstelle", d. h. die Hose war auch hier in Gürtelhöhe mit dem Rock verbunden. Gleich darunter aber war eine große abknöpfbare Klappe angebracht, die eben leider notwendig blieb und deren einziger Nachteil noch nicht ganz beseitigt war: daß man, so groß man sie auch machte, mit dem Ordnen von Hemd und Unterhose darin einige Schwierigkeiten fand, die sich freilich mit

sehr gelenkigen Armen, wie sie Barzun hatte, beheben ließen. Der Schoß des Rockes fiel breit über all diese geheimen Vorrichtungen — die Klappe, die Einheitsstellen — hinüber und verdeckte sie, so daß der Träger des „Karl Heinrich" auf der Straße nicht eben auffiel. Nur blieb immerhin erkennbar, daß der Schöpfer des Werkes nicht selbst Zuschneider, sondern nur Inhaber eines Unterkleidergeschäftes war; daß ihn die Idee, die Konstruktion, das geistige Modell mehr gereizt hatte als die bloße äußere Anmut der Erscheinung, der gute Sitz, die Eleganz. Für die mochte später das Heer der Nachtreter, der böhmischen oder sonstigen Schneider sorgen. Sein, Barzuns, Werk war getan, wenn der „Anzug in einem Stück" konstruktiv feststand.

Das tat er jetzt so weit, daß Philipp Barzun den Herrn Hofmarschall, als der sich eben eine neue Frackkrawatte und einen Satz von Perlmutterhemdknöpfen kaufte, bitten konnte, geneigtest zu vermitteln, daß er, Barzun, seiner Hoheit die Schöpfung vorführen dürfe.

Die Genehmigung kam. Philipp Barzun machte sich auf, die Vorbereitungen für die Besichtigung zu treffen. In einem unbewohnten Saal des Erdgeschosses im Schloß, der ihm angewiesen war, in dem um elf Uhr Seine Hoheit sich das Modell vorstellen lassen wollten, arbeitete Barzun schon von sieben Uhr ab an der Vorbereitung. Am Haken für eine Lichterkrone, die zum Glück fehlte, wurde ein festes Seil, mit einem Metallring am unteren Ende, so befestigt, daß der Metallring sich in etwas mehr als Manneshöhe über dem Boden befand. An diesen Metallring wurde ein S-Haken, und an diesen wieder der in den Schultern gut ausgesteifte „Karl Heinrich" gehängt — so etwa wie ein Schwein in der Schlachtkammer hängt, wenn der Metzger

es mit langem Schnitt geöffnet und die Eingeweide herausgenommen hat. Davor, mitten vor die große Brust-Bauch-Öffnung des Anzugs stellte Barzun eine zierliche, feste und in halber Höhe durch eine Querkette sicher gemachte Bockleiter. Es war ja wohl möglich — wie Barzuns gute Frau, als sie allmählich nach einigen Jahren, wie schließlich jede Frau, am Lebensziel ihres Mannes, an dem Unabwendbaren des „Anzugs in einem Stück", teilzunehmen anfing, ihm durch die Tat bewiesen hatte — es war möglich, den Anzug mit Hilfe eines anderen Menschen auch ohne so umfangreiche Vorbereitungen an- und auszuziehen. Aber Barzun vertrat den Grundsatz, daß der Mann allein mit sich fertig werden müsse und keines Menschen Hilfe brauchen dürfe. In seinem Schlafzimmer hing immer das Seil, stand immer die Bockleiter. Nur die in einer Ecke des Schloßsaales jetzt aufgestellte spanische Wand war in seinem Schlafzimmer natürlich entbehrlich.

Der Künstler war Punkt acht Uhr mit seinen Vorbereitungen fertig, rieb sich die Hände, hüpfte ein paarmal vor Vergnügen und ging dann, die Stunden von acht bis elf Uhr froh, siegesbewußt, stolz und aufgeregt in dem langen Saale auf und ab, sah manchmal durchs Fenster auf den leeren Schloßhof, horchte bei jedem Tritt, der im höheren Stockwerk vorüberging, pfiff das Motiv des Einzugs der Götter in Walhall, probierte alle halben Stunden einmal die ersten turnerisch nicht uninteressanten Schwünge zum Einsteigen in den Anzug, konnte mehrmals die Zeit gar nicht erwarten, sah häufig auf die Uhr und fing etwa um einhalb elf Uhr an Herzklopfen zu spüren, aber auch wachsende Sicherheit, Gefühl bald nahender Erlösung und Bewußtsein nationaler Tat. Er zog sich dann vor dem

Spiegel rasch noch einmal seinen tadellos sitzenden Gehrock alten Stils zurecht, nahm einen kleinen weißen Faden ab, strich über die Seidenaufschläge, fuhr sich auch mit seiner Taschenbürste ordnend durchs Haar. Er stand gerade so, und diesmal im Profil, vor dem Spiegel, als er plötzlich ein entferntes Türengehen und gleich darauf rasche leise Schritte durch den Nebensaal herankommen hörte, stellte sich schnell nahe der Tür in Grußposition und verneigte sich, als die Klinke berührt wurde, sofort so tief, daß er nicht sah, wer eintrat, und erst hochfuhr, als eine gleichgültige Stimme fragte, ob alles „so weit" sei. Nun sah er einen Lakaien vor sich, nahm eine männliche selbstbewußte Haltung an und erwiderte lässig: „Längst!"

Der Lakai ging, und es dauerte nicht lange, als aus derselben Richtung nun mehrere und lautere Schritte herankamen. Die Tür wurde aufgerissen: der Fürst, eine große schlanke Gestalt, sehr elegant gekleidet, mit grau gemischtem Vollbart, trat mit einem gewinnenden, gnädig fragenden und doch in der Tiefe eigentlich ausdruckslosen Lächeln ein, hielt Barzun die Hand so lange hin, bis der aus seiner jetzt naturgemäß noch tieferen Verbeugung wieder hochkam, fragte, auf den schönen Gehrock Barzuns deutend, der vom Hofschneider stammte, beifällig, ob dies der patentierte Anzug sei, worauf statt des noch befangenen Barzun sofort der Adjutant die nötigen Aufklärungen gab und auf das aufgehängte Kleidungsstück wies; sagte: „Ach so!" und ließ sich, aufmerksam zuhörend, von dem Erfinder die Erklärung des Ganzen geben, die er mit einem mehrmaligen „Interessant!" unterbrach. Dann bat Barzun, den Anzug nun praktisch vorführen zu dürfen, wozu er sich hinter dem Schirm entkleiden müsse, was

Seine Hoheit genehmigten. Gewiß hatte sich Philipp Barzun noch nie so blitzschnell ausgezogen wie jetzt, zumal er an der Unterhaltung des Fürsten mit dem Adjutanten deutlich das gnädige Warten Hochderselben herausspürte.

Der Fürst und der Adjutant lachten leutselig und herzlich, als Barzun in Hemd und Unterhose hinter dem Schirm hervorsprang und, wieder mit tiefer Verbeugung, den Einheitsanzug anlegen zu dürfen bat. Dies Anlegen war aber eigentlich ein Hineinklettern. Barzun bestieg die Leiter bis zur vierten Sprosse und fuhr nun rückwärts, sich an den oberen Sprossen mit leichtem Klimmzug haltend, durch die große Öffnung des Anzugs in die beiden Hosenbeine, bis die Füße unten erschienen. Dann setzte er die Füße auf die untersten Stufen der Doppelleiter, löste eine Hand und zog die Hosen richtig hoch. Während er darauf den Oberkörper mit eleganter Wendung nach rechts drehte, wobei er sich mit dem rechten Arm hielt, fuhr er mit dem linken in den Ärmel hinein, machte darauf die Drehung nach links und stieß, sichtlich selbst bei seiner turnerischen Gewandtheit nicht ohne Anstrengung, ebenfalls mit dem rechten Arm ins Armloch vor, griff an sein Genick, glaubte den Anhänger des Einheitsanzugs aus dem S-Haken gelöst zu haben, sprang elegant nach hinten von der Leiter — und flog in großer schöner Schwingung durch den Saal. Beim Wiedervorfliegen stieß er die Leiter an, daß sie gegen den Fürsten fiel, der mit dem Adjutanten eiligst zurücksprang. Barzun wollte sich, untertänigst Verzeihung erbittend, verneigen, was aber nur zu einer dem Fürsten zugekehrten wagrechten Erhebung der Beine mit kleiner Neigung des Kopfes führte, wobei Barzun an seinem

gewaltigen Pendel langsam und feierlich von dem Fürsten zur anderen Saalseite zurückschwang — als wolle er die Herren den Anzug so besser übersehen und würdigen lassen, wie man auch ein Gemälde etwas entfernt von dem Beschauer aufzustellen pflegt. Er wurde schließlich, sobald der wie sein Gebieter dankbar lachende Adjutant wieder Atem hatte, ausgehakt und auf die Füße gestellt. Der Anzug war völlig verzogen und saß in keinem seiner Teile. Die Hosen, die tief in den Schritt eingeschnitten hatten, erschienen viel zu kurz, der Rockkragen ging wie zur Urväterzeiten bis an den halben Hinterkopf hinauf, Längsfalten durchzogen trotz des festen Stoffes das ganze Gebilde. Durch die entschuldigenden Verbeugungen, die Barzun jetzt unter demütigen Begleitworten machte, besserte sich der Sitz des Anzugs so weit, daß Seine Hoheit ohne zu lachen einige anerkennenden Worte sagen konnten. Sie gipfelten darin, daß sie Stoff und Sitz lobten, das Ganze ein recht schmuckes Wams nannten, aber zu erwägen anheimstellten, ob es Barzun nicht noch dahin vervollkommnen wolle, daß er es in zwei Teile zerlege, wodurch das Anziehen sicher viel bequemer werde, auch solche Zwischenfälle wie das Hängenbleiben vermieden werden könnten. Indem sie nochmals ihre fürstliche Anerkennung aussprachen und einen solchen Anzug in Jagdausführung und in zwei Teile getrennt, Barzun in Auftrag gaben, drückten sie dem Neuschöpfer die Hand und verließen den Raum, gefolgt von dem Adjutanten, der Barzun freundlich zunickte.

Hatte Barzun geträumt? Er stand allein, vernichtet da: er machte automatisch ein paar Schritte zur Tür, um den Fürsten zurückzurufen und ihm zu sagen, daß er ja — da hatte er bei diesen Schritten das Gefühl, als ob an einer

der Einheitsstellen nicht alles mehr fest sei, fand richtig durch Betasten, daß eine Naht sich beim Pendeln gelöst, seufzte tief auf und stellte, vor Wut zitternd, sich die Leiter zurecht, da er so mit hängender Hose nicht über die Straße gehen wollte. Jetzt war es ihm bitter recht, daß der Fürst fort war und er die viel schwierigere Übung des Ausziehens ohne Zeugen vornehmen konnte. Resigniert und dazwischen wild auflachend erkletterte er die unterste Sprosse, hängte mit einem Ausdruck vergehender Wehmut den Anhänger in den S-Haken, knöpfte sich langsam auf, als löse er mit jedem Knopf eine Hoffnung ab, und begann dann seine Person in kurzen Rucken zunächst aus dem linken Ärmel zu ziehen, wobei er mehrmals verzweifelt den Kopf schüttelte, dann aus dem rechten. Dann, automatisch fortfahrend, aber ein ganz tiefes „Sinnlos! Unmöglich!" ausstoßend, hängte er, statt, wie er es sonst nach der strengeren Regel zu tun pflegte, mittels Klimmzuges und Armkletterns bei ganz gestreckten und darauf geschüttelten Beinen den Hosen zu entschlüpfen, plötzlich und heftig den S-Haken aus, sprang zu Boden und entstieg nun den Beinkleidern wie jeder beliebige Besitzer eines dreiteiligen Anzugs, nur daß Barzun mit jedem freigewordenen Bein sofort aufstampfte. Ganz langsam zog er seinen Gehrock an und wandelte mit gesenktem Blick heim.

Am nächsten Tag wurde Barzun der Hoflieferantentitel verliehen. Frau und Sohn, die, seit der Audienz selbst vom Einheitsanzug überzeugt, mit höchster Spannung auf des Vaters Rückkehr aus dem Schloß gewartet und deren eifrige Fragen er nur barsch zurückgewiesen hatte, kamen ihn zu beglückwünschen. Barzun aber deutete auf seine Stirne: „Den Einheitsanzug in zwei Teile zerschneiden?! Wißt ihr,

was das heißt?" Dazu lachte er höhnisch auf. Sie verstanden ihn nicht.

Jetzt ist das Fürstentum, in dem sich diese Geschichte zutrug, Republik. Vielleicht findet Barzun bei dem Präsidenten des kleinen Freistaates, einem Mitturner aus dem „Vater Jahn", mehr Verständnis für das Wesentliche des „Anzugs in einem Stück" als bei dem Fürsten, in dessen Absetzung er einen Akt geschichtlicher Gerechtigkeit zu sehen jetzt laut und oft beteuert. —

Wilhelm von Scholz

Die Gedichte

Der Spiegel / Neue Gedichte / Die Balladen und Königsmärchen / Firdusi / Hohenklingen

Vossische Zeitung: Scholz ist es geglückt, unserer neuen Innerlichkeit das Wort zu lösen. Unserer Innerlichkeit, die verschlossen und glühend, die nüchtern und begeistert, die bodennah und zum Himmel steigend, die gebunden und frei, die sinnenfroh und geistig, die tragisch und jauchzend ist. So ist Scholz' Lyrik erfüllt von der erfahrungsreichen Schaffenslust eines, der mit beiden Füßen fest in dieser Welt des zwanzigsten Jahrhunderts steht und der doch trunken die goldenen Eimer aus der Vergangenheit an die Zukunft weitergibt, ist seine Lyrik vollgesogen von der Kraft einer abgeklärten Männlichkeit und einer sich überstürzenden Jugend.

Hans Benzmann in der Berliner Börsenzeitung: Die Freunde edler Dichtung von Persönlichkeits- und Stilwert werden es mit Freude und Genugtuung begrüßen, daß die mannigfaltigen Werke dieses Strebenden und großen, tiefen Lebensstimmungen naturhaft Hingegebenen nun in schönen, gefällig ausgestatteten Bänden erscheinen. Scholz ist von seinen ersten Gedichten an immer er selbst, immer ein Eigener gewesen. Seine Eigenheit wurzelt nicht im motorischen, impulsiven Wesen, nicht im Triebhaften, wohl aber im Mystisch-Naturhaften, fast möchte ich sagen, in einer dumpfen Dämonie, die nach Erlösung und Befreiung ringt. Sie wurzelt im Schicksalhaften, im Menschlich-Problematischen, Gehemmten, Gebundenen. Alles, was Scholz an Lyrik gedichtet hat, ist im Grunde aus dieser einen Lebensstimmung hervorgequollen. Und das ist endlich für den Empfangenden das Ausschlaggebende, das Wertvolle, Bedeutende, Fesselnde an diesen Dichtungen: der eigene Stil, der Persönlichkeitswert. Und so gehört Scholz nach Liliencron und Dehmel etwa neben Christian Morgenstern, Ernst Lissauer, Rainer Maria Rilke, zu den wirklich Schaffenden, Gebenden, Geschlossenen und Bleibenden der Dichtergeneration der Gegenwart.

Georg Müller Verlag München

Wilhelm von Scholz

Die Dramen

Der Wettlauf mit dem Schatten / Der Gast / Der Jude von Konstanz / Das Herzwunder / Vertauschte Seelen / Meroe / Der Besiegte

Richard Dehmel (in Bd. IX seiner Ges. Werke): Seit der Wende zum 20. Jahrhundert sind nicht wenige unserer jüngsten Dichter mit edler Anstrengung bemüht, eine neue Tragödie gesteigerten Stils zu schaffen; Hugo v. Hofmannsthal hat sich vor allem um die Diktion verdient gemacht, Paul Ernst und Wilhelm von Scholz um die Komposition.

Frankfurter Zeitung: Bei Scholz als einem echten Dichter zeigt sich wieder einmal, daß das innere Erleben stärker ist als ein gedanklich herausgearbeitetes Ziel. Neben den „theoretischen" Dramen laufen die persönlichen her, die dichterisch wertvoller sind als die anderen, weil sie aus lebendigem Quellgrund aufgestiegen sind: „Der Besiegte", „Der Gast", „Vertauschte Seelen", „Doppelkopf" und das neuerdings oft gespielte „Herzwunder". „Der Gast" ist vielleicht das gediegenste und gehaltvollste aller Scholzschen Bühnenwerke, voll tiefer und reicher Symbolik dunkel aufsteigend wie ein gotischer Dom. Die „Vertauschten Seelen" sind sein erfolgreichstes Stück. Es war ein äußerst glücklicher Gedanke, das Motiv der Seelenwanderung auf die Bühne zu bringen. Scholz hat dabei auf tiefsinnige Symbolik Verzicht geleistet und begnügt sich in der Weise Shakespeares mit der realen Bühnenwirkung, die aber auch außerordentlich stark ist.

Vossische Zeitung, Berlin: Der Dichter Wilhelm von Scholz errang mit seinem „Wettlauf mit dem Schatten" einen großen Theatererfolg. Wie schon im Ausland, wurde dieser Erfolg gestern auch bei uns, in der Tribüne, besiegelt. Der Atem stockte dem Publikum, als das Leben mit dem Schatten um die Wette lief, als das Schicksal eines lebendigen Menschen von einem Dichter in Schuld und Tod gelenkt wurde.

Georg Müller Verlag München

Wilhelm von Scholz

Die Erzählenden Schriften

Die Beichte / Der Bodensee

Hermann Hesse in „Vivos Voco": Der Dramatiker Wilhelm von Scholz hat einige sehr schöne Gedichte geschrieben, und ab und zu traf man von ihm auch in Zeitschriften kleine sehr kultivierte Novellen an, welche entweder durch ihre Stoffe und deren knappe balladenhaft zur Steigerung treibende Behandlung auffielen, oder durch die kluge, gehaltene, gelegentlich zum Mystischen neigende Geistigkeit ihrer Gespräche. Diese Novellen sind nun gesammelt erschienen, ein Stück der versinkenden poetischen Kultur.

Rheinisch-Westfälische Zeitung: In der „Beichte" hat Scholz sein ganzes bisheriges Erzählungswerk vereinigt. In starker unbeirrbarer Formsucht hat dieser Dichter eine Erzählungskunst herausgebildet, die in untrennbarer Synthese ideale Zeit- und Raumkunst aufs Dichterische überträgt. Alles strömt aus den geistigen Begriffen der Kunstart selbst, aus der Mystik des Schaffensvorgangs in die Klarheit der Wortkunst. Nähe und Weite des Lebensraums fließen im Innern des episch gestaltenden Geistes zusammen. In der Sammlung ist die Novelle „Die Beichte" selbst die bedeutsamste, von einer konstruktiven Kraft, welche ein in großartigen Satzvoluten sich abrollendes architektonisches Gefüge nach einer psychischen Mathematik geschaffen hat, die in ihrer Stilvollendung restlos innere Form geworden ist.

Mannheimer Tageblatt: Der Titel, der den Kern der umfangreichsten Novelle im wörtlichen Sinne bezeichnet, will mehr oder weniger symbolisch auch die seelische Atmosphäre der übrigen Arbeiten treffen, wie denn überhaupt ein starkes Innenleben sich bald mystisch, bald ekstatisch liebend offenbart. Das Lyrische drängt überall stark hervor; Lyrik ist auch das Charakteristikum der gleichwohl mit lebendigstem Kulturgewissen niedergeschriebenen wertvollen Wanderbücher, in denen Scholz seinen deutschen Brüdern heilsame Lektionen gibt, um den verloren gegangenen Sinn für die Schönheiten der deutschen Landschaft zu wecken und zu stählen; wie kein anderer hat Scholz den Bodensee besungen. Sein „Bodensee" beweist, daß er die Seele dieses schönsten Stückes deutscher Erde ganz begriffen hat.

Georg Müller Verlag München

Wilhelm von Scholz

Gesammelte Werke

1. Abt.: Gedichte

Band 1. Der Spiegel. (Alles Lyrische aus den bisherigen Gedichtbüchern und aus dem Manuskript des Verfassers.)
Band 2. Die Balladen und Königsmärchen. (Alles Epische, Balladen, Hohenklingen, Firdusi.)
Band 3. Minnesang.

2. Abt.: Schauspiele

Band 1. Kleine Schauspiele. (Vorhangreden, Mein Fürst, Der Besiegte, Das Herzwunder, Doppelkopf, Der König, Der Domherr, Das Tagelied und anderes.)
Band 2. Der Gast, Der Jude von Konstanz.
Band 3. Meroe, Vertauschte Seelen.
Band 4. Gefährliche Liebe, Feinde.

3. Abt.: Erzählende Schriften

Band 1. Die Unwirklichen. Erzählungen.
Band 2. Zwischenreich. Erzählungen.

4. Abt.: Vermischte Schriften

Band 1. Der Bodensee.

Als Einzel-Ausgaben liegen vor:

Das Herzwunder, Doppelkopf und andere kleine Schauspiele.
Die Beichte. Erzählungen.
Minnesang. Freie Nachdichtungen.
Neue Gedichte.
Der Bodensee.
Der Wettlauf mit dem Schatten. Schauspiel in drei Aufzügen.
Der Dichter. Aufsätze.
Doppelkopf. Eine Groteske für Marionetten. Mit Federzeichnungen von R. v. Hörschelmann.
Die Feinde. Ein Schauspiel in 4 Aufzügen.
Gedanken zum Drama. Neue Folge.

Georg Müller Verlag München

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

177862 LG. S3688

Author Scholz, Wilhelm von

Title Gesammelte Werke. Vol. 3[2] - Erzählungen

University of Toronto Library

DO NOT REMOVE THE CARD FROM THIS POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU